

Günther Jikeli (Hrsg.)



RAKETEN UND ZWANGSARBEIT IN PEENEMÜNDE

Herausgegeben für die
Friedrich-Ebert-Stiftung
von Frederic Werner

**FRIEDRICH
EBERT** 
STIFTUNG



Die Verantwortung der Erinnerung

IMPRESSUM

Raketen und Zwangsarbeit in Peenemünde – Die Verantwortung der Erinnerung / Hrsg.:
Dr. Günther Jikeli jun.; Frederic Werner für die Friedrich-Ebert-Stiftung

Dieser Band ist Ergebnis der Konferenz „Peenemünde aus Opferperspektive - Verantwortung von Wissenschaft und Gesellschaft: Neue Impulse für eine Erinnerungskultur an die verbrecherische Kriegsindustrie der Nationalsozialisten“ im Oktober 2012. Die Konferenz wurde durchgeführt von der Friedrich-Ebert-Stiftung und dem Deutsch-Polnischen Kulturforum Odermündung mit besonderem Engagement von Andrzej Kotula und Dr. Günther Jikeli sen. und unter wissenschaftlicher Leitung von Prof. Dr. Bernd Faulenbach und Dr. Günther Jikeli jun.

Friedrich-Ebert-Stiftung
Landesbüro Mecklenburg-Vorpommern
Arsenalstraße 8
19053 Schwerin

Verantwortlich:
Frederic Werner
Leiter des Landesbüros Mecklenburg-Vorpommern
der Friedrich-Ebert-Stiftung

Fotos und Grafiken: Hans Knopp, Marco Pahl, Paul Pazdzior, Harald Schwörer, Mark Whitmore
Deutsche Bahn AG, Deutsches Museum, Historisch-Technisches Museum Peenemünde GmbH, Imperial War Museum, KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora, Lambeth Archives, Staatsarchiv Stettin, Fritz Spalink/Historische Gesellschaft zu Seebad Heringsdorf

Gestaltung: www.grafikagenten.de, Rostock

Druck: Druckerei Weidner Rostock

© Friedrich-Ebert-Stiftung
Schwerin, 2014

Eine gewerbliche Nutzung der von der Friedrich-Ebert-Stiftung herausgegebenen Medien ist ohne schriftliche Zustimmung durch die Friedrich-Ebert-Stiftung nicht gestattet.

ISBN: 978-3-86498-750-2

Schutzgebühr: 5,- Euro



RAKETEN UND ZWANGSARBEIT IN PEENEMÜNDE



Die Verantwortung der Erinnerung

INHALTS- VERZEICHNIS

- 8** **FREDERIC WERNER**
Editorial
- 12** **WOLFGANG THIERSE**
Grußwort
- 18** **EUGENIUSZ GRZESZCZAK**
Grußwort
- 22** **SEBASTIAN SCHRÖDER**
Geleitwort
- 26** **BERND FAULENBACH**
Wofür steht Peenemünde? Statt eines Geleitwortes
- I Peenemünde jenseits der Technikgeschichte – Eine Einführung**
- 34** **GÜNTHER JIKELI JUN.**
Einleitung
- 58** **FRITZ SPALINK**
Vom Fischerdorf zur Heeresversuchs-Anstalt. Die Geschichte von Peenemünde
- 82** **CHRISTIAN MÜHLDORFER-VOGT**
Zwangsarbeit in den Peenemünder Versuchsanstalten 1936-1945. Zum gegenwärtigen Forschungsstand
- II Perspektiven der Opfer**
- 102** **JENS-CHRISTIAN WAGNER**
Die Kehrseite der Medaille? Zwangsarbeit für das nationalsozialistische Raketenprogramm
- 128** **MARK WHITMORE**
Blitze aus heiterem Himmel – Die V2 Kampagne gegen London

- 158** **REGINE HEUBAUM**
„Das Geheimnis des Tunnels von Dora“ – Erinnerungsbericht des Dora-Überlebenden Adam Cabala
- 174** **WŁODZIMIERZ STĘPIŃSKI**
Unter steinernen Herzen. Polen als Zwangsarbeiter in Westpommern in den Jahren des 2. Weltkriegs – Panorama einer verlorenen Jugend.
- 208** **CHRISTL WICKERT**
KZ-Zwangsarbeiter in Karlshagen – Außenlager des Männerlagers Ravensbrück

III Verzerrte Wahrnehmungen in der langen Nachkriegszeit

- 226** **RAINER EIFELD**
Der „Mythos Peenemünde“ - Entstehung, Verfestigung und erste Risse: Eberhard Rees; Hans K. Kaiser; Peter P. Wegener
- 252** **TOMASZ ŚLEPOWROŃSKI**
Zwangsarbeiter in industriellen Betrieben Mecklenburgs und Vorpommerns 1939-1945 in der Geschichtsschreibung der Deutschen Demokratischen Republik

IV Umgang heute mit der Geschichte der Zwangsarbeit am Täterort

- 310** **MARCUS MEYER**
„Wo ist denn hier das U-Boot?“ Technische Faszination vs. Zwangsarbeit und Gewalt am Bunker Valentin
- 330** **BERNHARD M. HOPPE**
Woran erinnern - wessen gedenken? Überlegungen zur Bedeutung Peenemündes in der Gedenkstättenlandschaft
- 342** **THOMAS LUTZ**
Peenemünde in internationaler Perspektive. Überlegungen zur inhaltlichen Ausrichtung des Dokumentationszentrums Peenemünde
- 350** Autorenverzeichnis



FREDERIC WERNER

EDITORIAL





Wer heute an der nordwestlichen Spitze der Ostseeinsel Usedom unterwegs ist, findet neben touristisch betriebsamen Orten und Attraktionen einen idyllischen Strand und einen schönen Küstenwald vor. Nur wenig erinnert daran, dass hier vor etwa 70 Jahren eine der größten militärischen Forschungs- und Raketenproduktionsstätten der Welt geplant und gebaut wurde. Um eine Ahnung davon zu bekommen, fährt man am besten zum äußersten Ende der Insel.

Dorthin, wo einst das Fischerdorf Peenemünde stand, geschliffen für das Vorhaben der Nationalsozialisten. Dort stehen als monumentale Zeugnisse Überreste dessen, was einmal eines der modernsten Kraftwerke Europas war, das den enormen Energiebedarf der Raketenherstellungsindustrie decken sollte. Darin untergebracht ist heute das Historisch-Technische Museum. Dort erwartet die Besucherinnen und Besucher zuallererst ein Nachbau der ersten Rakete, die es beinah schaffte, in das Weltall vorzudringen. Ein Objekt der Faszination und der Mythen, pittoresk geschmückt mit einer Frau, die auf den Mond fliegt. Welches Unheil diese Technik anrichtete, erfährt, wer der Ausstellung weiter folgt. Die Besucherinnen und Besucher werden aufmerksam gemacht auf die Kluft zwischen der technischen Entwicklung, den Absichten und den Folgen.

Und doch lässt der eindrucksvolle Gebäudekomplex allein nur wenig erahnen, in welchen Dimensionen hier gearbeitet wurde. Tausende waren hier, teils ideologisch verblendet, teils zum Broterwerb, größtenteils jedoch unter Zwang an dem Projekt der Nationalsozialisten beteiligt, den Zweiten Weltkrieg doch noch zu gewinnen. Erahnen kann man den Umfang dieses Vorhabens erst, wenn man die Wege zwischen Trassenheide und Peenemünde verlässt und dann zwischen Trümmern und Überresten von Baracken und Stacheldraht steht. Über die auch heute noch oft unzugänglichen Stellen sind viel Gras und einiger Wald gewachsen.

Dass Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter aus vielen verschiedenen Ländern Europas hier, in Lagern, unter anderem KZ-Außenlagern, zur Arbeit gezwungen wurden, ist lange ein umstrittenes Kapitel der Geschichte dieses Ortes gewesen. Von vielen Verantwortlichen des Raketenprogramms wurde es systematisch verschwiegen oder verleugnet, um nach dem Krieg an anderer Stelle unbehelligt weiter arbeiten zu können. Das prominenteste Beispiel ist der technische Direktor der Heeresversuchsanstalt Wernher von Braun, dessen Mitverantwort-

lichkeit für die Zwangsarbeit heute feststeht.

Die historische Forschung hat Grundlegendes über die Versuche der Nationalsozialisten, den Krieg mit der Entwicklung einer »Wunderteknik« zu gewinnen, zusammengetragen. Von Rüstungsminister Albert Speer, der das alles für einen großen Fehler hielt, bis hin zu hartnäckigen Verfechtern, die zum Teil mit großer Verbohrtheit an dem Programm festhielten und alle Opfer in Kauf nahmen. Opfer waren in erster Linie die Zwangsarbeiter, die in Peenemünde und später, deportiert nach Mittelbau-Dora, das schreckliche Schicksal vieler anderer KZ-Häftlinge teilten. Über diese Opfer wird immer noch zu wenig geforscht, geschrieben und gesprochen.

Dieser Band, der auf die Tagung »Peenemünde aus Opferperspektive« im Oktober 2012 in Trassenheide zurückgeht, widmet sich der Opferperspektive auf die Geschichte der Heeresversuchsanstalt und Raketenentwicklung in Peenemünde als ein Teil größerer Zusammenhänge. Die Publikation fasst wissenschaftlich tiefgehende Analysen, die Auswertung von Zeitzeugenberichten und erinnerungspolitische Beiträge zusammen, die geeignet sind, sowohl dem Fachpublikum als auch den historisch interessierten Leserinnen und Lesern Zusammenhänge neu zu vermitteln. Herauszuheben ist dabei die grenzüberschreitende Perspektive.

Wir möchten dazu beitragen, die Blicke links und rechts des Weges einer heutigen Urlaubsidylle zu schärfen und exemplarisch den Schleier von einem zur Verklärung geeigneten (Erinnerungs-)Ort reißen. Es ist zu wünschen, dass der vorliegende Band das Historisch-Technische Museum bei seiner Aufgabe unterstützen kann, auch weiterhin möglichst viele Besucherinnen und Besucher über die moralische Verantwortung und die häufig auftretende Ambivalenz zwischen Entwicklung und Einsatz von Technik aufzuklären. Ziel ist es darüber hinaus, den Opfern ihre Würde zurückzugeben und damit nicht nur der Notwendigkeit, sondern auch der Verantwortung der Erinnerung ein Stück mehr gerecht zu werden.



WOLFGANG THIERSE

GRUSSWORT



PEENEMÜNDE



Gerade jetzt nach mittlerweile 70 Jahren, wo uns die letzten Überlebenden und Zeitzeugen verlassen, gilt es die Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus und an den Widerstand gegen das NS-Regime wachzuhalten. Die Aufteilung der damaligen Gesellschaft in »Volksgenossen« und »Gemeinschaftsfremde«, die Verfolgung und Ermordung politisch Andersdenkender, Angriffskrieg und die Kriegsverbrechen des »totalen Krieges«, systematische Vertreibungen und Ermordung, Judenvernichtung bis zum Holocaust – aus dieser deutschen Vergangenheit erwächst unsere Verpflichtung, dafür zu sorgen, dass eine solche gravierende Verletzung von Menschenrechten in Europa nie wieder geschieht.

Bundespräsident Gustav Heinemann hat einmal gesagt, die einzige Chance, dass die anderen Völker vergessen, was die Deutschen ihnen angetan haben, sei, dass wir es nicht vergessen. Es geht vor allem um eine demokratische Öffentlichkeit, in der rechtes Gedankengut keinen Platz mehr hat, es geht um orientierende Erziehung in den Schulen und eben um die Einrichtung und Pflege von Gedenkstätten.

Denn unser demokratisches Gemeinwesen ist auf eine Erinnerungskultur angewiesen, die sich auf das widersprüchliche Ganze deutscher und europäischer Geschichte beziehen muss. Die Erinnerung an die nationalsozialistische Vergangenheit, das Gedenken an deren Opfer ebenso wie an Opposition und Widerstand soll demokratische Werte vermitteln helfen, Ursachen und Wirkungen herausarbeiten, Unterschiede zwischen Tätern und Opfern nicht verwischen. Um das Bewusstsein für Freiheit, Recht und Demokratie muss immer wieder, vor allem auch in der jungen Generation, neu gerungen werden. Eine moralisch fundierte und historisch genaue Erinnerungs- und Gedenkpolitik widmet sich auch der Aufarbeitung des Alltags von Diktatur und erinnert nicht nur an die Opfer, sondern auch an die Täter.

Dabei sind Täterorte als museale Erinnerungsstätten nicht einfach. Es geht um Orte wie das Reichsparteitagsgelände in Nürnberg, das Olympiagelände in Berlin, den Hitlerschen Obersalzberg, die »Kraft durch Freude«-Ferienanlage des Seebades Prora oder eben die Peenemünder Versuchsanstalten als »Wiege der Raumfahrt«. Solche Orte, die noch heute von Machtwillen, Größenwahn, verbrecherischer Ideologie und mörderischer Praxis des NS-Regimes künden, üben eine merkwürdige Anziehungskraft aus. Jahrzehntlang überwog Unsicherheit. Wie soll man mit ideologisch belasteten Bauten und Arealen der NS-Zeit, über denen oft eine dunkle Aura liegt, eigentlich umgehen: ignorieren, abreißen oder für die Zukunft erhalten? Heute ist man sich weitgehend einig: Wir brauchen

diese authentischen Orte zur umfassenden Informations- und Bildungsarbeit. Aber diese setzt Anschauungs-, Ausstellungs- und Vermittlungskonzepte voraus, die dem eingangs zitierten Diktum von Erinnerungskultur gerecht werden – und auch materiell und personell ausreichend ausgestattet sein müssen. Denn risikolos sind diese Orte nicht: Politisch-historische Aufklärung muss sich durchsetzen gegen die Faszination des Bösen, gar manchen Erinnerungskult von Neonazis oder – so in Peenemünde – gegen entpolitisierte affirmative Technikbegeisterung.

Es ist das Verdienst dieses Bandes zu zeigen, wie sehr Peenemünde beides war: Täterort wie Opferort. Auch hier muss der Geschichte der nationalsozialistischen Kriegsgesellschaft, der Konzentrationslager, Zwangsarbeit und Vernichtung durch inhumane Arbeits- und Lebensbedingungen ein weiteres Kapitel hinzugefügt werden. Offensichtlich kam jeder Dritte, der an der Produktion der V2 beteiligt war, um. Hier finden wir zudem ein historisches Kapitel der Entwicklung von Terrorwaffen, die sich gegen die Zivilbevölkerung richten, Tausende Leidtragende wohnten damals vor allem in London und Antwerpen. Die Auseinandersetzung mit Massenvernichtungswaffen und tödenden High-Tech-Waffen ist leider nach wie vor aktuell, auch fast 25 Jahre nach dem Ende des Kalten Krieges bedrohen uns Atomraketen und kommen neuerdings immer mehr hinterücks killende Drohnen zum Einsatz.

Schließlich bietet sich gerade in Peenemünde – das ist vielleicht das Wichtigste – eine europäische Perspektive des Gedenkens, von Forschung und Bildung an. Die Versuchsanlagen liegen in der heutigen polnisch-deutschen Grenzregion. Die Opfer der Zwangsarbeit kamen vielfach aus Polen, aber auch aus der Sowjetunion, England, Belgien, Niederlande, Frankreich, Italien, Tschechien usw. Die modernen Raketen sollten letztlich den verbrecherischen Angriffskrieg in Europa gewinnen helfen und die Vernichtung in europäischen Nachbarländern kriegs-

entscheidend steigern.

Peenemünde als musealer Ort und als Gedenkstätte zu entwickeln, bedarf also der länderübergreifenden, vor allem polnisch-deutschen Kooperation zwischen Wissenschaftlern, Politikern und Opferverbänden. Im Polnisch-Deutschen Kulturforum auf Usedom konnte ich selbst erleben, wie diese Debatte Fortschritte macht, ja selbstverständlich geworden ist. Sie weiter zu transportieren, in die Bevölkerung dies- und jenseits der Grenze hinein, darum geht es jetzt.

Grundsätzlich gilt: Ohne eine europäische Gedenkkultur als Teil einer neuen europäischen Öffentlichkeit werden Misstrauen und Vorurteile bleiben, lässt sich Geschichtspolitik gar (Beispiele gibt es bereits) zu Abgrenzung und Renationalisierung missbrauchen. Europa wird nur gelingen, wenn wir das Verständnis für unsere gemeinsame europäische Geschichte weiterentwickeln und wenn es gelingt, Erinnerung und Gedenken im Geiste europäischer Versöhnung und Demokratie durch Austausch und gemeinsame Projekte zu vertiefen. Ein solches wichtiges Projekt war die Tagung »Peenemünde aus Opferperspektive«, deren Beiträge hier dokumentiert sind.

Dr. h. c. Wolfgang Thierse

Vorsitzender Kulturforum der Sozialdemokratie

Schirmherr der Internationalen Tagung »Peenemünde aus Opferperspektive«



EUGENIUSZ GRZESZCZAK

GRUSSWORT





Der historische Dialog spielt in den deutsch-polnischen Beziehungen eine herausragende Rolle. Er ist als Grundlage der Verständigung und Versöhnung unserer beiden Länder anzusehen.

In diesem Kontext stellte die Konferenz »Peenemünde aus Opferperspektive« im Oktober 2012, eine wichtige Initiative dar, die ich in aller Form unterstützt habe. Sie wurde im Rahmen einer grenzübergreifenden Initiative organisiert und diente unter anderem dem Gedenken an die polnischen Opfer des Nationalsozialismus – darunter die polnischen Zwangsarbeiter.

Angesichts der bei der Konferenz behandelten Themen, der Vorträge sowie der regen Teilnahme aus Deutschland und Polen, bin ich davon überzeugt, dass hier ein entscheidender Schritt getan wurde, die schmerzhaften historischen Erfahrungen, die mit der Funktionsweise der verbrecherischen nationalsozialistischen Industrie zusammenhängen, einer breiteren Öffentlichkeit näher zu bringen.

Diese Diskussion trägt dazu bei, Defizite im Wissen um die Geschichte des jeweiligen Nachbarlandes zu reduzieren und gleichzeitig beiden Seiten neue Impulse zu geben, die zur Vertiefung der deutsch-polnischen Beziehungen im Bereich der Geschichtspolitik führen werden.

Eugeniusz Grzeszczak

Vizepräsident des Polnischen Parlaments, Sejm

Schirmherr der Internationalen Tagung »Peenemünde aus Opferperspektive«



SEBASTIAN SCHRÖDER

GELEITWORT





Liebe Leserin, lieber Leser,

Peenemünde hat als Erinnerungsort eine Bedeutung, die weit über die Regional- und Landesgeschichte hinausgeht. Das Land Mecklenburg-Vorpommern entschloss sich, 2010 Gesellschafter des Historisch-Technischen Museums (HTM) in Peenemünde zu werden und die Gemeinde mit dieser Aufgabe nicht länger allein zu lassen. Zwischen 150 000 und 200 000 Besucherinnen und Besucher kamen in den vergangenen Jahren jährlich in das HTM. Sie besichtigten ein Museum in einer einzigartigen Denkmallandschaft, die erklärt werden muss. Das HTM lädt ein, sich mit Geschichte und Technik zu beschäftigen und dabei über die Verantwortung des Menschen für technische Innovation und ihre Folgen nachzudenken. Das sind sehr aktuelle Fragestellungen.

Der Mythos Peenemünde als »Wiege der Raumfahrt« oder die Person Wernher von Braun werden durch die Dauerausstellung nicht vordergründig bedient, sondern kritisch reflektiert. Die technische Entwicklung der Rakete in Peenemünde ist ohne Zweifel ein Meilenstein der Technikgeschichte. Es ist aber geboten auch nach dem Warum und Wie zu fragen und den Besuchern diese Fragen zu beantworten.

Der erfolgreiche Start der ersten Rakete in Peenemünde diente einem Ziel: der Zerstörung von Städten und der Tötung vieler Menschen durch das Krieg führende Nazideutschland. Und die Raketenforschung in Peenemünde hatte einen hohen Preis: Zwangsarbeiter verschiedener Nationalitäten wurden um ihre Freiheit und körperliche Unversehrtheit gebracht. Viele zahlten mit dem Leben oder litten ihr Leben lang an den Spätfolgen der Haft, während die Peenemünder Ingenieure teilweise nach dem Krieg ihre Karriere unter geänderten politischen Vorzeichen nahtlos fortsetzen konnten.

In der Dauerausstellung des HTM findet sich ein Raum mit Garderobenspinden. Hier werden einzelne Lebensschicksale... für die Besucherinnen und Besucher anschaulich nachgezeichnet. Es finden sich unter anderem Kurzbiografien von Zwangs-

arbeitern aus Polen, Holland und Frankreich, aber auch von Menschen, die ihnen geholfen haben.

Es ist zu begrüßen, dass die vorliegende Schrift Die Verantwortung der Erinnerung auf wissenschaftlicher Grundlage das Thema Zwangsarbeit in Peenemünde näher untersucht. Sie liefert damit Beiträge zur Erforschung der Zeit von 1936 bis 1945, die ein Schwerpunkt der Ausstellungsarbeit des HTM ist. Bei der weiteren Entwicklung des HTM, für Sonderausstellungen und die anstehende Überarbeitung der Dauerausstellung wird diese Publikation wertvolle Hinweise geben.

Peenemünde ist ein kontroverser Ort, der sich nicht auf eine einfache Formel bringen lässt. Bildungsangebote für Schulen, internationale Sommercamps, Sonderausstellungen, thematische Veranstaltungen und deutsch-polnische Praktika prägen die Arbeit des HTM. Es möchte den offenen Diskurs über Fragen der Geschichte und der Technik fördern.

Hohe Besucherzahlen sichern den wirtschaftlichen Betrieb des Museums. Die besondere Herausforderung besteht darin, sich von rein kommerziellen Angeboten in unmittelbarer Nähe des HTM abzugrenzen und den Gästen, die zumeist im Rahmen ihres Urlaubs den Weg nach Peenemünde finden und ganz unterschiedliches Vorwissen und Erwartungen mitbringen, ein umfassendes Bild zu vermitteln.

Herausgebern, Verfassern und der Friedrich-Ebert-Stiftung sei für ihre eigenständige Initiative und die Veröffentlichung herzlich gedankt. Möge Die Verantwortung der Erinnerung viele interessierte Leserinnen und Leser finden und zu weiteren Diskussionen anregen.

Peenemünde, im Dezember 2013

Sebastian Schröder

Staatssekretär

Vorsitzender des Aufsichtsrats des Historisch-Technischen Museums Peenemünde



BERND FAULENBACH

WOFÜR STEHT PEENEMÜNDE?

Statt eines

Geleitwortes



An der Heeres- und Luftwaffenversuchsanstalt in Peenemünde während der NS-Zeit scheiden sich bis heute die Geister. Hier wurden die V1- und V2-Raketen entwickelt und zunächst auch produziert, die als Wunderwaffen des Dritten Reiches galten. Heute meist als – militärisch fragwürdige – Terrorwaffen bezeichnet, werden sie von manchen bis in die Gegenwart als wichtige Etappe der Weltraumfahrt betrachtet.

Diese aus einer deutsch-polnischen Konferenz im Oktober 2012 hervorgegangene Publikation plädiert demgegenüber nachdrücklich dafür, das Geschehen in Peenemünde mit der Realität der NS-Zeit, ihrer Verbrechen und ihrer Opfer in Beziehung zu setzen – zweifellos mit überzeugenden Argumenten.

»Peenemünde« ist in verschiedener Hinsicht aufschlussreich für die NS-Zeit und das Verhalten von Menschen in dieser Zeit: »Peenemünde« gibt wichtige Hinweise auf die Rolle von Ingenieuren und Wissenschaftlern und ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus und zum Zweiten Weltkrieg, aber auch auf die Auswirkung auf Tausende, die Opfer dieses Tuns wurden.

Nicht wenige Ingenieure und Wissenschaftler waren in gewisser Weise unpolitisch oder auch antipolitisch eingestellt. Dies erleichterte es ihnen, sich an die neuen Verhältnisse anzupassen und die durch sie gegebenen Möglichkeiten aufzugreifen. Damit aber stellten sie sich nicht nur in den Dienst der NS-Politik, sondern begannen auch deren Wertorientierungen wenn nicht zu übernehmen, so doch in Kauf zu nehmen. Derartige Mechanismen lassen sich nicht nur bei den Raketenbauern und anderen Wissenschaftlern, sondern auch bei Ärzten und anderen Berufsgruppen feststellen, die das Regime unterstützten.

Dies muss nicht heißen, dass diese Fach-Eliten die Großverbrechen des Dritten Reiches, etwa den Mord an den Juden in Europa, die Verbrechen gegen Sinti und Roma und andere Gruppen bejahten. Doch nutzten sie die Möglichkeiten des Regimes, ohne humanitäre Rücksicht Arbeitskräfte aus Konzentrationslagern sowie Zwangsarbeiter zur Realisierung ihrer Vorhaben zu verwenden. Inwieweit sie als Personen dabei selbst aktiv waren oder von anderen dies für sie betrieben wurde, ist für den Einzelfall zu klären. Jedenfalls hätten in der Nachkriegsperiode die Verantwortlichkeiten für die KZ-Außenlager Karlshagen I und II sowie des Lagers Trassenheide, vor allem

für die mörderischen Lebensverhältnisse in Mittelbau-Dora mit ihren Tausenden von Opfern, der intensiven juristischen Aufarbeitung bedurft und sind heute historisch zu dokumentieren.

Auch ein anderer Aspekt ist nicht zu übersehen. Mit der Entwicklung und Produktion dieser Waffen – denn darum ging es in Peenemünde, nicht um Weltraumforschung, die davon später ein Stück profitiert haben mag – arbeiteten Wernher von Braun und seine Kollegen für den verbrecherischen Krieg. Gewiss war für die damaligen Generationen die Beteiligung am Krieg – den sie mehrheitlich als national begründeten Krieg betrachteten – noch selbstverständlich. Und die Angriffe auf die Zivilbevölkerung in England mag von ihnen auch als »Vergeltung« für den alliierten Bombenkrieg gerechtfertigt worden sein. Doch der Charakter der Terrorwaffen musste ihnen klar sein. Ihre Technik diente spezifischen Zielen; sie passt zu dem, was Jeffrey Herf und andere »reaktionäre Modernität« genannt haben.¹

In den 80er und 90er Jahren des 20. Jahrhunderts ist vielfältig über das Verhältnis von Nationalsozialismus und Modernisierung diskutiert worden. Keine Frage, dass das NS-Regime bestimmte moderne Techniken förderte. Doch war diese Förderung selektiver Art und wie die Wissenschaftsförderung auf rasche Erfolge hin orientiert. Im Einzelnen spielten irrationale Momente und nicht selten auch ein geradezu ästhetischer Technik-Begriff eine Rolle, wie viele Beispiele zeigen. Und höchst inhumane archaische Ziele konnten damit verbunden sein.

Der militärische Nutzen der Waffen war außerordentlich fragwürdig, sieht man von der Verbreitung von Schrecken und der Stabilisierung der eigenen Moral ab. Allerdings ist unter den Historikern bis heute auch die Frage nicht eindeutig beantwortet, inwieweit die Flächenbombardements deutscher Städte sinnvoll waren – auch darüber ist diskutiert worden. Keinerlei

Zweifel freilich gibt es jedoch im Hinblick auf die Verantwortlichkeit von NS-Deutschland.

So ist Peenemünde ein Ort, an dem es gilt, über die NS-Politik, den von Hitler vom Zaune gebrochenen Krieg, über die Verantwortung der Ingenieure, Techniker und Wissenschaftler, vor allem aber über die vielen Opfer nachzudenken – und letzterer zu gedenken. Peenemünde ist vor allem ein Erinnerungsort, an dem an die Opfer aus zahlreichen Ländern, nicht zuletzt aus dem benachbarten Polen, zu erinnern ist. Peenemünde ist damit auch ein Ort, der dazu auffordert, diese Vergangenheit, das in ihr manifeste Verhalten und Denken, dauerhaft zu überwinden.

Der Wille und die Fähigkeit, vergangenes Unrecht aufzuarbeiten, ist charakteristisch für ein Europa, das gemeinsame Werte teilt, für die die Menschen- und Bürgerrechte zentral sind. Dieses Europa weiß um eine komplexe, widersprüchliche, teilweise furchtbare Geschichte, die für Gegenwart und Zukunft verpflichtet.

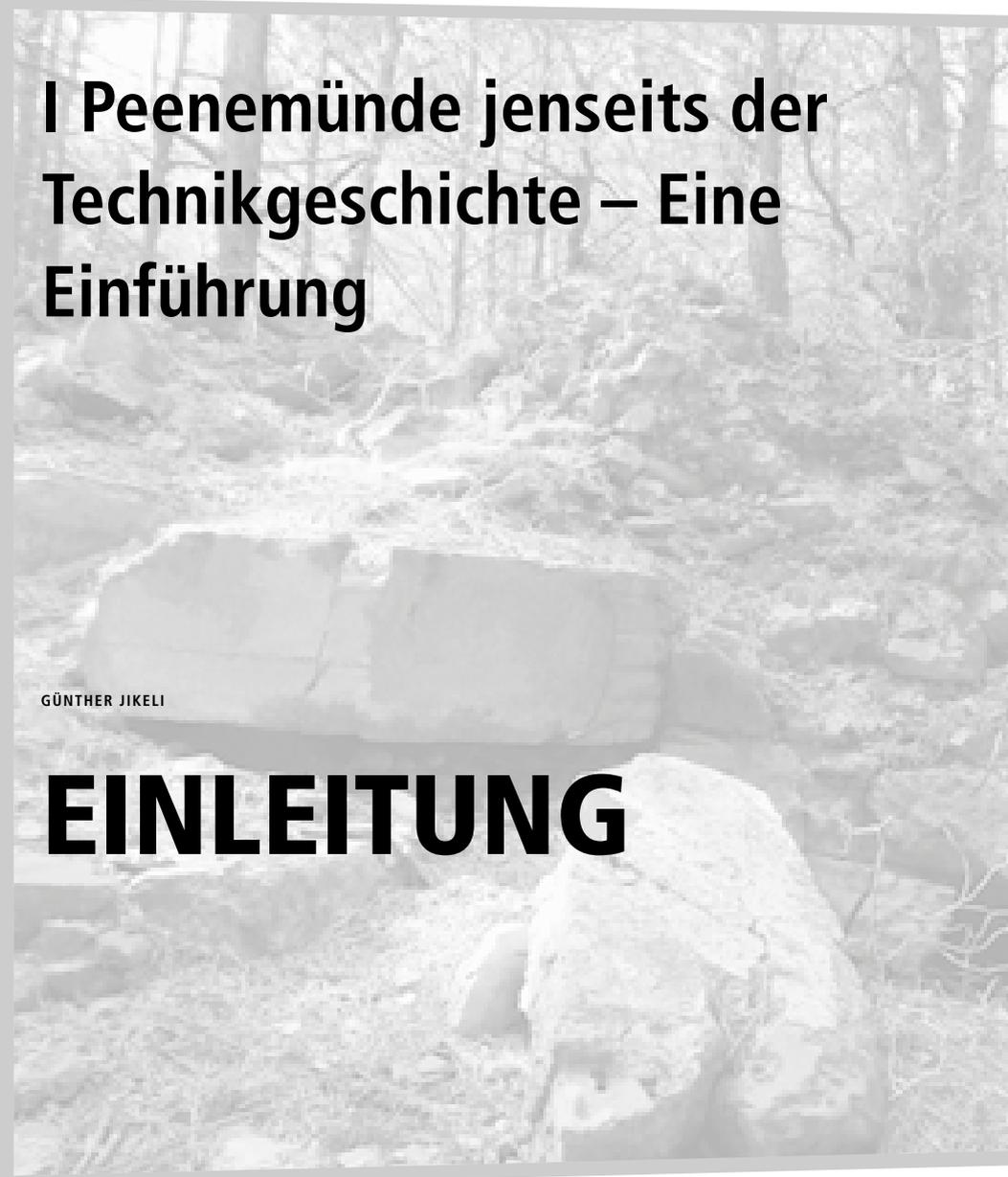
Prof. Dr. Bernd Faulenbach

Zeithistoriker an der Universität Bochum und Vorsitzender der Historischen Kommission beim SPD-Parteivorstand

Mitglied verschiedener Gremien der Erinnerungskultur

Anmerkungen

1 Siehe Jeffrey Herf: *Reactionary Modernism. Technology, Culture and Politics in Weimar and the Third Reich*, Cambridge 1984.



I Peenemünde jenseits der Technikgeschichte – Eine Einführung

GÜNTHER JIKELI

EINLEITUNG





Gras ist über den Peenemünder Haken und die Heeresversuchsanstalt und Luftwaffen-Erprobungsstelle der Nationalsozialisten gewachsen. Dennoch zeugen auch heute noch zahlreiche Überreste von einer militärischen Nutzung im Zweiten Weltkrieg. Sichtbar sind einzelne Bauwerke und Ruinen, Zaunpfähle oder auch kilometerlange Gräben, in denen Rohrleitungen und Stromkabel verlegt waren. Eher versteckt finden sich Spuren der Zwangsarbeiter- und Konzentrationslager. Unübersehbar ist das ehemalige Kraftwerk, welches heute als Museum dient.

Die Versuchsanstalten erstreckten sich von 1936 bis 1945 über weite Teile im Norden der Insel Usedom. Direkt zu den Versuchsanstalten gehörten: im Osten das Gemeinschaftslager, das Entwicklungswerk und das KZ Karlshagen I am heutigen



Peenemünder Haken im Norden Usedom. Hier befand sich das Kerngelände der Heererversuchsanstalt und der Erprobungsstelle der Luftwaffe. Marco Pahl

Flughafenring, im Westen das Kraftwerk, das Sauerstoffwerk und zwei Häfen, im Nordwesten der Flugplatz, im Nordosten V1 Rampen und eine Reihe von Prüfständen entlang der Küste im Nordosten, südöstlich das Versuchsserienwerk F 1 mit dem KZ Karlshagen II, die Siedlung Karlshagen, das Unterkunfts-lager des Versuchskommandos Nord und im Südwesten die Serienprüfstände.

Außerhalb dieses Kerngebiets lag das Lager Trassenheide. Insbesondere nach den Luftangriffen im August 1943 wurden wichtige Einheiten stärker über die Insel verteilt, beispielsweise nach Pudagla. In Zinnowitz war nicht nur der Kommandant der Heeresversuchsanstalt einquartiert, es war auch zugleich der bedeutendste Umschlagplatz für Güter und Passagiere, die auf dem Landweg nach Peenemünde kamen.¹ Logistische Unterstützung erbrachte der sogenannte Reichsarbeitsdienst in einer Reihe von Ortschaften der gesamten Insel, u. a. Ahlbeck und Usedom.

Peenemünde wurde weltweit bekannt aufgrund der dort von der Luftwaffe erprobten Flugbomben (Fieseler Fi 103) und der dort vom Heer entwickelten, erprobten und anfangs gefertigten Raketen (A4). Die NS-Propaganda gab diese ab 1943 als »Vergeltungswaffen«, V1 und V2, aus.²

Ab 1943 wurden die V2-Raketen unter Zwangsarbeit und in enger Kooperation mit der Heeresversuchsanstalt an verschiedenen Orten im Deutschen Reich produziert, montiert und geprüft. Hauptwerk war das „Mittelwerk“ des KZ Mittelbau-Dora. Andere Standorte von Produktionsstätten und Prüfständen waren neben Peenemünde Berlin-Falkensee, zeitweise Wiener Neustadt und Friedrichshafen, Schlier, Ebensee und Dernau. Hinzu kamen Zulieferbetriebe an zahlreichen Orten, in denen Zwangsarbeiter Raketenteile produzieren mussten. Zwei Versuchsgelände befanden sich im damals besetzten Polen im Kreis Tuchel und bei Blizna.

MYTHOS »WUNDERWAFFE«

Die V1 und V2 waren Teil eines als »Wunderwaffen« bezeichneten Waffenarsenals, mit dem angeblich der »Endsieg« trotz der sich abzeichnenden Niederlage noch errungen werden sollte.³ Tatsächlich waren sie jedoch aufgrund ihrer Zielungenaugigkeit und ihrer im Verhältnis zu herkömmlichen Fliegerangriffen geringen Traglast von Sprengstoff militärisch-strategisch bereits von ihrer Konzeption her – abgesehen von ihrer psychologischen Wirkung – irrelevant.⁴ Sie wurden deshalb hauptsächlich gegen zivile Ziele, insbesondere gegen London und Antwerpen, eingesetzt. Etwa 3 280 V2-Raketen wurden von September 1944 bis Ende März 1945 abgeschossen und forderten etwa 8 000 Tote.⁵ Träume deutscher Militärstrategen, dass die massive Bombardierung ziviler Ziele die Alliierten zur Aufgabe oder auch nur zu einer Senkung der Moral in der Bevölkerung führen würde, hatten sich schon 1940 mit den Bombardierung von Coventry als unrealistisch erwiesen.⁶

Die Bedeutung der V2 für die Nationalsozialisten lag in der propagandistischen Verklärung. Sie war Teil des Wahns des »Totalen Krieges.« Die Raketen wurden in den letzten beiden Kriegsjahren in Serienproduktion unter grausamsten Bedingungen hergestellt. Die Mitverantwortung der Peenemünder Ingenieure für diese Verbrechen sind heute in Wissenschaft und Öffentlichkeit weitgehend unstrittig. So hieß es zusammenfassend 2012 in einer Geschichtssendung beim ZDF: »Was den Deutschen als ›Wunder‹ verkauft wurde, verbreitete in erster Linie Terror – bei denen, die damit beschossen wurden, und bei den Sklavenarbeitern, die sie herstellen mussten und dabei zu Tausenden ihr Leben ließen.«⁷ Der Mythos der »Wunderwaffe« ist dennoch bis heute wirkmächtig, wenn beispielsweise die technischen Leistungen, die es fraglos auch gab, überhöht, verklärt und dekontextualisiert dargestellt werden.

MYTHOS »WIEGE DER RAUMFAHRT«

Ein weiterer Mythos wurde nach dem Krieg von Ingenieuren geschaffen, die in Peenemünde tätig waren: der Mythos von Peenemünde als »Wiege der Raumfahrt«. Dieser Mythos stützt sich im Wesentlichen auf drei Dinge: erstens auf die Biografie einer Reihe von Ingenieuren, die nach dem Krieg in der Sowjetunion und den USA an Langstreckenraketen arbeiteten. Einige darunter waren später auch an Raumfahrtraketenprojekten beteiligt, an prominentester Stelle Wernher von Braun. Die Mythisierung von Peenemünde als »Wiege der Raumfahrt« unter Ausblendung der dort begangenen Verbrechen sowie die Verschleierung, dass die Heeresversuchsanstalt in direkter Weise mit der Serienproduktionsstätte der V2, dem Konzentrationslager Mittelbau-Dora, zusammenhing und Teil des militärischen Systems der Nationalsozialisten war,⁸ lag im Interesse der beteiligten Ingenieure. Sie wollten ihre Arbeit (bei Eskamotierung ihrer Mitverantwortung für Verbrechen) nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches als epochale technisch-wissenschaftliche Leistung verstanden wissen. Zweitens stützt sich der Mythos auf die Tatsache, dass es Ende der 1920er Jahre bereits private Versuche mit Flüssigkeitsraketen gab, die von der Vision der Entwicklung der Raumschiffahrt getragen wurden.⁹ Das Militär interessierte sich schließlich für diese Raketen und stellte einige der Beteiligten in ihre Dienste. Als letztes Argument für den Mythos von Peenemünde als »Wiege der Raumfahrt« wird der Versuchsstart einer V2 herangezogen, welche eine Höhe von 84,5 km erreichte. Je nach Definition reicht dies an die Grenze zum Weltall.¹⁰

Die Bezeichnung von Peenemünde als »Wiege der Raumfahrt« ist dennoch irreführend, denn alle Arbeiten in Peenemünde waren einzig auf die Entwicklung von Waffensystemen ausgerichtet. Raketen, die zuvor für die zivile Nutzung erdacht und entwickelt worden waren – und zwar nicht in Peenemünde – wurden dort allein zum militärischen Nutzung weiterentwickelt,

deren Bedeutung für die zivile Entwicklung überschaubar ist.¹¹ Entscheidend hinzu kommt jedoch ein moralisches Argument: Eine solch positive und mit ziviler Nutzung assoziierte Darstellung verharmlost die mit der Entwicklung der »Vergeltungswaffen« zusammenhängenden Verbrechen.

ZIEL DER ENTWICKLUNG VON KRIEGSWAFFEN

Der Leiter der Heeresversuchsanstalt Peenemünde, Generalmajor Walter Dornberger, führte seinen Mitarbeitern wiederholt das rein militärische Ziel vor Augen, das in einer Massenherstellung der Flüssigkeitsrakete für Angriffe auf Ziele wie London bestand (weshalb auch eine größere Treffgenauigkeit nicht nötig sei).¹² Selbstverständlich war den beteiligten Ingenieuren klar, dass es hier nicht um Weltraumforschung ging, sondern um die Entwicklung von Waffensystemen für den nationalsozialistischen Krieg, die sich gegen die Zivilbevölkerung richteten. Darüber hinaus kann ihnen weder die große Zahl an Zwangsarbeitern und ab 1943 KZ-Häftlingen in Peenemünde, noch in der Serienproduktionsstätte Mittelbau-Dora entgangen sein, deren Lebens- und Arbeitsbedingungen Verbrechen ungeheuerlichen Ausmaßes darstellen und für die viele der Peenemünder Ingenieure auch direkt verantwortlich sind.¹³

Der oft beschriebene Zusammenhalt der in Peenemünde unter Geheimhaltung arbeitenden Ingenieure, Techniker, Handwerker und Sekretärinnen¹⁴ und die Ideologie einer verschworenen Gemeinschaft erleichterten den unhinterfragten und unbedingten, ja geradezu enthusiastischen Einsatz für die nationalsozialistische Kriegsführung ohne Rücksicht auf das Leiden von Zwangsarbeitern und Zivilbevölkerung.¹⁵

ARBEIT UNTER ZWANG

In der Peenemünder Versuchsanstalt und Erprobungsstelle

arbeiteten bei Kriegsausbruch etwa 10 000 Menschen, aus Gründen der Geheimhaltung vor allem dienstverpflichtete Deutsche. Diese Zahl stieg auf über 18 000 an unter Hinzunahme ausländischer Zwangsarbeiter. Martin Middlebrook schätzt die Zahl ausländischer Arbeiter, sprich Zwangsarbeiter, Mitte 1943 auf 10–12 000.¹⁶ Die Rekrutierung von Zwangsarbeitern einschließlich »Zivilarbeitern« war geprägt von physischer Gewalt, Zwang und Vortäuschung falscher Tatsachen. Besonders brutal wurden Zivilisten aus dem besetzten Osteuropa zur Zwangsarbeit verschleppt.¹⁷ Die meisten der in Peenemünde eingesetzten »Ostarbeiter« (und die größte Gruppe ausländischer Arbeiter insgesamt) waren Polen.¹⁸ Sie unterlagen unter anderem den rassistischen Verordnungen der Polenerlasse vom März 1940, die die Kennzeichnung mit einem »P« vorschrieben und willkürliche Bestrafungen bis zum Todesurteil erleichterten.



Überreste des Konzentrationslagers Karshagen I, September 2013. Jikeli



Überreste der Fertigungshalle F1 für die V2, in der sich auch das KZ Karlshagen II befand, September 2013. Jikeli

Arbeit unter Zwang fand in den Peenemünder Versuchsanstalten seit 1936 statt, beginnend mit dem Reichsarbeitsdienst, ab 1939 tschechischer und später polnischen und sowjetischen Zwangsarbeiter, oftmals Kriegsgefangener, aber auch »Zivilarbeiter« aus den Niederlanden, Belgien, Polen, Luxemburg und Frankreich.¹⁹ Eine Sonderstellung nahmen italienische Vertragsarbeiter ein.²⁰ Die Unterscheidung zwischen »Zivil-« und Zwangsarbeitern war zunehmend schwierig.²¹ Auch Wehrmachtsgefangene wurden in Peenemünde eingesetzt. Am härtesten waren KZ-Zwangsarbeiter betroffen. In Peenemünde selbst gab es zwei KZ-Außenlager des Männerlagers Ravensbrück. Das Karlshagener Außenlager I der Luftwaffe wurde im Mai 1943 errichtet und bestand bis Februar 1945 mit durchschnittlich 1 200 Häftlingen.

Das Karlshagener Außenlager II der Heeresversuchsanstalt existierte vom 17. Juni 1943 bis Oktober 1943 im Untergeschoss der Fertigungshalle F 1 der V2 mit 600 bis 650 Häftlingen.²² Nach den britischen Luftangriffen im August 1943

wurde entschieden, die Serienfertigung der V2 unterirdisch in tiefe Stollen zu verlegen. Die Zwangsarbeiter der Fertigungshalle wurden am 13. Oktober 1943 in den Harz bei Nordhausen verschleppt, wo das KZ Mittelbau-Dora entstand. Dort arbeiteten insgesamt etwa 60 000 Häftlinge, größtenteils an der Produktion der V2, aber auch an der V1 und anderen Waffen. Nach vorsichtigen Schätzungen kamen dabei 20 000 Häftlinge ums Leben.²³ Darunter befanden sich auch viele der Häftlinge, die im Oktober 1943 von Peenemünde nach Dora deportiert wurden.²⁴

WIDERSTAND

Nicht alle Arbeiter, Zwangsarbeiter und Häftlinge nahmen diese Verbrechen hin. Widerstand regte sich, wenn auch aufgrund der dafür äußerst schwierigen Umstände nur in sehr begrenztem Ausmaß.²⁵ Widerstand in Peenemünde richtete



Überreste der Fertigungshalle F1 für die V2, in der sich auch das KZ Karlshagen II befand, September 2013. Jikeli



Straße zur Fertigungshalle F1 für die V2, in dem sich auch das KZ Karlishagen II befand, September 2013. Jikeli

sich gegen die nationalsozialistische Herrschaft im Allgemeinen, gegen die Produktion der Waffen für die Nationalsozialisten oder gegen die Arbeits- und Lebensbedingungen der Zwangs- und »Zivilarbeiter«. Wie vielfach angemerkt, waren die Möglichkeiten zum Widerstand abhängig von den situativen Kontexten und der konkreten Position, die vorrangig nach rassistischen Kriterien bestimmt war. Für Zwangsarbeiter in Konzentrationslagern können kulturelle Aktivitäten und Bewahrung von Individualität, ja bereits Selbstbehauptung und Solidarität als Widerstand gelten, da sie sich in einem System befanden, welches darauf abzielte, genau dies vor ihrer physischen Vernichtung zu zerstören.²⁶ Aber auch darüber hinaus leisteten Zwangsarbeiter in Peenemünde Widerstand. Es ist anzunehmen, dass Verzögerungen der Rüstungsproduktion oder Sabotageakte – unter ständiger Lebensgefahr – nur in begrenztem Maße stattfanden.²⁷ Belegt ist jedoch die Weitergabe von Informationen an ausländische Widerstandsorganisa-

tionen, insbesondere an die polnische Heimatarmee, über die die Alliierten Informationen über Peenemünde und die dort entwickelten Waffensysteme erhielten.²⁸ Ebenfalls dokumentiert ist eine Revolte italienischer »Vertragsarbeiter« im Herbst 1941, die mit Hilfe der Polizei blutig niedergeschlagen wurde.²⁹ Weltweit berühmt geworden ist die spektakuläre Flucht des sowjetischen Piloten Michail Petrowitsch Dewjatajew und neun weiterer KZ-Häftlinge per Flugzeug im Februar 1945.³⁰ Eine internationale Gruppe von Widerständlern, darunter auch zwei Polen, traf sich in Zinnowitz im Wohnhaus des niederländischen Arbeiters Johannes ter Morsche.³¹ Die Gruppe wurde 1943 durch einen Agenten verraten und zu Tod oder Zuchthaus verurteilt.³²

ZU DIESEM BAND

Die Autorinnen und Autoren dieses Bands, die zum überwiegenden Teil ihre Thesen und Forschungsergebnisse auf der Konferenz »Peenemünde aus Opferperspektive« vorstellten,³³ beleuchten die Ereignisse in Peenemünde, Zwangsarbeit und V-Waffenproduktion und -anwendung aus der Perspektive der Opfer. Sie verdeutlichen, dass die Gegenüberstellung vom »sauberen Peenemünde« im Gegensatz zu Mittelbau-Dora nicht haltbar ist und dass auch Peenemünder Ingenieure tief in Verbrechen verstrickt waren. Die in der Vergangenheit zeitweilig erfolgte Darstellung der V2 fast ausschließlich als Etappe der Technikgeschichte unter Ausblenden der konkreten Bedingungen der NS-Zeit und der Produktion durch Zwangsarbeit ist signifikant für die verzögerte Aufarbeitung der gesellschaftlichen Mitverantwortung für die NS-Politik. In den letzten Jahren zeichnet sich allerdings ein Umdenken in der öffentlichen Diskussion ab, wie beispielsweise die »Peenemünder Erklärung« und das »Peenemünder Manifest« zeigen, in denen explizit gefordert wird, Peenemünde auch als Gedenkort zu verstehen.³⁴

Die Beiträge dieses Bands eint, dass sie die Opfer berücksichtigen, die unter der nationalsozialistischen Waffenproduktion leiden mussten. Dennoch spiegeln sie unterschiedliche Perspektiven wider, für die die jeweilige Autorin beziehungsweise der jeweilige Autor verantwortlich zeichnen.

Der Band ist in vier Sektionen untergliedert: 1) Peenemünde jenseits der Technikgeschichte – Eine Einführung, 2) Perspektiven der Opfer, 3) Verzerrte Wahrnehmungen in der langen Nachkriegszeit und 4) Umgang heute mit der Geschichte der Zwangsarbeit am Täterort.

Fritz Spalink führt ein mit einem historischen Rückblick von den Entwicklungen vom noch 1933 als Luft- und Badekurort angepriesenen Peenemünde zu den Versuchsanstalten. Er gibt einen Überblick über die Entstehung der komplexen Anlagen von 1936–45 unter besonderer Berücksichtigung der Bahn, die zum Transport von Gütern, Angestellten und Zwangsarbeitern auf dem weitläufigen Gelände unentbehrlich wurde. Die Wahl fiel auf Peenemünde, weil es versprach, im Geheimen Raketen zum Angriff auf Feinde entwickeln zu können. Spalink belegt anhand von Aussagen Dornbergers, dem Leiter der Heeresversuchsanstalt, dass die dortige Führung explizit keine Grundlagen für die Weltraumfahrt erforschen wollte. Er lässt Zeitzeugen zu Wort kommen, die die britischen Luftangriffe aus ganz unterschiedlichen Perspektiven erlebten: Auszubildende der Flieger-Hitlerjugend, Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge.

Während die technische Entwicklung der V-Waffenproduktion gut erforscht ist, sind wissenschaftliche Arbeiten, die sich auf die dortigen Arbeits- und Lebensverhältnisse, insbesondere der Zwangsarbeiter in den Peenemünder Versuchsanstalten konzentrieren, rar. Forschungslücken bestehen, wie Christian Mühldorfer-Vogt in seinem Überblick zum Forschungsstand hervorhebt, insbesondere hinsichtlich der Luftwaffen-Erprobungsstelle und Zwangsarbeit in Peenemünde-West, etwa der

Tätigkeit der Baugruppe Schlempp (samt deren Bauleiter Heinrich Lübke), die für den Einsatz der meisten Zwangsarbeiter verantwortlich war.³⁵ Ein weiteres Forschungsdesiderat ist der Zusammenhang zwischen Peenemünde, Dora und einer Reihe weiterer Standorte des Raketenprogramms.

Im zweiten Teil, Perspektiven der Opfer, geht Jens-Christian Wagner der Frage nach, wie es dazu kommen konnte, dass sich nach dem Zweiten Weltkrieg das Narrativ von Peenemünde als Forschungsstätte ohne Verantwortung für Zwangsarbeit und Terror durchsetzen konnte. Er stellt dar, dass auch heutige Darstellungen von einer »Janusköpfigkeit« und »Ambivalenz« Peenemündes in diesem Diskurs verfangen bleiben und der Geschichte und dem Forschungsstand nicht gerecht werden. Dies wird durch die direkte Verantwortung für Zwangsarbeit in Peenemünde selbst und auch durch die personellen, organisatorischen und funktionalen Verflechtungen der Peenemünder Ingenieure mit der Serienproduktionsstätte, der Mittelwerk GmbH, deutlich. Der Raketenkonstrukteur und SS-Mann Wernher von Braun beispielsweise leitete den Arbeitsausschuss »Endabnahme« des im Speer-Ministerium gebildeten Sonderausschusses A4, dessen Aufgabe die Koordination sämtlicher Fragen war, die mit der Raketenfertigung zusammen hingen, darunter die Frage der Arbeitskräftebeschaffung. Wie aus Schreiben von Brauns ersichtlich wird, beschäftigte er sich intensiv mit dem möglichst effizienten Einsatz der Arbeitskraft von KZ-Häftlingen auch in Mittelbau-Dora. Es lässt sich nachweisen, dass die Initiative zur Beschäftigung von KZ-Zwangsarbeitern von den Raketeningenieuren, einschließlich Wernher von Braun, Militärs und Managern selbst ausging, die offensichtlich keine Bedenken hatten, sich auf diese Weise beliebig verfügbare Arbeitskräfte zu beschaffen. Auch in Mittelbau-Dora waren aus Peenemünde kommende Ingenieure wie Arthur Rudolph und Albin Sawatzki direkt verantwortlich für die grauenhaften Lebens- und insbesondere für die Arbeitsbedingungen der Zwangsarbeiter.

Ein weiterer Aspekt von Peenemünde aus Sicht der Opfer stellen die Bombardierungen von Großstädten dar. Mark Whitmore zeichnet eindrücklich die Auswirkungen der Einschläge der V2 in London und Umgebung nach, wobei er statistische Daten, Fotomaterial und Zeitzeugenberichte auswertet. Die erste V2 wurde von Den Haag abgeschossen und landete in Chiswick bei London am 8. September 1944. Aufgrund der Überschallgeschwindigkeit waren die Raketen erst nach dem Einschlag zu hören. Sie rissen riesige Krater in Wohnsiedlungen. 1 054 V2-Raketen landeten auf der Insel. In London wurden über 2 700 Todesopfer und 6 500 Verletzte verzeichnet. Die letzten zwei V2-Raketen fielen in London noch kurz vor Ende des Krieges am 27. März 1945 und forderten 135 Tote. Die Luftangriffe der Alliierten gegen Peenemünde sind auch vor diesem Hintergrund zu sehen.

Einen Einblick, wie das Leben von KZ-Häftlingen in Mittelbau-Dora aussah, gibt der Auszug aus dem Bericht des Überlebenden Adam Cabała. Er ist gleichzeitig Anklage gegen das Wegschauen der Ingenieure – auch explizit gegen Wernher von Braun. Regine Heubaum beschreibt den Kontext, aus dem der Bericht entstand. Deutlich werden die Schrecken und der ständig drohende Tod und Terror für Häftlinge in Mittelbau-Dora bis zur letzten Minute vor ihrer Befreiung. Razzien der SS und Gestapo und anschließende Folterungen und Hinrichtungen von Häftlingen, die des Widerstands verdächtigt wurden, terrorisierten Häftlinge nachhaltig. Empört waren Cabała und viele andere Überlebenden, dass deutsche Manager und Ingenieure wie Wernher von Braun nie zur Rechenschaft gezogen wurden.

Ein wichtiger Blickwinkel zum Verständnis des Leidens von Zwangsarbeitern eröffnet sich mit der Befragung ehemaliger Zwangsarbeiter zu ihrer Rekrutierung, auch wenn diese nicht unmittelbar für die Peenemünder Versuchsanstalten arbeiten mussten. Włodzimierz Stępiński stellt erste Ergebnisse seines

jüngsten Forschungsprojektes vor. Diese verdeutlichen am Beispiel polnischer Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, dass deren Leiden bereits mit der Gefangennahme begann, deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede hatte und als traumatisierende und demütigende Ereignisse sich auf das gesamte Leben der Betroffenen und auch ihres Umfelds noch heute auswirken. Stępiński versteht es, das Leid in seiner Emotionalität darzustellen und es nicht hinter einer objektivierenden Sprache zu verstecken.

Besonders schlimm waren die Arbeits- und Lebensbedingungen von Häftlingen von Konzentrationslagern. Beide Peenemünder Konzentrationslager, Karlshagen I und Karlshagen II, waren Außenlagern des Männerlagers Ravensbrück. Letzteres hatte insgesamt 20 000 Häftlingen (1941–1945). Zur Lebens- und Arbeitssituation der Karlshagener Häftlinge ist wenig bekannt. Christl Wickert weist darauf hin, dass in biografischen Darstellungen und Interviews eher heroische Geschichten oder Geschichten des Widerstands erzählt werden, an prominenter Stelle die erfolgreiche Flucht des sowjetischen Piloten Dewjatajew. Erinnerungen an Demütigungen und elende Lebensbedingungen sind dagegen auch Jahrzehnte später noch schmerzhaft. Die 600 bis 650 KZ-Häftlinge des Außenlagers Karlshagen II (Juni 1943 bis Oktober 1943) arbeiteten für die Heeresversuchsanstalt. Sie waren im Untergeschoss der Halle F 1 untergebracht und mussten Bau- und Montagearbeiten für die Einrichtungen des Versuchsserienwerkes Peenemünde verrichten, erste Fertigungsarbeiten an der V2 ausführen und die Vorbereitungen für den Bau eines Lagers treffen, welches für 2 500 Häftlinge vorgesehen war. Die durchschnittlich 1 200 Häftlingen des Außenlagers Karlshagen I (Mai 1943 bis Februar 1945) arbeiteten für die Luftwaffe in diversen Baukommandos, mussten Blindgänger freilegen, Entwässerungsgräben freihalten oder sonstige, meist körperlich sehr schwere oder gefährliche, Arbeit leisten.

Die Darstellung von Peenemünde und von Zwangsarbeit nach dem Zweiten Weltkrieg war oft stark ideologisch gefärbt. Im dritten Teil, verzerrte Wahrnehmungen in der langen Nachkriegszeit, stellt Rainer Eisfeld dar, wie eine Reihe von in Peenemünde tätigen Ingenieuren in der Nachkriegszeit an der Konstruktion von Mythen beteiligt waren. Der Mikrokosmos Peenemünde war tief verstrickt in das NS-System. Dennoch konnten »alte Peenemünder«, wie sich damals dort beschäftigte Ingenieure gerne nannten, den Mythos vom »sauberen«, »nüchternen« Peenemünde schaffen. Dies geschah, wie Eisfeld herausarbeitet, aus deren Eigeninteresse und zu großen Teilen als literarisches Produkt. Völlig unkritische und nachweislich falsche Darstellungen der Akteure wurden bis in die jüngste Vergangenheit immer wieder abgedruckt. Biografien von Peenemünder Ingenieuren sind häufig nicht nur beschönigend, sondern ignorieren und leugnen die Verantwortung für Zwangsarbeit in Peenemünde und Mittelbau-Dora. Dies lässt sich an einer Reihe von Peenemünder Ingenieuren wie Eberhard Bees, Dieter Huzel und Hans K. Kaiser zeigen. Letzterer ließ jedoch Jahre später ein gewisses Umdenken erkennen, als er in Romanform ausdrücklich von Sklavenarbeit sprach, mit der die Raketen hergestellt wurden. Peter P. Wegener, der nach 1945 eine gewisse Distanz zu den ehemaligen Peenemünder Ingenieure pflegte, reflektierte gar kritisch seine Begegnung mit Zwangsarbeitern in Mittelbau-Dora – allerdings erst in einer Veröffentlichung von 1996.

Ein interessanter Aspekt ist der Umgang mit Zwangsarbeit in der Nachkriegszeit vor Ort. In der regionalen Geschichtsschreibung und im Gedenken an Zwangsarbeiter in Peenemünde sind bis heute Auswirkungen der DDR-Geschichtsschreibung spürbar. Aus dem realkommunistischen Selbstverständnis heraus handelte es sich beim Dritten Reich um eine faschistische Diktatur mit Rückendeckung des »Großkapitals«. Allein das Monopolkapital sei verantwortlich dafür gewesen, dass Millionen Nicht-Deutsche zur Arbeit im »Deutschen Reich« ge-

zwungen und ausgebeutet wurden. Widerstand wurde fast ausschließlich als antifaschistischer Widerstand wahrgenommen. Tomasz Ślepowroński zeigt auf, weshalb sowohl die Rassenideologie, mit der Zwangsarbeiter eingeteilt wurden, als auch die Verantwortung »normaler Deutscher« und Industriearbeiter ausgeblendet wurden. Ideologische Gründe und direkte politische Vorgaben haben offensichtlich mitgespielt, wenn bestimmte Fragen nicht bearbeitet wurden. So fehlen bis heute Arbeiten zu Rekrutierung, Traumatisierungen und rassistischen Selektierung von Zwangsarbeitern (einschließlich Kindern), die in Mecklenburg-Vorpommern eingesetzt wurden.

Dies führt schließlich zum letzten Teil des Buches, dem Umgang heute mit der Geschichte der Zwangsarbeit am Täterort.

Marcus Meyer stellt die Problematik der Gedenkstätte Bunker Valentin bei Bremen dar. Dort wurden ebenfalls mit Hilfe Tausender Zwangsarbeiter technische Leistungen vollbracht, die den verbrecherischen Kriegszielen der Nationalsozialisten dienen sollten, die sich aber ebenfalls wie im Fall der V-Waffen als ineffizient herausstellten. Der Bunker Valentin wurde trotz angeblicher Sicherheit in nur zwei Luftangriffen von den Alliierten zerstört. Dennoch herrscht auch angesichts der Ruinen des Bunkers Valentin oft eine Technikfaszination, die die Gedenkstätte zu dekonstruieren sucht, indem auf die Leiden der Zwangsarbeiter und die Produktion mit zum Teil primitiven Mitteln wie auch auf die offensichtliche technische Unzulänglichkeit des Bunkers hingewiesen wird.

Bernhard M. Hoppe geht auf die Entwicklungen der Darstellung von Peenemünde in den 1990er Jahren ein, als die Darstellung der Ingenieure und Manager übernommen wurde, die von Zwangsarbeitern und Terror nichts gewusst haben wollten. Stattdessen sollte die Fiktion von Peenemünde als eine Art Raumfahrt-Forschungszentrum etabliert werden. Der Bun-

desverband der Deutschen Luftfahrt-, Raumfahrt- und Ausrüstungsindustrie (BDLI) bereitete für den 3. Oktober 1992 aus Anlass des 50. Jahrestages des ersten erfolgreichen Raketenstarts in Peenemünde einen Festakt zur »Geburtsstunde der Raumfahrt« vor. Dass damit die Terrorwaffe V2 gefeiert werden sollte, führte nicht nur zu großer Empörung seitens Opfergruppen, sondern auch zu einem internationalen Skandal. Die Veranstaltung musste schließlich abgesagt werden und führte zum Rücktritt von Verantwortlichen und auch zu einer Neukonzeption des Historisch-Technischen Museums. Der rote Faden der 2001 eröffneten Ausstellung lag in der Darstellung einer Ambivalenz, der Täter- und Opferperspektive.³⁶ Angesichts des heutigen Forschungsstands und der auch in diesem Band eingehend dargestellten Verstrickungen der Peenemünder Ingenieure ist jedoch offensichtlich, dass die Ausstellung nicht dem heutigen Forschungs- und Diskussionsstand entspricht.

Thomas Lutz stellt das Erinnern an Peenemünde in den Kontext der aktuellen Debatten um ein Geschichtsbild in Europa. Das Erinnern an Peenemünde und die Versuchsanstalten kann auf internationaler Ebene bereichernd sein, denn in den jeweiligen nationalen Geschichtsbildern werden Zwangsarbeit und Luftangriffe nur begrenzt zueinander ins Verhältnis gesetzt. Dies gilt auch für das Gedenken in Peenemünde selbst. Unter den bei den Angriffen der Alliierten auf Peenemünde Umgekommenen befanden sich viele Zwangsarbeiter. Ein genaueres und differenziertes Hinsehen ist auch angesichts des in vielen gedenkpolitischen Diskussionen verbreiteten Paradigmas des »Totalitarismus« angebracht. Die Gleichsetzung von Nazismus und Stalinismus blendet nicht nur wesentliche Aspekte aus. Sie suggeriert auch, dass die von Deutschland besetzten mittel- und osteuropäischen Staaten ausschließlich Opfer waren und sieht so über Kollaboration und die Anschlussfähigkeit der von Antisemitismus und Antikommunismus geprägten Ideologie des Nationalsozialismus hinweg. Zur notwendigen Differenzie-

nung und auch zur kritischen Reflexion über die eigene Darstellungsgeschichte von Zwangsarbeit (die in den Heimatländern der Zwangsarbeiter oft als Verrat angesehen wurde) kann Peenemünde mit seinem komplexen Gefüge unterschiedlicher Täter- und Opfergruppen auch im internationalen Rahmen einen Beitrag leisten.

Die Heeresversuchsanstalt und die dortige Waffenentwicklung sind im Kontext der »reaktionären Modernität« (Jeffrey Herf) der Nationalsozialisten zu sehen, da dort unter Verwendung moderner Technik rückwärtsgewandte (und verbrecherische) Ziele ohne Rücksichtnahme verfolgt wurden. Peenemünde war Leidens- und Todesstätte tausender Zwangsarbeiter. Todesopfer wurden meist verbrannt oder verscharrt. Heute ist Peenemünde ein europäischer Erinnerungsort mit Opfern unter anderem aus Polen, der Sowjetunion, Großbritannien, Belgien, den Niederlanden, Frankreich, Italien, Tschechien und Deutschland. Daraus ergibt sich, dass die Erinnerung an Peenemünde vor Ort um Aufgaben einer Gedenkstätte zu erweitern ist, wenn sie der Geschichte gerecht werden will.

Auch wenn nationale Erinnerungskulturen nach wie vor maßgebend sind, so können diese nicht mehr voneinander abgeschottet werden. Gerade in der polnisch-deutschen Grenzregion kann und sollte deshalb eine »dialogische Erinnerungskultur« (Aleida Assmann) praktiziert werden.

Anmerkungen

1 Schmidt, Leo und Mense, Uta (Hrsg.): Denkmallandschaft Peenemünde: Eine wissenschaftliche Bestandsaufnahme – Conservation Management Plan, Berlin: Links 2013, S. 27.

2 Eine interessante These, weshalb Hitler trotz seiner Skepsis und trotz der sich noch im Versuchsstadium befindlichen Rakete im Dezember 1942 einen Befehl für die Serienherstellung der V2, erteilte, findet sich bei Józef Garliński. Garliński geht davon aus, dass Hitler sich an England »mit gleicher Münze« rächen wollte für dessen Luftangriffe (ohne dass dies militärisch sinnvoll war). »Dafür

benötigte er Fernraketen, die bis nach London fliegen konnten.« Garliński, Józef: Deutschlands letzte Waffen im 2. Weltkrieg: der Untergrundkrieg gegen die V1 und die V2, Stuttgart: Motorbuch 1981, S. 63. Die Bezeichnung »Vergeltungswaffe« stützt diese These. Sie weist auf die Rücksichtslosigkeit und Irrationalität der nationalsozialistischen Kriegsführung hin, der Millionen Zivilisten (und Soldaten) zum Opfer fielen.

3 Der Mythos von den in Peenemünde entwickelten Waffen als »Wunder- und Vergeltungswaffen« war eine propagandistische Erfindung Goebbels, an die weite Teile der deutschen Bevölkerung auch nach entscheidenden militärischen Niederlagen der Nationalsozialisten ihren Glauben an den »Endsieg« knüpften und auch deshalb den Nationalsozialismus nicht in Frage stellten.

4 Unter rationalen Gesichtspunkten ist nicht erklärbar, dass die Peenemünder Ingenieure und ihre Förderer die folgende, von Leo Schmidt und Uta Mense vorgeführte, Rechnung nicht anstellten: Die Energie des massiven Kraftwerks reichte für die Herstellung von flüssigem Sauerstoff für etwa 6 V2-Raketen täglich, die je eine Nutzlast von unter einer Tonne hatten. Das heißt, in einem Jahr konnte der Antrieb für Raketen hergestellt werden, die insgesamt eine maximale Traglast von etwa 2 000 Tonnen hatten. Dies entspricht etwa der Menge, die die Luftwaffe im sogenannten Blitzkrieg allein über Birmingham abwarf oder der Menge, die die Alliierten in den letzten beiden Kriegsjahren in ein bis zwei Tagen über Deutschland abwarfen. Diese einfache Rechnung zum immensen Energie- und Treibstoffbedarf macht deutlich, dass die V2 im Zweiten Weltkrieg selbst mit der anfangs geplanten Verdopplung der Kraftwerksleistung militärisch unbedeutend war. Vgl. Schmidt und Mense (Hrsg): Denkmallandschaft Peenemünde, S. 106–107.

5 Dass es sich bei dem Beschuss von Zivilisten um Absicht handelte, macht folgender Bericht deutlich: »Am 27. November 1944 schlug eine V2-Rakete auf den Teniers-Platz [in Antwerpen] ein. Es starben 126 Menschen und 309 wurden bei dem Einschlag verletzt. Das Gebiet um den Teniers-Platz war das geografische Zentrum der Stadt und wurde daher von den Bedienmannschaften der V2-Raketen oftmals als Zielpunkt gewählt. Gleichzeitig war der Platz einer der belebtesten Orte in Antwerpen, weshalb dieser Einschlag besonders hohe Opferzahlen zur Folge hatte.« Ebd., S. 77.

6 Vgl. Petersen, Michael B.: Missiles for the Fatherland: Peenemünde, National Socialism, and the V-2 Missile, Cambridge; New York: Cambridge University Press 2009.

7 ZDF-History, 18.09.2012, 20:15–21:00 Uhr.

8 Vgl. Beitrag von Jens-Christian Wagner in diesem Band sowie Neufeld, Michael J: Die Rakete und das Reich: Wernher von Braun, Peenemünde und der Beginn des Raketenzeitalters, Berlin: Brandenburgisches Verl.-Haus 1997.

9 Oberth, Hermann: Wege zur Raumschiffahrt, München und Berlin: R. Oldenbourg 1929.

10 Die international anerkannte Definition der Grenze zum Weltraum ist die sogenannte Karman Linie von 100 km Höhe. In den 1960er Jahren vergab das US-Verteidigungsministerium allerdings an Piloten, die in einer Höhe von über 80 km flogen, das Abzeichen »Astronaut Badge«.

11 Zu Recht wurde wiederholt von wissenschaftlicher Seite eine Entmythisierung gefordert, zuletzt von Leo Schmidt und Uta K. Mense in ihrer vom Historisch-Technischen Museum Peenemünde in Auftrag gegebenen Studie. Sie gehen insbesondere auf den Mythos der »Wunderwaffe« sowie den Mythos von Peenemünde als »Wiege der Raumfahrt ein. Schmidt und Mense (Hrsg): Denkmallandschaft Peenemünde, S. 106–107.

12 Dokumentiert in Erichsen, Johannes und Hoppe, Bernhard M. (Hrsg): Peenemünde: Mythos und Geschichte der Rakete 1923–1989: Katalog des Museums Peenemünde, 2. Aufl. (Erstauflage 2004), Berlin: Nicolai 2011, S. 339–343, 346–349, 353–355. Die von Dornberger verwendete Sprache verrät den ideologischen Wahn, wenn er beispielsweise von der »reinrassigen Flüssigkeitsrakete« spricht, die das Ziel aller Anstrengungen sein müsse.

13 Wagner, Jens-Christian und Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora: Produktion des Todes: das KZ Mittelbau-Dora, Göttingen: Wallstein 2001.

14 Dies war die geschlechtsspezifische Rollenverteilung in den allermeisten Fällen.

15 Petersen: Missiles for the Fatherland.

16 Middlebrook, Martin: The Peenemünde Raid: 17-18 August 1943, London: Cassell 2000, S. 29.

17 Knigge, Volkhard, Lüttgenau, Rikola-Gunnar und Wagner, Jens-Christian: Zwangsarbeit: Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg, Essen, Ruhr: Klartext 2012, S. 74–85.

18 Middlebrook: The Peenemünde Raid, S. 30.

19 Vgl. Kanetzki, Manfred: »Zwangsarbeit in Peenemünde«, in: Mühlendorfer-Vogt, Christian (Hrsg): »Der Betrieb ... kann mit Häftlingen durchgeführt werden«: Zwangsarbeit für die Kriegerakete, Peenemünde: Historisch Technisches Museum Peenemünde 2009 (Peenemünder Hefte 3); Eisfeld, Rainer: Mond-süchtig: Wernher von Braun und die Geburt der Raumfahrt aus dem Geist der Barbarei, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1996; Wagner, Jens-Christian: »Zwangsarbeit in Peenemünde (1939–1945) – Praxis und Erinnerung«, in: Zeitgeschichte regional 1 (2000), S. 15–21.

20 Unter den Zwangsarbeitern befanden sich etwa 1 000 polnische Zivilisten, 700–1 000 italienische Zwangsarbeiter, mindestens 300 Niederländer sowie ab 1943 russische Zwangsarbeiter, Franzosen und 400 gefangene Offiziere der Roten Armee. Stamp, Friedrich: Zwangsarbeit in der Metallindustrie 1939–1945. Das Beispiel Mecklenburg-Vorpommern, Berlin: Otto Brenner Stiftung 2001 (Arbeitsheft), S. 19.

21 Zu unterschiedlichen Gruppen von Zwangsarbeitern siehe Spoerer, Mark: Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz: ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939–1945, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 2001.

22 Die Listen der beiden Transporte im Juni und Juli 1943 von Buchenwald nach Peenemünde weisen 600 Namen auf (Hauptstaatsarchiv Weimar, KZ Bu 8/1, Bl. 638 und 629-637). Auf den Transportlisten von Peenemünde nach Dora sind 650 Personen verzeichnet. (National Archives Washington (Mikrofilm 34)). Ich danke Dr. Regine Heubaum für diese Hinweise.

23 Detaillierten Aufschluss gibt das Gedenkbuch der Toten des KZ Mittelbau-Dora der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, online verfügbar unter <http://totenbuch.dora.de>. Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora (Regine Heubaum und Georg Wamhof unter Leitung von Jens-Christian Wagner): „Totenbuch - KZ Mittelbau-Dora“ (2010), <http://totenbuch.dora.de/> [abgerufen am 14.11.2013].

24 Unter den Überlebenden waren Godfried Elzenga, Dick de Zeeuw und Michel Fliecx. Michel Fliecx veröffentlichte seine Erlebnisse bereits 1947. Diese liegen jetzt in deutscher Übersetzung vor. Fliecx, Michel: Vom Vergehen der Hoffnung. Zwei Jahre in Buchenwald, Peenemünde, Dora, Belsen, übers. v. Monika Gödecke, Göttingen: Wallstein 2013 (Bergen-Belsen – Berichte und Zeugnisse 3).

25 Eingehendere Forschungsarbeiten zum Widerstand in Peenemünde und gegen die Produktion der V1 und V2 stehen noch aus. Wie Cord Pagenstecher anmerkt, hat die deutsche Widerstandsforschung den nichtdeutschen Widerstand in Deutschland weitgehend vernachlässigt. Eine Internationalisierung der Widerstandsforschung ist gerade im Hinblick auf Peenemünde geboten. Vgl. Pagenstecher, Cord: »Ausländischer Widerstand in Berlin. Spielräume des Widerstehens von Zwangsarbeitern«, in: Coppi, Hans und Heinz, Stefan (Hrsg): Der vergessene Widerstand der Arbeiter: Gewerkschafter, Kommunisten, Sozialdemokraten, Trotzlisten, Anarchisten und Zwangsarbeiter, Berlin: Dietz 2012 (Geschichte des Kommunismus und Linkssozialismus, XVI), S. 229–247. Erheblicher Forschungsbedarf besteht ebenso, wie auch andernorts, zum Verhältnis zwischen Deutschen und Zwangsarbeitern, inklusive »Vertragsarbeitern« und zum Verhältnis von verschiedenen Zwangsarbeitergruppen untereinander. Vgl. Heusler, Andreas: »Zwangsarbeit in der NS-Kriegswirtschaft. Zur Genese eines Forschungsgenres«, in: Knigge, Volkhard, Lüttgenau, Rikola-Gunnar und Wagner, Jens-Christian (Hrsg): Zwangsarbeit: Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg, Essen, Ruhr: Klartext 2012, S. 194–201.

26 »Die Absicht, KZ-Häftlinge bestrafen, ja ausmerzen zu müssen, blieb für ihre Behandlung bestimmend und wurde durch den Zweck der Verwertung ihrer Arbeitskraft nur relativiert. Die Häftlingsarbeit besaß weiterhin den Charakter der Strafe oder Rache. Daher gehörte brutale, mörderische Gewalt

auch gegenüber Arbeitshäftlingen in Peenemünde [...] zur täglichen Realität.« Stamp: Zwangsarbeit, in der Metallindustrie 1939–1945. Das Beispiel Mecklenburg-Vorpommern, S. 85. Vgl. auch Benz, Wolfgang: »Selbstbehauptung und Gegenwehr von Verfolgten«, in: Informationen zur Politischen Bildung 243 (2003); Pagenstecher: »Ausländischer Widerstand in Berlin. Spielräume des Widerstehens von Zwangsarbeitern«.

27 Stamp: Zwangsarbeit, in der Metallindustrie 1939–1945. Das Beispiel Mecklenburg-Vorpommern, S. 100.

28 Garliński: Deutschland's letzte Waffen im 2. Weltkrieg.

29 Kanetcki: »Zwangsarbeit in Peenemünde«, S. 46–48; Stamp: Zwangsarbeit in der Metallindustrie 1939–1945. Das Beispiel Mecklenburg-Vorpommern, S. 91.

30 Devjataev, Michail P: Flucht von der Insel [Erlebnisbericht], Berlin: Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik 1972.

31 Unter den Widerständlern befanden sich Carl Lampert, Johannes ter Morsche, Gerardus Pelkmann, Tadeus Siekierski, Alfons Maria Wachsmann, Vincenz Plonka und Luise Feike. 2006 wurde in Zinnowitz eine Stele zum Gedenken an diese Mitglieder der Widerstandsgruppe errichtet. Vgl. Jahnke, Karl Heinz: Marie ter Morsche kann ihren Vater nicht vergessen: Widerstand gegen Hitlers V-Waffen in Zinnowitz und Peenemünde 1942/43, Rostock: Koch 2001.

32 Der Agent hatte sich, unter anderem durch Wernher von Braun zu diesem Zweck bereitgestellte Informationen, das Vertrauen der Widerstandsgruppe erschlichen. Stamp: Zwangsarbeit in der Metallindustrie 1939–1945. Das Beispiel Mecklenburg-Vorpommern, S. 101–102.

33 Für die erfolgreiche Durchführung der Tagung »Peenemünde aus Opferperspektive« ist insbesondere Dr. Günther Jikeli sen., Andrzej Kotula, Jürgen Peters, Ellen und Waldemar Schröder, Eugeniusz Jasiewicz, Ryszard Banaszkiwicz, Fritz Spalink, Hannes Albers, Paul Pazdzior, Gerhard Kothy und Falko Beitz zu danken. Die Tagung wurde initiiert vom Deutsch-Polnischen Kulturforum Odermündung und getragen von der Friedrich-Ebert Stiftung.

34 Siehe www.peenemuender-erklaerung.eu/.

35 Wagner, Jens-Christian: »Massengrab an der Raketenrampe (Interview)«, in: Der Spiegel 22 (2001). Im Zusammenhang der Baugruppe Schlempp stellt sich auch erneut die Frage nach der Rolle von Heinrich Lübke.

36 Erichsen und Hoppe (Hrsg): Peenemünde.

Literaturverzeichnis

Benz, Wolfgang: »Selbstbehauptung und Gegenwehr von Verfolgten«, in: Informationen zur Politischen Bildung 243 (2003).

Devjataev, Michail P.: Flucht von der Insel [Erlebnisbericht], Berlin: Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik 1972.

Eisfeld, Rainer: Mondsüchtig: Wernher von Braun und die Geburt der Raumfahrt aus dem Geist der Barbarei, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1996.

Erichsen, Johannes und Hoppe, Bernhard M. (Hrsg): Peenemünde: Mythos und Geschichte der Rakete 1923–1989: Katalog des Museums Peenemünde, 2. Aufl. (Erstaufgabe 2004), Berlin: Nicolai 2011.

Fliccx, Michel: Vom Vergehen der Hoffnung. Zwei Jahre in Buchenwald, Peenemünde, Dora, Belsen, übers. v. Monika Gödecke, Göttingen: Wallstein 2013 (Bergen-Belsen – Berichte und Zeugnisse 3).

Garliński, Józef: Deutschlands letzte Waffen im 2. Weltkrieg: der Untergrundkrieg gegen die V1 und die V2, Stuttgart: Motorbuch 1981.

Heusler, Andreas: »Zwangsarbeit in der NS-Kriegswirtschaft. Zur Genese eines Forschungsgenres«, in: Knigge, Volkhard, Lüttgenau, Rikola-Gunnar und Wagner, Jens-Christian (Hrsg): Zwangsarbeit: Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg, Essen, Ruhr: Klartext 2012, S. 194–201.

Jahnke, Karl Heinz: Marie ter Morsche kann ihren Vater nicht vergessen: Widerstand gegen Hitlers V-Waffen in Zinnowitz und Peenemünde 1942/43, Rostock: Koch 2001.

Kanetzki, Manfred: »Zwangsarbeit in Peenemünde«, in: Mühldorfer-Vogt, Christian (Hrsg): »Der Betrieb ... kann mit Häftlingen durchgeführt werden«: Zwangsarbeit für die Kriegsrakete, Peenemünde: Historisch Technisches Museum Peenemünde 2009 (Peenemünder Hefte 3).

Knigge, Volkhard, Lüttgenau, Rikola-Gunnar und Wagner, Jens-Christian: Zwangsarbeit: Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg, Essen, Ruhr: Klartext 2012.

Middlebrook, Martin: The Peenemünde Raid: 17-18 August 1943, London: Cassell 2000.

Neufeld, Michael J: Die Rakete und das Reich: Wernher von Braun, Peenemünde und der Beginn des Raketenzeitalters,

Berlin: Brandenburgisches Verl.-Haus 1997.

Oberth, Hermann: Wege zur Raumschiffahrt, München und Berlin: R. Oldenbourg 1929.

Pagenstecher, Cord: »Ausländischer Widerstand in Berlin. Spielräume des Widerstehens von Zwangsarbeitern«, in: Coppi, Hans und Stefan Heinz (Hrsg): Der vergessene Widerstand der Arbeiter: Gewerkschafter, Kommunisten, Sozialdemokraten, Trotzlisten, Anarchisten und Zwangsarbeiter, Berlin: Dietz 2012 (Geschichte des Kommunismus und Linkssozialismus, XVI), S. 229–247.

Petersen, Michael B.: Missiles for the Fatherland: Peenemünde, National Socialism, and the V-2 Missile, Cambridge; New York: Cambridge University Press 2009.

Schmidt, Leo und Mense, Uta (Hrsg): Denkmallandschaft Peenemünde: Eine wissenschaftliche Bestandsaufnahme – Conservation Management Plan, Berlin: Links 2013.

Spoerer, Mark: Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz: ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939–1945, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 2001.

Stamp, Friedrich: Zwangsarbeit in der Metallindustrie 1939–1945. Das Beispiel Mecklenburg-Vorpommern, Berlin: Otto Brenner Stiftung 2001 (Arbeitsheft).

Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora (Heubaum, Regine und Wamhof, Georg unter Leitung von Wagner, Jens-Christian): „Totenbuch - KZ Mittelbau-Dora“ (2010), <http://totenbuch.dora.de/> [abgerufen am 14.11.2013].

Wagner, Jens-Christian und Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora: Produktion des Todes: das KZ Mittelbau-Dora, Göttingen: Wallstein 2001.

Wagner, Jens-Christian: »Zwangsarbeit in Peenemünde (1939–1945) – Praxis und Erinnerung«, in: Zeitgeschichte regional 1 (2000), S. 15–21.

Wagner, Jens-Christian: »Massengrab an der Raketenrampe (Interview)«, in: Der Spiegel 22 (2001).

An aerial, black and white photograph of the coastal town of Peenemünde. The town is built on a peninsula, with a prominent church spire visible. To the right, a large, curved airfield runway is visible. The sea is in the background, with a large, flat island in the distance. The overall scene is a historical or archival photograph.

FRITZ SPALINK

WIE AUS DEM DORF PEENEMÜNDE

die NS-Versuchsanstalt
wurde

REINE IDYLLE – DIE GEMEINDE PEENEMÜNDE BIS 1933

»Peenemünde ist die am nordwestlichsten gelegene Ortschaft der Insel Usedom und kam früher seiner Abgeschlossenheit wegen als Badeort kaum in Frage; dieses ist nun aber in den letzten Jahren möglich durch die neue Chaussee und durch den Autoverkehr, während der Saison Postautoverbindung bis nach Zinnowitz und weiter, so dass das Seebad Peenemünde völlig dem Weltverkehr angegliedert ist. So haben sich vor dem Kriege zuerst einzelne, dann immer mehr bis 200 Badegäste gefunden, denen die Ursprünglichkeit und Größe der Natur hier mehr wert war als der Mangel gewisser, aber vermeintlicher Kulturgüter wie Reunions und Konzerte. Trotzdem ist für Unterhaltung gesorgt.«



Fischerhäuser in Peenemünde 1933 Archiv Fritz Spalink/Historische Gesellschaft zu Seebad Heringsdorf

Auch wenn sich durch diesen Prospekt und andere Werbemaßnahmen, vor allem Inserate in Illustrierten und Tageszeitungen, die Gesamtzahl der Sommergäste von 200 auf 340 steigern ließ, blieb Peenemünde doch ein idyllisches Gemeinwesen in einer noch völlig unerschlossenen Landschaft auf der

Insel Usedom, das erst 1929 an die Stromversorgung angeschlossen wurde.



Peenemünde 1929 Archiv Fritz Spalink/Historische Gesellschaft zu Seebad Heringsdorf

VERSAILLER VERTRAG, WALTER DORNBERGER UND BALLISTISCHE RAKETEN

Nach dem Ersten Weltkrieg waren durch den Versailler Vertrag die Größe der deutschen Reichswehr sowie Art und Umfang der Bewaffnung sehr stark eingeschränkt worden. Die Generalität war ständig auf der Suche nach möglichen Alternativen, um die Bestimmungen zu umgehen. Da die Kaliber der Artillerie ebenfalls eingeschränkt worden waren, glaubte man in nicht vom Verbot betroffenen Raketen einen möglichen großkalibrigen Ersatz zur herkömmlichen Artillerie zu finden.

Walter Dornberger, der ab 1936 die Heeresversuchsanstalt leitete, wurde bereits im Frühjahr 1930 nach Beendigung seines Studiums im ballistischen Referat des Heereswaffenamtes

beschäftigt, dem die Raketenentwicklung zugeordnet wurde.² Da die Möglichkeiten von Feststoffraketen sehr schnell für begrenzt befunden wurden, wollte man im ganzen Reich mit Forschern und Anwendern von Strahltriebwerken, damals Raketentrieben genannt, Kontakt aufnehmen, um sie und ihre Arbeit in den Dienst der Waffenentwicklung zu stellen.

Dornberger und seine Auftraggeber waren sich jederzeit ihres Auftrages bewusst, wie Dornberger, auch wenn er ansonsten nach dem Zusammenbruch des »Deutschen Reiches« den Mythos von Peenemünde als Anstalt für Grundlagenforschung für Mondraketen zu etablieren suchte, 1952 schrieb:

»Wir hatten die Nase voll von der phantasievollen Projektmacherei für Weltraumfahrt. Die sechste Stelle hinter dem Komma der Bahnkurvenberechnung für eine Reise zur Venus war uns damals ebenso gleichgültig wie die Frage der Heizung und Frischluftversorgung in der Druckkabine eines Marsbootes. Wir wollten endlich mit wissenschaftlicher Gründlichkeit Schritt für Schritt in der Praxis vorankommen. Wir brauchten Diagramme der Leistung von Raketentrieben. Wir wollten wissen, mit welchem sekundlichen Treibstoffverbrauch wir zu rechnen hatten, welche Treibstoffmischung die beste wäre, wie man mit den auftretenden Temperaturen fertig würde, durch welche günstigste Form der Einspritzung, der Verbrennungskammer und der Düse ein Optimum an Leistung erzielt werden könnte. Wir wollten die Grundlagen, das Handwerkszeug, die Voraussetzungen schaffen. Vor allem das Triebwerk. Nun war es freilich am Anfang schwer, meine jungen Mitarbeiter von Weltraumphantasien abzubringen und sie zu harter, ruhiger Forscher- und Entwicklungsarbeit zu zwingen.«³

HAUPTMANN WALTER DORNBERGER FINDET EINEN MITARBEITER WERNHER VON BRAUN UND DIESER FINDET PEENEMÜNDE

Dornberger stellte am 1. Oktober 1932 den damals 19-jährigen Wernher von Braun als Angestellten im Heereswaffenamt in seinem Referat ein, denn »er unterschied sich wohltuend von der Mehrzahl der auf dem Raketenflugplatz führenden Männer.«⁴

Wernher von Braun (*23.3.1912 in Wirsitz, Provinz Posen, Sohn von Magnus Freiherr von Braun und Frau Emmy, geb. von Quistorp) war es dann, der bei einem Besuch bei seinen Verwandten auf dem Gut Wehrland-Baur zwischen Wolgast und Anklam im Dezember 1935 im Jagdgebiet seines Großvaters auf der Insel Usedom das ideale Gebiet für den Bedarf seines Arbeitgebers erkannte. Der Peenemünder Haken schien ihm durch die abgelegene Lage und die guten Sicherungsmöglichkeiten für die Errichtung einer Waffenerprobungsstelle besonders geeignet. Er soll dazu später gesagt haben: »Es war Liebe auf den ersten Blick (...).«⁵

Zurückgekehrt berichtete er seinen Vorgesetzten von seiner Entdeckung, und als der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Fritsch, im März 1936 die Versuchsstelle Kummersdorf-West besuchte, sagte dieser eine großzügige Förderung zu. Das Oberkommando des Heeres (OKH) stellte dann sechs Millionen Reichsmark zur Verfügung. In der Entwicklungsabteilung der Luftwaffe konnte Oberstleutnant von Richthofen von den Möglichkeiten einer gemeinsamen Forschungsstation überzeugt werden, der von seinen Vorgesetzten die Zusage bekam, sich mit weiteren fünf Millionen Reichsmark am Test und Forschungsgebiet zu beteiligen. Es waren also Fördermittel in Höhe von elf Millionen Reichsmark verfügbar. Im April 1936 konnten die Generäle Albert Kesselring von der Luftwaffe und Karl Becker vom Heereswaffenamt den Plänen von Hauptmann Walter Dornberger und Wern-

her von Braun entsprechen und mit dem Chef der Entwicklungsabteilung des Luftfahrtministeriums, Oberstleutnant von Richthofen, einen Beschluss zur Errichtung der Peenemünder Waffenerprobungsstelle fassen. Die Anlage sollte unter einer gemeinsamen Verwaltungsspitze aus einem Luftwaffen- und einem Heeresteil bestehen. Federführend, so wurde beschlossen, sollte das Heer sein.

Unverzüglich wurde mit dem Forstamt Pudagla, dem zuständigen Trassenmoorer Förster Paul Mildebrath und der Stadt Wolgast ein Kaufvertrag geschlossen. Sie verkauften jeweils die ihnen gehörenden Gelände am Peenemünder Haken und erteilten Optionen für Kaufverträge mit betroffenen Privatpersonen, die im Ort oder Gelände über Landeigentum verfügten. Wolgast erhielt 750 000 Reichsmark, Privatbesitzer und die Forstverwaltung wurden mit 1,25 Millionen Reichsmark abgefunden.⁶ Es wird jedoch auch ein Gesamtkaufpreis für die Grundstücke von 1,2 Millionen Reichsmark genannt.⁷ Der letzte Kaufvertrag mit der Stadt Wolgast ist datiert vom 17. September 1942, der Fiskus zahlte für den Rest der Gemarkung Peenemünde 20 000 Reichsmark.⁸

Die Hoffnung des Dorfschulzen Piepkorn auf blühenden Fremdenverkehr im kleinen idyllisch gelegene Fischerdorf Peenemünde erfüllte sich nicht; Bis 1940 verließen alle Einwohner Peenemünde und das Dorf wurde fast vollständig abgerissen. Die Preußische Bau- und Finanzdirektion bezeichnet das Dorf ab 1941 als »einwohnerlos«.⁹ Nach 1945 sollen lediglich vier der ehemaligen Dorfbewohner wieder an ihren Heimatort zurückgekommen sein. Es wird in anderen Publikationen von einigen Bewohnern geschrieben, die an ihren alten Arbeitsplätzen verblieben, so z. B. der Melker im ehemaligen Gutshof, der im Heeresgut weiterarbeitete. Auch wird von der »Schwedenschanze«, der alten Ortsgaststätte berichtet, dass hier der »Kneiper« für die neuen Kunden ausschenkte. Eine ältere Bewohnerin soll sich sogar noch nach dem Luftangriff vom

17./18. August 1943 mit Erfolg geweigert haben, das Dorf zu verlassen.¹⁰

NATÜRLICHE EIGNUNGSKRITERIEN EINES MILITÄRISCHEN FORSCHUNGSSTANDORTES PEENEMÜNDE

Für Peenemünde sprach gemäß einer im Wesentlichen von Wernher von Braun für die Militärs gefertigten Studie ein im deutschen Reich liegender langer Streifen freien Schussfeldes entlang der pommerschen Küste. Die Inseln Rügen und Greifswalder Oie, auf denen Beobachtungs- und Kontrollgeräte aufgebaut werden konnten, boten zusätzlich einen idealen Ort für die Erprobung der neuen Waffen. Der leicht abzusperrende und zu kontrollierende, eine Geheimhaltung vereinfachende und nahezu unbewohnte Peenemünder Haken war wegen seiner natürlichen Gegebenheiten – Wälder, Wiesen und Schilfgürtel an der Küste – leicht zu tarnen. Peenestrom und Ostsee bildeten die beiden Katheten und Karlshagen die enge, das Achterwasser die weite Hypotenuse des inneren Sperrdreiecks. Die gesamte Insel Usedom war nur über drei Brücken vom Festland zu erreichen und bildete damit einen vorzüglichen erweiterten Kontrollbereich. Dies wurde im Krieg ab 1943 besonders wichtig, da aufgrund der Luftangriffe viele Bereiche und Betriebe der Versuchsstationen auf die gesamte Insel ausgelagert wurden.

Trotz dieser natürlichen Randlage war bereits eine gut ausgebaute oder naturgegebene logistische Infrastruktur vorhanden. Peenemünde verfügte bereits über zwei natürliche Häfen und war leicht an das nahe Schienen- und Straßennetz anzuschließen. Im Südosten der Insel waren der bedeutende Kriegsmarinehafen Swinemünde mit seinen erweiterten logistischen Möglichkeiten des Seetransports und der Jagdfliegerhorst Garz, der für die Insel einen Schutzschirm gegen Bomberangriffe garantieren sollte und während des Krieges auch als

Testflugplatz diene.

Alles in allem ideale Bedingungen für die Entwicklung und Erprobung technischer Geräte. Wehrmacht, Polizei und Sicherheitsdienst riegelten diesen Nordwestteil der Insel schon ab Juli 1936 zunehmend hermetisch ab.

BAUBEGINN IM AUGUST 1936

Im April 1936 wurde eine örtliche Bauleitung in Peenemünde unter der Leitung von Dipl.-Ing. Abendroth eingesetzt. Zunächst ging man daran, das mücken- und wasserreiche Gelände durch Anlegen von Straßen und Gleisen und durch den Bau von Unterkünften für die Bauarbeiter baureif zu machen.¹¹ Vom Sommer 1936 an wurden im ganzen Deutschen Reich Baufacharbeiter von der Organisation Todt (OT) und dem Reichsarbeitsdienst (RAD) sowie zivilen Firmen für eine Baustelle direkt an der Ostsee angeworben. Den Aspiranten wurde eine langfristige Arbeitsstelle in landschaftlich schöner Umgebung versprochen. Bis zum Kriegsbeginn arbeiteten und wohnten etwa 10 000 Bauarbeiter im Objekt Peenemünde.¹²

Im August 1936 begannen die Bauarbeiten an den Fertigungs- und Testanlagen. Eine ausgedehnte, gut getarnte Forschungsanstalt mit eigenen Häfen, Flugplatz, Kraftwerk, Laboratorien und Werkhallen, Prüfständen, Abschussrampen, und Sauerstofffabrik sollte entstehen.

Der erste Spatenstich und damit die Grundsteinlegung für den Wohnbereich Karlshagen Nord erfolgte ebenfalls im August 1936, und schon am 15. September 1936 konnte sich das erste Baubüro der Luftwaffe, von Berlin kommend, einquartieren, um die Planungen vor Ort weiterzuführen.

Zunächst wurden die Wohnsiedlungen für Wissenschaftler

und Techniker sowie ein Barackenlager für Bauarbeiter und Wachmannschaften gebaut. Dazu wurde ein 9,9 Kilometer langes Reichsbahn-Anschlussgleis für die interne Werkbahnstrecke des Testgebietes in Betrieb genommen. Große Mengen Halb- und Fertigprodukte konnten jetzt per Bahn an die Baustellen für die Produktionsanlagen und die Werkstätten externer Betriebe verbracht werden. Bereits im April 1937 bezog man das erste Verwaltungsgebäude. Ab Mai folgten Werkstätten und Unterkünfte für Ingenieure und Personal. Ende April 1937 begannen die Arbeiten zum Bau der Siedlung in der Nähe Karlshagens unter der Leitung von Regierungsbaumeister Klaus Pötschke. Mitte Mai 1937 zog der größte Teil des Kammersdorfer Personals nach Peenemünde um und nahm in den bereits fertiggestellten Werkstätten die Arbeit auf.¹³

Viele Facharbeiter, Ingenieure und höhere Offiziersdienstgrade wohnten (nach den Bombenangriffen am 17. August 1943 ausnahmslos) außerhalb des Testgebietes und wurden per Bahn zur Arbeit befördert. Nachdem 1942 das damals modernste Kraftwerk in Peenemünde seinen Dienst aufnahm, wurde die Werkbahn bis zum Übergabe-/Umsteigerbahnhof auf die Strecke der Reichsbahn in Zinnowitz weitgehend elektrifiziert.

DIE PEENEMÜNDER WERKBAHN

Bereits 1936 traf für die im Aufbau befindliche Werkbahn von Zinnowitz nach Peenemünde eine Kleinlok ein, der weitere sowie auch Wehrmachtsdieselloks folgten. Neben Baustoff- und Materialtransporten musste auch der Arbeiterverkehr auf der Werkbahn organisiert werden. Besorgten dies anfangs von einer Diesellok gezogene Personenwagen, waren es ab 1940 ein Akkumulatorentriebzug und nach der Elektrifizierung der Strecken und der Aufnahme des elektrischen Betriebes am 15. April 1943 elektrische Oberleitungstriebzüge (1 100 V Gleich-



Diesellokomotive mit Werkbahnpersonenzug vor Lager Trassenmoor Deutschen Bahn AG

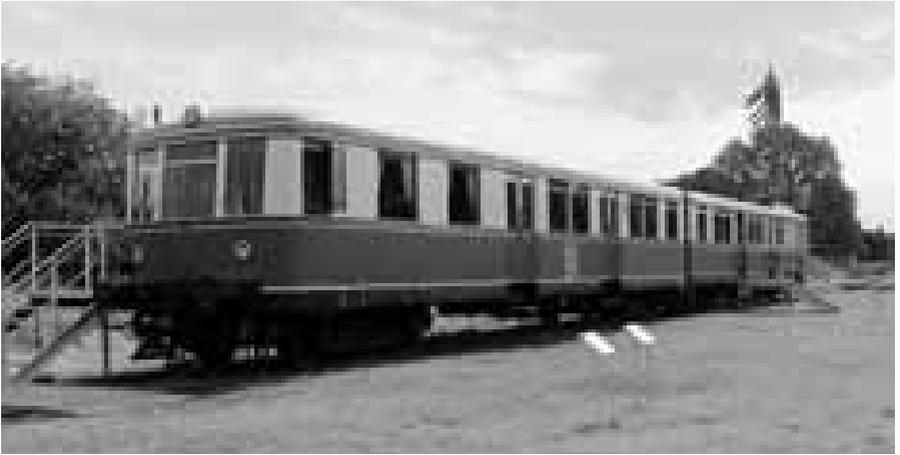
strom), die weitgehend denen der Berliner S-Bahn entsprachen. Das Werkbahnnetz wuchs auf eine Gleislänge von 120 Kilometern mit teilweise zweigleisigen Strecken. Die Regelung der Transporte auf den Strecken in Peenemünde wurde zum Vorläufer für die späteren Gleisbildstellwerke.¹⁴

PEENEMÜNDER WERKBAHN MIT PERSONENZUG

Die Werkbahn Peenemünde verfügte über mehr als 20 Lokomotiven und Akkutriebwagen. Das Testgebiet war mit den seinerzeit modernsten Beförderungsmitteln ausgestattet, bis hin zu den für den Transport von flüssigem Sauerstoff und anderen Treibgasen notwendigen Druckkesselwaggons.

DIE BAUMASSNAHMEN IM EINZELNEN

Im Jahre 1936 wurde außer dem Arbeitergemeinschaftslager der Gleisanschluss an die Reichsbahnstation Zinnowitz herge-



Elektrischer Triebwagenzug im Museum Peenemünde HTM Peenemünde GmbH

stellt und die Landstraße für den zu erwartenden Verkehr ausgebaut. Der Bau der Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäude für das Heer und der Bauleitungsgebäude wurde begonnen. Im Januar 1937 rollten dann die ersten Waggons mit Stahlkonstruktionen für die Werkstätten Ost an. Nassbagger- und Erdarbeiten für das Rollfeld wurden zu einem Teil 1936 durchgeführt.

Im Februar 1937 zog die Bauleitung, die bisher verteilt im Haus »Waldblick«, Karlshagen, im Forsthaus Peenemünde und im Barackenlager untergebracht war, in das neugebaute Haus der Bauleitung um. Das Jahr 1937 brachte den umfangreichsten Aufbau in Peenemünde. Das drückte sich nicht nur in den höchsten Bauausgaben aus, die etwas höher lagen als 1938, sondern auch in der Zahl der Mitglieder der Bauleitung, die im Juli auf insgesamt 405 stieg. Mit dem Bau der meisten Anlagen und Werkstätten für das Werk Ost (Heeresversuchsanstalt) wurde begonnen. Die erste fertig eingerichtete Werkstatt wurde bereits im Mai bezogen. Bis Ende April bezog die Heeresversuchsstelle das Verwaltungsgebäude, das Stabsgebäude und zwei weitere Wohngebäude. Gleichzeitig wurde mit der Errichtung des Abschnitts »Siedlung für das Heer und

die Luftwaffe« unter der Leitung von Regierungsbaumeister Pötschke begonnen.



Häuser der Bauleitung – noch im norddeutschen Stil, nach Kriegsbeginn nur noch Schlichtarchitektur
Archiv Fritz Spalink/Historische Gesellschaft zu Seebad Heringsdorf

Die ersten Wohnungen wurden im Juli bezogen.¹⁵ Mitte 1937 machte sich aber bereits die durch die umfangreiche Aufrüstung im ganzen Reichsgebiet entstandene Unterversorgung mit Baustahl bemerkbar und erschwerte die termingerechte Durchführung des Bauprogramms, insbesondere für die anlaufenden Bauvorhaben der Versuchsstelle der Luftwaffe. Die Zufahrtsstraße nach Werk West musste durch fünf Meter tiefes Moor geführt werden, sodass die Hauptbautätigkeit erst nach deren Fertigstellung Ende Juli einsetzte. Mit dem Bau der ersten Halle wurde allerdings schon Ende April unter Zuhilfenahme ausgedehnter Knüppelwege begonnen. Man kann feststellen, dass Ende 1937 der größere Teil der geplanten Anlagen zum Mindesten begonnen und ein erheblicher Teil bereits fertiggestellt war. Im April 1938 konnte das erste Flugzeug von der Rollbahn der Luftwaffenversuchsstelle starten. Die Arbeiten für den Bootshafen und die Eindeichung für die Erweiterung

des Rollfeldes begannen im gleichen Jahr. Ende 1939 war der erste Bauabschnitt mit Inbetriebnahme der Versuchsstellen so weit fertiggestellt, dass die Entwicklungsarbeiten von nun an vollständig nach Peenemünde verlagert und unter modernsten technischen Bedingungen vorangetrieben werden konnten.

Vom Beginn der Bauarbeiten bis zum Jahre 1940 waren inzwischen bis zu einer halben Milliarde Reichsmark verbaut worden.¹⁶ Der Restort Peenemünde mit der Schule, dem Schulgrundstück, verschiedenen Gemeindegrundstücken, dem Ortsnetz und der Dorfstraße ging mit Wirkung vom 1. Januar 1940 in den entstehenden Heeresgutsbezirk Peenemünde über. Der Heeresgutsbezirk, heute an der Straße Peenemünde - Flughafenbetrieb gelegen (Betrieb Müggenhof, Saathoff), hatte eine umfangreiche Viehhaltung, auf dem Flugplatz der Luftwaffe befand sich eine große Schafhaltung (ca. 1 000 Schafe). Die Abwärme des Kraftwerkes versorgte mehrere Großgärtnereien, die über einen umfangreichem Gemüseanbau verfügten.

SAUERSTOFFWERK UND KRAFTWERK WERDEN GEPLANT UND GEBAUT

Für die Erprobung und die Starts der A4-Raketen wurde flüssiger Sauerstoff als Treibstoff benötigt, welcher vom Peenemünder Sauerstoffwerk geliefert wurde. Der Bau des dreieinhalbgeschossigen, rot verklinkerten Gebäudes – eine für die damalige Zeit einmalig innovative Anlage – wurde ab 1940 durch die Firma Messer aus Griesheim errichtet. Im März 1942 war der Rohbau bereits fertiggestellt, der Innenausbau jedoch noch nicht abgeschlossen.

Wichtigste Voraussetzung für die Sauerstoffproduktion war der Bau des Kraftwerkes, welcher im Frühjahr 1938 beschlossen wurde. Als günstigster Standort wurde das Gelände am

Peenemünder Mühlensee ausgewählt, da dort ausreichend Kühlwasser (Peene) vorhanden war. Der Brennstoff konnte ebenfalls direkt auf dem Wasserwege aus den oberschlesischen Revieren bezogen werden. Der letzte Direktor des noch in Betrieb befindlichen Kraftwerks, Kurt Beier, schwärmte noch im Jahre 1991 in Gesprächen mit dem Verfasser von den vier Babcock-Dampfkesseln mit Wanderrostfeuerung, die eine Leistung von 30 Megawatt erbrachten. Mehr als die Hälfte dieser Leistung wurde an das Sauerstoffwerk zur Elektrolyse geliefert, ein Teil der Abwärme wurde zum Betrieb eines Fernwärmesystems für die Heersversuchsanstalt genutzt. Die Inbetriebnahme des Kraftwerkes, geplant für den 1. Juni 1942, wurde wegen technischer Mängel auf den 1. November 1942 verschoben. An diesem Tag erfolgte der Anstoß der ersten Maschine im Probetrieb und am 22. November 1942 die erste Zuschaltung an das Verteilungsnetz.

KRIEGSAUSBRUCH UND GROSSE VERÄNDERUNGEN

Mit der allgemeinen Mobilmachung zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939 änderte sich vieles auf den Baustellen und in den Erprobungsinstituten. Ein großer Teil der deutschen Bauarbeiter, der Angestellten und der Facharbeiter wurden eingezogen und stand nicht mehr zur Verfügung. Die architektonische Planung, Begleitung und Kontrolle hatte seit März 1939 im Auftrag des späteren Reichsrüstungsministers Albert Speer (1905–1981) von der Luftwaffenplanungsgruppe die Berliner Baugruppe Schlempp übernommen. Mit der Gruppe sollten insbesondere der zweite Bauabschnitt, die notwendige Erweiterung der bereits errichteten Anlagen und die Vorbereitungen der Serienproduktion realisiert werden. Der ständig wachsende Bedarf an unterschiedlich qualifizierten Arbeitskräften wurde zunehmend mit ausländischen »Kontrakt«- beziehungsweise Zwangsarbeitern aufgefüllt, wobei die Unterschiede zwischen beiden Gruppen zuneh-

mend fließend waren. Für die Planung und den Bau der Baracken-Unterkünfte war insbesondere die vom späteren Bundespräsidenten, dem Architekten Heinrich Lübke (1894–1972), geleitete Baugruppe des Berliner Ingenieurbüros Schlempp angefordert worden und aktiv tätig.

Der zunehmend ansteigende Arbeitskräftebedarf im Werk führte ab Frühjahr 1943 dazu, dass »Kontraktarbeiter« durch Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge aus Ravensburg substituiert und in unterschiedlichen Lagern auf dem Gelände untergebracht wurden. Zwangsarbeiter aus Polen, Russland, Tschechien, Belgien, Italien, Holland und Frankreich wurden eingesetzt. Es wurden Kriegsgefangenenlager für Soldaten aus Frankreich und der Sowjetunion eingerichtet. Ab Juni 1943 gab es dann zwei KZ-Arbeitslager auf dem Peenemünder Versuchsgelände. Im KZ-Außenlager im Untergeschoss der Fertigungshalle F1, in der die A4-Rakete produziert wurde, waren bis zu 650 Menschen eingepfercht.



Fertigungshalle F1, Entwurfszeichnung der Baugruppe Schlempp. In Teilen des Untergeschosses waren KZ-Häftlinge untergebracht Archiv Deutsches Museum

Zusätzlich gab es ein zweites KZ, Karlshagen I, angrenzend an den heutigen Flugplatz, ein Kriegsgefangenenlager in Karlshagen und die Lager Trassenheide. Insgesamt wurden etwa



Überreste der Fertigungshalle F1 für die V2, in der sich auch das KZ Karlshagen II befand, September 2013. Jikeli

1 800 KZ-Zwangsarbeiter festgehalten, zeitweise sogar noch mehr. Zu diesen kamen etwa 10 000 weitere Zwangsarbeiter¹⁷, vor allem aus Polen, der Sowjetunion, Frankreich, der Ukraine und vielen anderen Ländern, die in verschiedenen Lagern untergebracht waren. Die Bewachung erfolgte durch SS-Wachmannschaften und Angehörige der Luftwaffe. Mindestens 171 Häftlinge, die zwischen November 1943 und September 1944 ums Leben kamen, wurden im Krematorium Greifswald verbrannt, andere Leichen wurden vor Ort verscharrt.¹⁸ Mehrere Sperrgürtel wurden eingerichtet, die nur mit Sichtkarten verschiedener Farben betreten werden durften. Das ganze Gelände wurde hermetisch abgeriegelt; teilweise gab es elektrische Stacheldrahtzäune. Die Werksarbeiter konnten ihren Arbeitsplatz nur nach Vorlage ihres Ausweises erreichen.

Die Forschungsarbeiten wurden mit noch größerer Geschwindigkeit vorangetrieben, nachdem am 7. Juli 1943 Adolf Hitler persönlich das »Projekt Peenemünde« in die Gruppe von Projekten mit der höchste Dringlichkeitsstufe des Rüstungsprogramms setzte.¹⁹

Bei ihrer regelmäßigen Luftaufklärung über der Insel Usedom entdeckten die Engländer auf den Fotos vom Peenemünder Gelände raketenähnliche Geschosse, Flugkörper und Flugzeuge. Nun wurden auch andere Agentenmeldungen über die Heeresversuchsanstalt durch den englischen Geheimdienst ernst genommen. Als die Gefahr eines Bombenangriffs auf die Peenemünder Anlagen immer wahrscheinlicher wurde, erfolgte der Bau von Bunkern und Splittergräben. Alle Karlshager Frauen und Kinder sollten evakuiert werden, was jedoch immer wieder verschoben wurde. Diese Verzögerung kostete viele Menschen das Leben.

Der Fliegerangriff erfolgte in der Nacht vom 17. zum 18. August 1943. Gegen 24:00 Uhr strahlten die Rundfunksender eine Vorwarnung aus. Innerhalb weniger Minuten wurde das Gelände vernebelt. Der Angriff begann um 1:15 Uhr. Während des Angriffes, unter dem Codenamen »Operation Hydra«, warfen rund 600 britische Bomber bei ihrem Einsatz 1 593 Tonnen Sprengbomben und 281 Tonnen Brandbomben über dem Norden der Insel Usedom ab.

Viele Gebäude im Entwicklungswerk und im Werk Süd wurden zerstört oder beschädigt. Die Prüfstände, das Werk West, das Kraftwerk und die Sauerstoffanlage im Dorf Peenemünde blieben verschont. Große Teile der Wohnsiedlung, das sogenannte Berliner Tor, die Post und andere Gebäude wurden zerstört.²⁰ Die meisten Opfer gab es in dem Zwangsarbeiterlager Trassenheide. Unter den insgesamt 735 Todesopfer, die der Luftangriff in der Nacht vom 17. auf den 18. August 1943 forderte, befanden sich etwa 600 Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge und

120 Angehörige des deutschen Personals.²¹

Karl-Heinz Kühn, ein Zeitzeuge, damals Mitglied der Flieger-HJ (Hitler Jugend) und seinerzeit als Lehrling vorgesehen als Pilot eines der Fluggeräte, gab 2009 folgenden Bericht:

»(...) Langsam füllte sich der Wohn/Schlafräum des Lehrlingsheimes (VKN = Versuchskommando Nord) (...) gegen 23 Uhr begannen Luftschuttsirenen ihr irrsinniges Auf und Ab (...). Die ersten Bomben fielen und durch die geöffneten Fenster kam beißender Qualm. Am Hauptausgang herrschte großer Stau: Zivilarbeiter aus Frankreich, die im hinteren Teil unserer Wohnbaracke schliefen, scheuten sich ins Freie zu laufen – einfach Panik! Endlich waren wir draußen im Freien (...) die vormals klare Nachtluft war einem milchiggrünen künstlichem Nebel gewichen. (...) In den vorgenannten Splittergräben hockten und durchlebten wir den Angriff der RAF, der sich bis 2 ½ Stunden hinzog. Wir hielten einander fest, manche heulten und andere beteten oder was sie dafür hielten. Es war die ganze Palette die sich mörderisch über uns stülpte: Sprengbomben, Luftminen, Brandbomben und Phosphor. (...) Die Erinnerungen daran sind jedenfalls allgegenwärtig (...).«

Kühn reflektiert in seinen Erinnerungen auch 66 Jahre nach den Ereignissen nicht die Unterschiede zwischen den französischen Zwangs-»Zivilarbeitern« und ihm als Angehörigen der Hitler-Jugend. Für ihn wurden alle gleichermaßen zu Opfern der Britischen Luftangriffe. Dies ist bereits als Momentaufnahme fraglich, denn beispielsweise starben viele Zwangsarbeiter im Lager Trassenheide, weil ihre Baracken noch brennend verriegelt, teilweise bewacht und eingezäunt waren, sodass viele nicht ins Freie laufen konnten und außerdem Schutzvorrichtungen wie Splittergräben für die Zwangsarbeiterlager unzureichend oder nicht vorhanden waren. Am Tag nach den Angriffen waren es Zwangsarbeiter, die die gefährlichsten Räumarbeiten verrichten mussten.²² Darüber hinaus nimmt Herr

Handwritten text in German, appearing to be a report or diary entry. The text is dense and somewhat blurry, but it seems to describe a situation related to the Peenemünde experiment station. At the bottom of the page, there is a signature and the date '1.11.44'.

Handschriftlicher Bericht des damaligen Lehrlings Karl-Heinz Kühn Archiv Fritz Spalink/Historische Gesellschaft zu Seebad Heringsdorf

Kühn nicht wahr, dass die Gefühle von Zwangs- beziehungsweise sogenannten Zivilarbeitern hinsichtlich der Bombenangriffe durchaus gemischt waren, da sie trotz der Bedrohung Befreiung versprochen. Middlebrook, der insbesondere viele Polen interviewte, die in Peenemünde zur Arbeit gezwungen worden waren, zitiert den polnischen Zwangsarbeiter Czeslaw Bloch



Bombentrichter im Versuchsserienwerk nach dem Bombenangriff vom 17./18. August 1943 HTM
Peenemünde GmbH

anlässlich der herannahenden Bomber in der Nacht vom 17. August 1943 mit den Worten: »Meine Gefühle waren zweigeteilt. Auf der einen Seite wollte ich, dass es ein Angriff [der RAF] war, aber auf der anderen Seite hatte ich Angst vor der großen Unsicherheit.«²³ Michel Fliccx, ein KZ-Häftling aus der Halle F1 (KZ-Karlshagen II) berichtet von Diskussionen unter den Häftlingen direkt nach dem Angriff: »Der Kommandant ist auf jeden Fall das letzte Schwein; wenn er uns zu den Luftschutzbunkern gelassen hätte, wäre keiner gestorben.«²⁴

Anmerkungen

- 1** Einen Bürgermeister gab es in Peenemünde nicht, bis Ende des Jahres 1936 war Peenemünde noch im Besitz der Stadt Wolgast.
- 2** Dornberger, Walter: Peenemünde – die Geschichte der V-Waffen, Frankfurt/M; Berlin: Ullstein 1999, S. 30. Dornbergers Memoiren wurden in zahlreichen Auflagen veröffentlicht, erstmals 1952, unter dem Titel »Der Schuss ins Weltall.«. Dornberger, Walter: Der Schuss ins Weltall, Esslingen: Bechtle Verlag 1952.
- 3** Dornberger: Peenemünde – die Geschichte der V-Waffen, S. 31.
- 4** Ebd., S. 37.
- 5** Chronik Peenemünde <http://www.peenemuende-info.de/1933-1935.html>.
- 6** Forstamt Pudagla: Forstgeschichtlicher Abriß, Bd. 2, Pudagla: unveröffentlichter Privatdruck 2000, S. 80.
- 7** Bode, Volkhard und Kaiser, Gerhard: Raketenspuren: Peenemünde 1936–2004, 5. Aufl., Berlin: Links 2004, S. 26
- 8** Bode und Kaiser: Raketenspuren, S. 28.
- 9** Bode und Kaiser: Raketenspuren, S. 29.
- 10** Middlebrook, Martin: The Peenemünde Raid: 17–18 August 1943, London: Cassell 2000 (Erstveröffentlichung 1982); Bode und Kaiser: Raketenspuren, S. 28.
- 11** Vgl. Lange, Johannes: »Bericht über 5 Jahre Bauleitung in Peenemünde von 1936-1941«, in: Interessengemeinschaft der ehemaligen Peenemünder (Hrsg.): Die Rakete, 1991 (Lange war der damalige Stabsintendant von 1941) und in Auszügen online veröffentlicht vom Förderverein Peenemünde e.V. unter <http://www.foerderverein-peenemuende.de/infoblatt0206/inbl0206.htm>. Siehe auch Dietrich, Axel: Peenemünde im Wandel der Zeit, 2. Aufl., Peenemünde: A. Dietrich 1994, S. 4; Schmidt, Leo und Uta Mense (Hrsg): Denkmallandschaft Peenemünde: Eine wissenschaftliche Bestandsaufnahme - Conservation Management Plan, Berlin: Links 2013, S. 26 ff.
- 12** Vgl. Bode und Kaiser: Raketenspuren, S. 30.
- 13** <http://www.peenemuende-info.de/1937-1939.html>.
- 14** Palink, Fritz: 100 Jahre Eisenbahn auf der Insel Usedom, Heringsdorf: Historische Gesellschaft zu Seebad Heringsdorf auf Usedom e. V. 2012, S. 73.
- 15** Schmidt und Mense (Hrsg): Denkmallandschaft Peenemünde, S. 94.
- 16** Ebd., S. 25.
- 17** Martin Middlebrook schätzt die Zahl der ausländischen, sprich Zwangsarbeiter, Mitte 1943 auf 10 000 bis 12 000. Middlebrook: The Peenemünde Raid, S. 31.
- 18** Wagner, Jens-Christian: »Massengrab an der Raketenrampe (Interview)«, in: Der Spiegel 22 (2001).
- 19** Schmidt und Mense (Hrsg): Denkmallandschaft Peenemünde, S. 96.
- 20** <http://www.peenemuende-info.de/1940-1945.html>.

21 Vgl. Dietrich, Axel: Peenemünde im Wandel der Zeit, 2. Aufl., Peenemünde: A. Dietrich 1994, S. 42; Neufeld, Michael J.: Die Rakete und das Reich: Wernher von Braun, Peenemünde und der Beginn des Raketenzeitalters, Berlin: Brandenburgisches Verl.-Haus 1997, S. 239.

22 Middlebrook: The Peenemünde Raid, S. 133–153; S. 199–200.

23 Ebd., S. 135. Übersetzung aus dem Englischen.

24 Flicx, Michel: »Peenemünde« in: Erichsen, Johannes und Hoppe, Bernhard M. (Hrsg): Peenemünde: Mythos und Geschichte der Rakete 1923–1989: Katalog des Museums Peenemünde, 2. Aufl. (Erstauflage 2004), Berlin: Nicolai 2011, S. 361–370, hier S. 365.

Literaturverzeichnis

Bode, Volkhard und Kaiser, Gerhard: Raketenspuren: Peenemünde 1936–2004, 5. Aufl., Berlin: Links 2004.

Dietrich, Axel: Peenemünde im Wandel der Zeit, 2. Aufl., Peenemünde: A. Dietrich 1994.

Dornberger, Walter: Der Schuss ins Weltall, Esslingen: Bechtel Verlag 1952.

Dornberger, Walter: Peenemünde – die Geschichte der V-Waffen, Frankfurt/M, Berlin: Ullstein 1999.

Flicx, Michel: »Peenemünde« in: Erichsen, Johannes und Bernhard M. Hoppe (Hrsg): Peenemünde: Mythos und Geschichte der Rakete 1923–1989: Katalog des Museums Peenemünde, 2. Aufl. (Erstauflage 2004), Berlin: Nicolai 2011, S. 361–370.

Forstamt Pudagla: Forstgeschichtlicher Abriß, Bd. 2, Pudagla: unveröffentlichter Privatdruck 2000.

Middlebrook, Martin: The Peenemünde Raid: 17–18 August 1943, London: Cassell 2000.

Neufeld, Michael J.: Die Rakete und das Reich: Wernher von Braun, Peenemünde und der Beginn des Raketenzeitalters, Berlin: Brandenburgisches Verl.-Haus 1997.

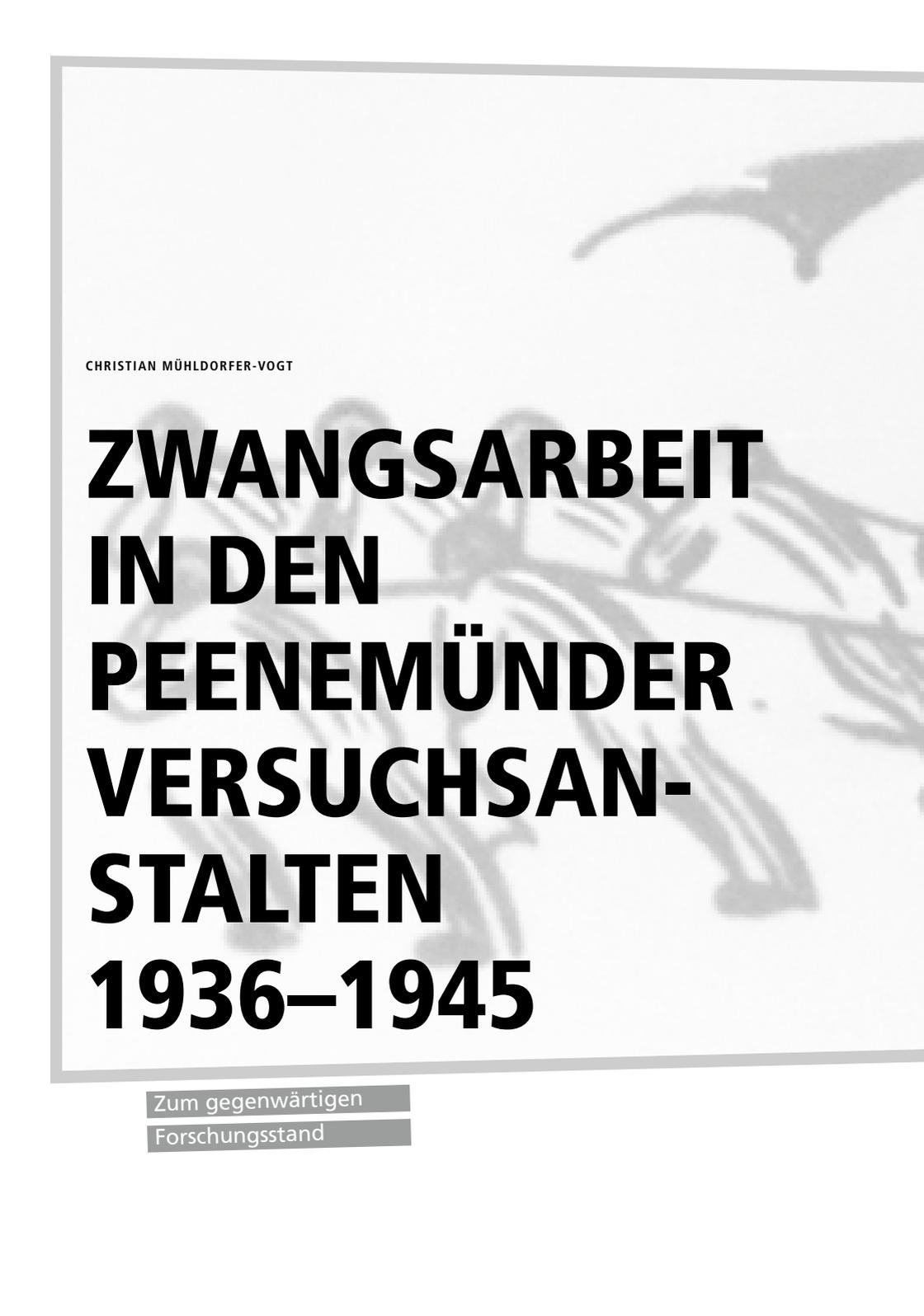
Schmidt, Leo und Mense, Uta (Hrsg): Denkmallandschaft Peenemünde: Eine wissenschaftliche Bestandsaufnahme – Conservation Management Plan, Berlin: Links 2013.

Spalink, Fritz: 100 Jahre Eisenbahn auf der Insel Usedom, He-

ringsdorf: Historische Gesellschaft zu Seebad Heringsdorf auf Usedom e. V. 2012.

Wagner, Jens-Christian: »Massengrab an der Raketenrampe (Interview)«, in: Der Spiegel 22 (2001).

Chronik Peenemünde: <http://www.peenemuende-info.de/1933-1935.html>., eingesehen am 18.01.2013.

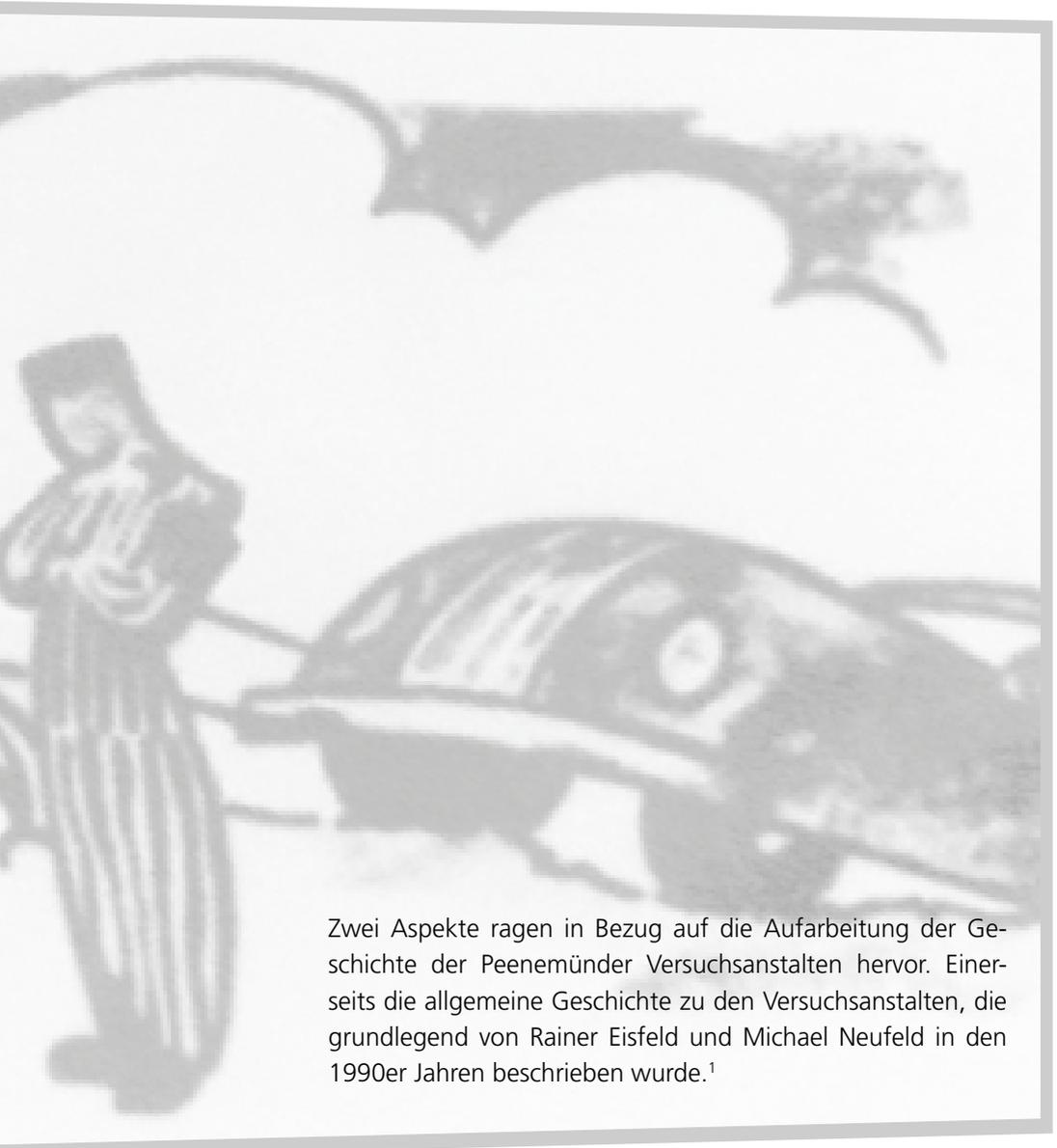


CHRISTIAN MÜHLDOERFER-VOGT

ZWANGSARBEIT IN DEN PEENEMÜNDER VERSUCHS- STALTEN 1936–1945

Zum gegenwärtigen

Forschungsstand



Zwei Aspekte ragen in Bezug auf die Aufarbeitung der Geschichte der Peenemünder Versuchsanstalten hervor. Einerseits die allgemeine Geschichte zu den Versuchsanstalten, die grundlegend von Rainer Eisfeld und Michael Neufeld in den 1990er Jahren beschrieben wurde.¹

ALLGEMEINE GESCHICHTE DER VERSUCHSANSTALTEN, BIOGRAFIEFORSCHUNG UND ZWANGSARBEIT

Dies fand dann 2004 in dem von Bernhard Hoppe und Johannes Erichsen herausgegebenen und noch immer aktuellen Ausstellungskatalog des Historisch-Technischen Museums Peenemünde (HTM) seine Fortsetzung.² Schließlich ist die 2009 in englischer Sprache von Michael B. Peterson veröffentlichte Untersuchung anzuführen, die Peenemünde vor dem Hintergrund der »Volksgemeinschaft« behandelt.³

Den anderen wichtigen Aspekt bildet die Biografieforschung zum technischen Leiter der Heeresversuchsanstalt, Wernher von Braun. Hier sind wieder Arbeiten von Neufeld⁴ sowie Johannes Weyer in den letzten Jahren zu nennen. Weyer versucht mit einem sogenannten 3-Ebenen-Modell das unethische Verhalten von Brauns zu erklären, ein produktiver Ansatz, der sich auch auf andere Akteure Peenemündes anwenden ließe.⁵

Der Bestand an wissenschaftlichen Untersuchungen, die sich ausschließlich mit den Zwangsarbeitern in den Peenemünder Versuchsanstalten befassen, ist dagegen ausgesprochen dünn. Hier ist vor allem das 2009 erschienene Peenemünder Heft 3 zu nennen, das zwar auch international eine hervorragende Kritik erhalten hatte.⁶ Allerdings war dies der bislang einzige Versuch, den Mikrokosmos Peenemünde mit besagtem Schwerpunkt auszuleuchten.

DIE PEENEMÜNDER VERSUCHSANSTALTEN IM KONTEXT DER NATIONALSOZIALISTISCHEN MILITÄRSTRATEGIE

Für das Grundverständnis der Versuchsanstalten zentral ist die bereits 1934 formulierte Maßgabe von Karl Becker. Er war der Leiter der Forschungsstelle des Heereswaffenamtes und zugleich einer der maßgeblichen Förderer der zwei Jahre spä-

ter eröffneten Heeresversuchsanstalt: »Ein erheblicher wehrtechnischer Vorsprung kann eine entschlossene Staatsführung dazu bringen, einen an sich unvermeidlichen Kampf frühzeitig unter wehrtechnisch möglichst günstigen Bedingungen zu beginnen, statt zu warten, bis der Gegner den Vorsprung eingeholt hat.«⁷

Insofern kann von einem unpolitischen Militär bereits zu diesem Zeitpunkt, also zwei Jahre vor Gründung der Heeresversuchsanstalt in Peenemünde, nicht die Rede sein. Vielmehr reduzierte der ranghohe Vertreter des Heeres, Karl Becker, die kriegerische Politik der Nationalsozialisten auf strategische Fragen und stellte einen Krieg als unvermeidlich dar: Es gewinnt, wer früh genug und strategisch ausgefeilt zu planen beginnt. Dies ist deshalb wichtig zu betonen, weil die Peenemünder Versuchsanstalten, also sowohl die Erprobungsstelle der Luftwaffe (Peenemünde West) wie auch die Heeresversuchsanstalten (Peenemünde Ost) eben kein idyllisches Paradies fernab der nationalsozialistischen Realität darstellten, sondern vielmehr genau die Strukturen und die Verfasstheit des nationalsozialistischen Systems nicht nur abbildeten, sondern auch reproduzierten. Die Peenemünder Versuchsanstalten sind ein Beispiel dafür, was Wolf Kaiser mit dem von ihm entwickelten Begriff des »Täterortes« beschreibt.⁸

Zwangsarbeit bildet hierbei einen wichtigen Aspekt. Bevor ich auf den derzeitigen Sachstand zur Zwangsarbeit in Peenemünde eingehe, möchte ich versuchen, diesen Begriff zu kategorisieren. Mark Spoerer legt in seiner Arbeit »Zwangsarbeit unterm Hakenkreuz« das Augenmerk auf den Aspekt des »Einflusses auf die eigenen Existenzbedingungen«, ein Kriterium, das sich gut operationalisieren lässt. Spoerer unterscheidet in diesem Kontext vier Gruppen, die sich auch in Peenemünde wiederfinden:

Freiwillige ausländische Zivilarbeiter aus Bulgarien, Italien (bis

1943), Kroatien, Rumänien, Slowakei, Spanien, Dänemark sowie West- und Südeuropa in den ersten Kriegsjahren; Zwangsarbeiter mit geringem Einfluss auf ihre Existenzbedingungen aus den besetzten Gebieten (außer Arbeitskräften aus Polen und der Sowjetunion) und Kriegsgefangene aus Belgien, Frankreich, Großbritannien und Jugoslawien; Zwangsarbeiter ohne nennenswerten Einfluss auf ihre Existenzbedingungen aus Polen und der Sowjetunion sowie die polnisch-jüdischen und italienischen Kriegsgefangenen (nach 1943);

Zwangsarbeiter ohne jeglichen Einfluss auf ihre Existenzbedingungen (polnisch-jüdische und sowjetische Kriegsgefangene, KZ- und Arbeitserziehungslager-Häftlinge sowie »Arbeitsjuden« in Zwangsarbeiterlagern und Ghettos).⁹

Im Folgenden soll versucht werden, Erkenntnisse zu Formen der Zwangsarbeit und den hiermit verbundenen Orten in Peenemünde anzureißen, um dann auf dieser Grundlage die hiermit verbundenen Forschungsdesiderate und methodischen Probleme zu diskutieren.

Biografien bilden eine zentrale Quellengattung in der Geschichte der Zwangsarbeit in den Peenemünder Versuchsanstalten. Allerdings liegen diese Zeugnisse der Opfergruppe häufig nur fragmentarisch vor. Ein gutes Beispiel hierfür sind die Aufzeichnungen des Polen Leon Dropek.¹⁰ Nach seinen Aufzeichnungen wurde er am 28. Juni 1940 von der Polizei in Wreschen-Warthegeau (Wrzenia) festgenommen »(...) und zum Transport zugeführt. Dort befanden sich schon Festgenommene in ca. 30 preußischen Waggons, wohin man uns unter Eskorte der Polizei brachte, wussten wir nicht. Wir hielten in Jarocin an und wurden gebadet und desinfiziert. Die polnische Seuche sollte nicht in das Deutsche Reich reingeschleppt werden. Nach dieser »Kosmetik« fuhren wir westlich nach Frankfurt, Pasewalk, Szczecin, Swinoujście bis Zinnowitz.

Hier stiegen wir in einen Zug mit der Aufschrift ›Versuchsstelle Peenemünde.«¹¹

Es kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, in welches Peenemünder Lager er daraufhin verwiesen wurde, da die Bezeichnungen auch aus Gründen der Tarnung häufig wechselten. Nach seiner Beschreibung war die Unterkunft sehr sauber und komfortabel. Allerdings, und dies muss unterstrichen werden, durften die polnische Zwangsarbeiter an dieser Stelle lediglich sechs Wochen bleiben, dann zogen Dropek und seine Landsleute in das sogenannte »Polenlager« am Karlshagener Hafen. Dieser Umzug – so vermittelt Dropek – war gleichbedeutend mit einer Zäsur: »Hier sah es so aus: 14-Bettzimmer ohne Bettwäsche, nur zwei alte Decken, geheizt wurde mit Kohleofen, ein Waschraum nur mit kaltem Wasser befand sich in der nächsten Baracke. Der Beschluss der Lagerleitung war uns klar, wir hatten keine Sonderrechte gegenüber den anderen. Wir waren auch nur Söhne Polens.«¹²

Auch war er nun gezwungen, den stigmatisierenden Buchstaben »P« für Polen am Kragen der Jacke zu tragen, sein Status war also für alle gut sichtbar. Was in diesem Kontext sehr interessant ist, ist die von Dropek geschilderte Zäsur, die sich unter anderem in dem Bruch des Wohnumfeldes widerspiegelt. Dropeks Biografie steht für eine erste Radikalisierungswelle gegenüber den polnischen (Zwangs-)Arbeitern.

Das grundsätzliche Problem – und hierfür steht Leon Dropek stellvertretend – bezüglich der überlieferten biografischen Daten von vielen in Peenemünde beschäftigten Zwangsarbeitern stellt sich in der Form dar, dass sie häufig entstanden, ohne dass sie historisch-kritisch hinterfragt werden konnten. Konkret ging es bei Dropeks Vorgang darum, ihm eine Rentenanswartschaft seiner Zeit in Peenemünde zu sichern. Wichtige Details wie z. B. die Frage nach den Namen der Lager, in denen er beschäftigt war, wurden in diesem Kontext nicht abgefragt.

Gleiches gilt für tschechische Arbeiter, die nachweislich bereits 1936, also im ersten Aufbaujahr der Versuchsanstalten, beschäftigt wurden. Bei ihnen lässt sich im Detail nicht nachweisen, unter welchen Bedingungen sie genau in Peenemünde eingesetzt wurden und welchen Zwängen sie in Bezug auf die eingangs erläuterte Kategorisierung konkret ausgesetzt waren.

Sie bilden also lediglich einen Beleg für den Einsatz tschechischer Arbeitskräfte in dieser frühen Phase der Heeresversuchsanstalt. In Anlehnung an Spoerer dürfte ihr rechtlicher Status zu diesem Zeitpunkt mit dem eines »Vertragsarbeiters« umschrieben werden. Allerdings, und darauf weist Spoerer im Kontext mit dem »Reichseinsatz« der tschechischen Arbeiter hin, wurden sie in dieser Phase zwar einerseits ähnlich wie die deutschen Arbeiter bezahlt, andererseits bildeten rassistische Repressalien ihnen gegenüber den Alltag.¹³

Wie am Beispiel von Leon Dropek aufgezeigt wurde, wäre in diesem Kontext auch wichtig herauszuarbeiten, wie und in welcher Form sich die zunehmende Radikalisierung des NS-Staates gerade bei den in der Frühphase von den Versuchsanstalten angeheuerten Personen aus Osteuropa darstellte.

GEMEINSCHAFTSLAGER TRASSENHEIDE

Das zwischen Trassenheide und Karlshagen gelegene Lager war ab 1941 in Betrieb, es besaß eine Belegungsmöglichkeit von 4 000 Personen. Dokumente belegen, dass dieses Lager auch für polnische Zwangsarbeiter genutzt wurde. Auch vermitteln die Quellen die besonders perfide Weise des vorherrschenden Zwangscharakters, dem die hier arbeitenden Menschen unterworfen waren. So beschreibt der deutsche Ingenieur Walter Reuß in seinem Erinnerungsbericht den Luftangriff vom 17. August 1943, bei dem ca. 200 Polen und Ukrainer ums Leben

kamen, wie folgt: »Der Drahtzaun um das Lager behinderte die Lagerinsassen beim Flüchten ins Freie. Viele Menschen hätten sich retten können, wenn genügend Ausgänge vorhanden gewesen wären. (...) Außerdem waren nicht genügend Splittergräben vorhanden und diese befanden sich außerhalb des Lagers und konnten von den Lagerinsassen wegen der Umzäunung nicht erreicht werden.«¹⁴

Vor dem Hintergrund des eingangs skizzierten Kategorisierungssystems von Spoerer zur Zwangsarbeit dürfte die in der Quelle beschriebene, die Existenz bedrohende Situation als deutlicher Beleg dafür gewertet werden, welche extremen Formen von Zwang in diesem Lager gegenüber Polen und Ukrainern ausgeübt wurden.

SOWJETISCHE KRIEGSGEFANGENENLAGER IN WOLGAST

Auf der Grundlage der vorliegenden Biografien konnte das Historisch-Technische Museum Peenemünde (HTM) im Rahmen seiner Arbeiten zwei Lager für sowjetische Kriegsgefangene in Wolgast benennen, so dass diese Lager im Peenemünder Heft Nr. 3 erstmalig im Rahmen einer wissenschaftlichen Veröffentlichung thematisiert wurden.

Beide Lager waren ab Januar 1943 Außenlager des Kriegsgefangenen-Stammlagers in Greifswald (STALAG II C), das Gefangenenlager Tannenkamp stand in funktionaler Beziehung zur Peenemünder Heeresversuchsanstalt.

Grundsätzlich muss man für die Gruppe der sowjetischen Kriegsgefangenen festhalten, dass die Nationalsozialisten ihnen die Behandlung gemäß der Genfer Konvention und der Haager Landkriegsordnung verweigerten. Christian Streit kam zu dem Ergebnis, dass die Sterblichkeitsquote der kriegsgefangenen Rotarmisten aufgrund der unmenschlichen Bedingun-

gen in der Lagern insgesamt bei ca. 40 Prozent lag, gegenüber ca. 2–3 Prozent bei alliierten Kriegsgefangenen.¹⁵

Das Lager Tannenkamp war mit ungefähr 300 Mann belegt, in der Regel wiesen die sowjetischen Kriegsgefangenen hier eine technische Ausbildung auf. Sie wurden entweder in der Herstellung von Leitrudern aus Grafit für die V2 eingesetzt oder aber mussten technische Zeichnungen anfertigen.

Darüber hinaus gab es noch nahe dem Hafen in Karlshagen ein weiteres Lager für sowjetische Kriegsgefangene, die vor allem in der Werkbahn sowie in der Holzwerkstatt der Heeresversuchsanstalt direkt in Peenemünde eingesetzt wurden.

Allen Lagern gemein war die rücksichtslose Bestrafung der Rotarmisten bei Regelverstößen: Fluchtversuche wurden ebenso mit brutalen Misshandlungen und anschließenden Erschießungen geahndet wie auch der Versuch einiger Kriegsgefangener, z. B. die Grafitruder zu beschädigen, also Sabotage zu betreiben.

Allerdings könnte man die Biografie des Offiziers der Roten Armee, Peter Paly, in der Form lesen, dass zumindest in dem Kriegsgefangenenlager Wolgast-Tannenkamp die Lebens- wie auch Arbeitsbedingungen leichter waren als in den meisten anderen Lagern für sowjetische Kriegsgefangene, da hier ausgesuchte technische Spezialisten für die Heeresversuchsanstalt wichtige Arbeiten verrichten mussten.¹⁶

Diese Aussage beleuchtet das Dilemma, in dem sich die Historiker befinden, die sich mit Peenemünde beschäftigen. Zwar gibt es grundlegende Kenntnisse über die Akteure, jedoch lassen sich beispielsweise deren Aussagen häufig durch keinerlei andere Quellengattung bestätigen. Auch ist im Rahmen der Augenzeugeninterviews nie danach gefragt worden, inwieweit eine behauptete mögliche bessere Verpflegung der sow-

jetischen Kriegsgefangenen lediglich quantitativen Charakters war: Die Regelernährung für diese Gruppe war das sogenannte »Russenbrot«, das mit bis zu 30 Prozent Sägespänen gestreckt war.

Da fast alle Beteiligten inzwischen verstorben sind, können diese Fragen zumindest auf dieser Ebene, nicht mehr diskutiert werden. Inwieweit andere Quellengattungen im russischen Staatsarchiv oder aber im Archiv der Gedenkstätte Buchenwald weitere Erkenntnisse über die sowjetischen Kriegsgefangenen in den Peenemünder Versuchsanstalten zulassen, bleibt abzuwarten.

KZ-ARBEITSLAGER KARLSHAGEN I

Innerhalb der Peenemünder Ortsgrenzen bestanden zwei KZ-Arbeitslager, beide waren KZ-Außenlager des KZ Ravensbrück und ab Mitte 1943 in Betrieb. Das KZ-Arbeitslager Karlshagen II, im Keller des Versuchsserienwerkes untergebracht, war eingebettet in die Serienproduktion der V2. Die Zwangsarbeit der KZ-Häftlinge bestand dementsprechend vor allem aus Metallarbeiten im Kontext mit den dortigen Fertigungsprozessen.

Dieses KZ-Arbeitslager existierte jedoch nur wenige Monate, es wurde wie die gesamte Serienproduktion nach dem Luftangriff vom August 1943 in das Lager Dora im Südharz verlegt. Insofern soll das KZ-Arbeitslager Karlshagen I im Mittelpunkt der Betrachtungen stehen, das noch bis zum Kriegsende Bestand hatte.

Das Wissen über das KZ-Arbeitslager, am heutigen Flughafen gelegen und der damaligen Erprobungsstelle der Luftwaffe zugeordnet, resultiert aus einzelnen Erinnerungen (z. B. von Jan Fournier und Michael Dewjatajew),¹⁷ die dann ihre weitestgehende Bestätigung in archäologischen Grabungsfunden

fanden. Beide Akteure kamen im Herbst 1944 in dieses Lager, Fournier in den westlichen, Dewjatajew in den östlichen Bereich.

Es muss von einer Höchstbelegung im Winter 1944/45 von ca. 1 200 ausschließlich männlichen Personen ausgegangen werden; Die Häftlinge kamen aus verschiedenen Ländern (bekannt sind neben Deutschen Ukrainer, Polen, Holländer, Franzosen und Russen) sowie aus verschiedenen Konzentrationslagern.

Aufgrund des morastigen Untergrundes wurden die Baracken auf Pfählen aufgebaut, qualitativ und quantitativ war das Essen unzureichend. Die Häftlinge mussten schwerste Arbeiten verrichten: Vom Bergen der 150 kg schweren Abschussbolzen der V1 aus den Sümpfen über Meliorationsarbeiten bis hin zum Entschärfen von Blindgängern nach den Luftangriffen. Die vorherrschenden Lebensbedingungen lassen sich gut an der körperlichen Verfassung des Franzosen Jan Fournier ablesen: Wog er bei seiner Verhaftung 73 Kilogramm, so betrug sein Gewicht bei seiner Entlassung aus dem KZ lediglich 33 Kilogramm.¹⁸

Die genaue Zahl aller verstorbenen Häftlinge aus den Peenemünder KZ-Arbeitslagern ist nicht bekannt. Durch die Auswertung des Gedenkbuches für die Opfer des Konzentrationslagers Ravensbrück konnte allerdings erstmals eine Liste der in Peenemünde verstorbenen KZ-Häftlinge erstellt werden. Wesentliche Quellengrundlage für die Liste der Toten in Peenemünde sind einige Seiten des Nummernbuches des KZ Karlshagen I, Transportlisten sowie die Liste des Krematoriums Greifswald. Diese Liste wurde in Bd. 3 der Peenemünder Hefte erstmalig veröffentlicht und gibt 248 verstorbenen KZ-Häftlingen einen Namen.¹⁹

FE-ROLLEN

Das HTM verfügt über etwa 100 Mikroficherollen, die meisten davon stammen aus dem Bestand Fort Eustis, abgekürzt FE. Auf ihnen befinden sich ungefähr 100 000 historische Dokumente, Fotos etc., die ursprünglich im Frühjahr 1945 von der Gruppe um von Braun in einem Stollen im Harz deponiert wurden. Konkret handelt es sich nach heutigem Wissen – ein Großteil hiervon wurde noch nicht ausgewertet – um Konstruktionszeichnungen, schriftliche Aufzeichnungen, Statistiken, aber auch um private Quellen wie Fotos etc. Die Peenemünder Gruppe nutzte dieses versteckte Depot als Faustpfand, um im Rahmen der Verhandlungen mit den Amerikanern gute Bedingungen für die anstehende Gefangenschaft auszuhandeln.

Die Quellen wurden nach 1945 in die USA verbracht, Ende 1996 kaufte das HTM die zwischenzeitlich auf Mikroficherollen kopierten Dokumente auf. Insofern kann man feststellen, dass das HTM gewissermaßen für ganz Norddeutschland und darüber hinaus ein Monopol innehat. Einen gleichen Bestand findet man in Deutschland lediglich im Bundesarchiv Freiburg.

Zwar sind diese historischen Fotos, Dokumenten etc. nicht völlig unbekannt, auch Michael Neufeld hat Auszüge in seinen Arbeiten ausgewertet. Anhand einiger ausgewählter Quellen, in denen die sogenannten »Täter« im Mittelpunkt stehen, soll das Potenzial der FE-Rollen verdeutlicht werden.²⁰

Der historische Kontext ist nicht neu. Im Herbst 1944 unterbreitete Speer den Vorschlag, den Peenemünder Ingenieuren und Managern Heinz Kunze, Georg Johannes Rickhey, Walter Dornberger sowie von Braun das Ritterkreuz zu verleihen. Lediglich bei von Braun äußerte vor allem SS-Mann Kammler Bedenken, der der Meinung war, dass der zuvor bereits verliehene Professorentitel genug Anerkennung bedeute.



Die Feierlichkeiten im Peenemünder Kasino am 16. Dezember 1944: in der Mitte Wernher von Braun. HTM Peenemünde GmbH, Rolle 40, FE-Signatur 858

Wie man weiß, konnte sich in dieser Angelegenheit Albert Speer durchsetzen, am 9. Dezember 1944 erhielten alle vier Genannten diesen Orden. Am 16. Dezember kam es zu einer internen Feier im Peenemünder Kasino. Die nachfolgenden Fotos wurden in diesem Rahmen aufgenommen.

Auf diesem Foto ist gut zu erkennen, wie mit sichtbarem Amüsement einzelne Teilnehmer dieser Feier die ausgelegten Tischkarten registrieren. Jedem der Anwesenden wurde eine entsprechende Karte zugeordnet, auf der sein Name stand, außerdem waren per Hand von einem unbekanntem Zeichner unterschiedliche Motive auf die jeweilige Karte gemalt.

Die FE-Rollen ermöglichen nun auch einen intimen Einblick auf die belächelten Objekte, diese Tischkarte dient als Scharnier: Die V2 als Stellvertreter für die Peenemünder Versuchsanstalten steht aufrecht mit umgehängtem Ritterkreuz, das eine un-



Tischkarte bei der Feier im Peenemünder Kasino am 16. Dezember 1944 HTM Peenemünde GmbH



Tischkarte für Albin Sawatzki, Peenemünder Ingenieur und Direktor in Mittelbau-Dora, bei der Feier im Peenemünder Kasino am 16. Dezember 1944 HTM Peenemünde GmbH

verwechselbare Form aufweist. Ein zusätzlicher Beleg, dass es sich hier um besagte Tischkarten handelt, ergibt sich aus deren Beschriftung (»B.z.b.V. Heer gratuliert«). Insofern macht dieses »Scharnier« die Verbindung zu weiteren Tischkarten möglich, die als Fotos Bestandteil der FE-Rollen sind und in der gleichen Art angefertigt wurden.

Die Sawatzki zugeordnete Tischkarte gilt stellvertretend für die hier ausgelegten. Ob Sawatzki ein schlechter Autofahrer war, wissen wir zwar heute nicht. Klar ist hier jedoch, wer in Peenemünde im wahrsten Sinne des Wortes den Karren aus dem Dreck zieht: Es sind die KZ-Häftlinge.

Diese aus den FE-Rollen stammende Fotoserie zur Verleihung des Ritterkreuzes an Kunze, Rickhey, Dornberger und von Braun stellt eine geradezu idealtypische, praktische Bestätigung des Forschungsstandes dar, der die enge Verstrickung der Peenemünder Ingenieure bezüglich der Nachfrage und einer anschließenden skrupellosen Einsatzplanung von Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen nachweist. Mir sind keine anderen Bilder oder Fotos der Versuchsanstalten bekannt, die den hier herrschenden Zynismus stärker zum Ausdruck bringen, auch und gerade vor dem Hintergrund, dass die Gruppe um von Braun über Jahrzehnte das Wissen zur Existenz von KZ-Häftlingen leugnete.

Insofern kann die vertiefende Beschäftigung mit diesen Quellen auch zu neuen Ergebnissen, etwa zur mentalen Disposition des inner circle der Peenemünder Akteure führen. Aussagen, die auf der Grundlage der sehr umfangreichen Memorialliteratur beispielsweise den Mythos vom »sauberen« Peenemünde nährten, können eindrucksvoll widerlegt werden, wie am Beispiel der Fotos der FE-Rollen dargelegt.

Zudem besteht die Chance, mit dieser Quellengattung neue Fragen zur Wirtschaftsgeschichte der Heeresversuchsanstalt zu

diskutieren. So bildete neben flüssigem Sauerstoff Alkohol die Treibstoffkomponente der V2. Aber – und diese Frage wurde bislang in der Forschung nicht gestellt – wie konnte dieser immense Bedarf gedeckt werden? Welche Unternehmen waren hierin involviert, und welche Personengruppen waren mit der Produktion befasst?

Abschließend einige Anmerkungen zum schon häufig zitierten sogenannten »Mythos« von Peenemünde. Der Zivilisationsbruch in Bezug auf die unmenschliche Behandlung von KZ-Häftlingen und Zwangsarbeitern fand – so die Kernaussage des Mythos – weit entfernt, im unterirdischen KZ von Mittelbau-Dora statt.

Die sogenannte Memorialliteratur, die nach 1945 von den »alten Peenemündern«, das heißt, vor allem den ehemaligen Ingenieuren, verfassten Erinnerungen trugen maßgeblich hierzu bei, geradezu idealtypisch Dieter Huzel, vor 1945 der Assistent von von Braun, nach 1945 folgte er ihm in die USA. 1961/62 verfasste er das Manuskript des Buches »Von Cape Canaveral nach Peenemünde«, das erstmalig 1967 herausgegeben wurde. Hierin schildert er den Luftangriff vom 4. August 1944: » (Der Betonbunker) war so gut getarnt, dass wir ihn fast nicht bemerkt hätten. (...) Hier herrschte allgemein eine entspannte Stimmung. Aus verschiedenen Richtungen (...) kamen die Menschen zum Bunker geströmt. Einige standen bei der offenen Eingangstür und rauchten (...). Etwas weiter weg saß merklich abgesondert eine Gruppe von dreißig bis vierzig KZ-Häftlingen. Was mir auffiel, war der Unterschied zwischen diesen armen Kerlen und den einzigen anderen KZ-Häftlingen, die ich je zu sehen bekommen hatte (...).«²¹

Tendenziell ähnlich argumentiert Botho Stüwe, ein ehemaliger Ingenieur der Erprobungsstelle der Luftwaffe Mitte der 1990er Jahre in seinem Buch über Peenemünde-West.²² Auch er schildert den bereits von Huzel beschriebenen Luftangriff vom 4.

August 1944. Im Mittelpunkt seiner Schilderung steht besagter Hochbunker, wo er auch KZ-Häftlinge erwähnt. Da hierauf ansonsten nicht weiter eingegangen wird, suggeriert auch Stüwe deren Existenz in den Peenemünder Versuchsanstalten als absolute Ausnahme. Dieser Eindruck wurde allerdings inzwischen von der Forschung fundamental widerlegt, vielmehr waren Sklavenarbeiter und KZ-Häftlinge selbst bei Feierlichkeiten ein Thema, wie das Beispiel mit den Tischkarten belegt.

Insofern sollte man offen und grundsätzlich darüber diskutieren, auf die sogenannte Memoralliteratur vermehrt in wissenschaftlichen Veröffentlichungen zurückzugreifen. Selbstverständlich nicht als wissenschaftliche Sekundärliteratur, allerdings sehr wohl als Quelle, mit einem apologetischen, exkulperierenden Motiv. Interessant ist die einheitliche Struktur dieser Narrative, die es weiter zu untersuchen gilt. Die Bücher von Danneberg, Stüwe, Dornberger und Co. sollten nicht tabuisiert werden, sondern vielmehr als rezeptionsgeschichtliche Quellen des Kalten Krieges quellenkritisch verwendet werden.

Anmerkungen

- 1 Neufeld, Michael: Die Rakete und das Reich. Wernher von Braun, Peenemünde und der Beginn des Raketenzeitalters, Berlin: Brandenburgisches Verlags-Haus 1997 sowie Eisfeld, Rainer: Mondsüchtig. Wernher von Braun und die Geburt der Raumfahrt aus dem Geist der Barbarei, Reinbeck: Rowohlt Verlag 1996.
- 2 Erichsen, Johannes und Hoppe, Bernhard (Hrsg.): Peenemünde. Mythos und Geschichte der Rakete 1923–1989. Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung 2004.
- 3 Peterson, Michael B.: Missiles for the Fatherland: Peenemünde, National Socialism, and the V-2 Missile, Cambridge University Press 2009.
- 4 Neufeld, Michael: Wernher von Braun. Visionär des Weltraumes. Ingenieur des Krieges, München: Siedler Verlag 2009.
- 5 Weyer, Johannes: »Technik und Ethik. Ein Mehrebenen-Modell zur Erklärung unethischen Handelns am Beispiel Wernher von Brauns«, in: Gadebusch Bondio, Mariacarla und Stamm-Kuhlmann, Thomas (Hrsg.): Wissen und Gewissen. Historische Untersuchungen zu den Zielen von Wissenschaft und Technik, Berlin: LIT Verlag 2009, (Geschichte. Forschung und Wissenschaft, Bd. 30), S.

131–154.

6 Mühldorfer-Vogt, Christian (Hrsg.): »Der Betrieb kann mit Häftlingen durchgeführt werden«. Zwangsarbeit für die Kriegsrakete, Peenemünder Hefte Band 3, Peenemünde 2009.

7 Becker, Karl: »Persönlichkeit und Wehrtechnik«, in: Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure. (Feb. 1934), H. 8, S. 249, zit. nach: Richard Lakowski: »Die Wehrmacht 1938«, in: Eicholtz, Dietrich und Pätzold, Kurt (Hrsg.): Der Weg in den Krieg. Berlin: Akademie-Verlag 1989, S. 91–112, hier S. 102.

8 Kaiser, Wolf: »Historisch-politische Bildungsarbeit an Täterorten und in Gedenkstätten«, in: Gedenkstättenrundbrief 165 (4/2012), S. 13–24.

9 Vgl. hierzu Spoerer, Mark: Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa. 1939–1945, Stuttgart München: Deutsche Verlags-Anstalt 2001, S. 16f. In den dem HTM zur Verfügung stehenden Häftlingslisten lassen sich einige wenige jüdische Häftlinge finden, weitere Angaben diesbezüglich liegen derzeit nicht vor.

10 Archiv HTM, Konvolut Leon Dropek, EC 143.

11 Archiv HTM, Konvolut Leon Dropek, EC 143 (Übersetzung aus dem Polnischen vom HTM). Vgl. hierzu Dropek, Leon: „Erinnerungen an Peenemünde“, in: Erichsen, Johannes und Hoppe, Bernhard M. (Hrsg): Peenemünde: Mythos und Geschichte der Rakete 1923-1989: Katalog des Museums Peenemünde, 2. Aufl. (Erstauflage 2004), Berlin: Nicolai 2011, S. 371–379.

12 Ebd., S. 373.

13 Vgl. Spoerer, Zwangsarbeit, S. 92f.

14 Erfahrungsbericht über die Bombennacht vom 17. zum 18.08.1943. Ing. Walter Reuß an die Werksdirektion Süd vom 30.08.1943, Wa Prüf 11/VI: Entstehungsgeschichte der Fertigungsstelle Peenemünde. Bd. V, 1943. BA/MA RH8/v. 1210, Bl. 188.

15 Streit, Christian: Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen. (Erstausgabe 1978), Bonn: Dietz Verlag 1997.

16 Paly, Peter: »Aufzeichnungen eines gefangenen Offiziers«; Internet: <http://militera.lib.ru> (eingesehen am 3.5.1998), deutsche Übersetzung durch das Archiv HTM, EC/142.

17 Vgl. hierzu Archiv HTM; EC/45, EC/73 bzw. EC/141.

18 Vgl. hierzu ebda.

19 Vgl. hierzu Peenemünder Hefte, Bd. 3, S. 111ff.

20 Vgl. hierzu die FE-Signatur 858 der Rolle 40, in: Archiv HTM.

21 Huzel, Dieter K.: Von Cape Caneveral nach Peenemünde. Berlin: Vision Verlag 1994, S. 146f.

22 Stüwe, Botho: Peenemünde West. Die Erprobungsstelle der Luftwaffe für geheime Fernlenk Waffen und deren Entwicklungsgeschichte. München: Bechtle Verlag 1995, S. 693.

Literaturverzeichnis

Becker, Karl: »Persönlichkeit und Wehrtechnik«, in: Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure. (Feb. 1934), H. 8, S. 249, zit. nach: Lakowski, Richard »Die Wehrmacht 1938«, in: Eicholtz, Dietrich und Kurt Pätzold (Hrsg.): Der Weg in den Krieg, Berlin: Akademie-Verlag 1989, S. 91–112.

Dropek, Leon: „Erinnerungen an Peenemünde“, in: Erichsen, Johannes und Bernhard M. Hoppe (Hrsg.): Peenemünde: Mythos und Geschichte der Rakete 1923-1989: Katalog des Museums Peenemünde, 2. Aufl. (Erstaufgabe 2004), Berlin: Nicolai 2011, S. 371–379.

Eisfeld, Rainer: Mondsüchtig. Wernher von Braun und die Geburt der Raumfahrt aus dem Geist der Barbarei, Reinbeck: Rowohlt Verlag 1996.

Erichsen, Johannes und Hoppe, Bernhard (Hrsg.): Peenemünde. Mythos und Geschichte der Rakete 1923–1989, Berlin: Nicolaische Verlagsbuchhandlung 2004.

Huzel, Dieter K.: Von Cape Canaveral nach Peenemünde. Berlin: Vision Verlag 1994.

Kaiser, Wolf: »Historisch-politische Bildungsarbeit an Täterorten und in Gedenkstätten«, in: Gedenkstättenrundbrief 165 (4/2012), S. 13–24.

Mühldorfer-Vogt, Christian (Hrsg.): »Der Betrieb kann mit Häftlingen durchgeführt werden«. Zwangsarbeit für die Kriegsrakete, Peenemünder Hefte Band 3, Peenemünde 2009.

Neufeld, Michael: Die Rakete und das Reich. Wernher von Braun, Peenemünde und der Beginn des Raketenzeitalters, Berlin: Brandenburgisches Verlags-Haus 1997.

Neufeld, Michael: Wernher von Braun. Visionär des Weltraumes. Ingenieur des Krieges, München: Siedler Verlag 2009.

Peterson, Michael B.: Missiles for the Fatherland: Peenemünde, National Socialism, and the V-2 Missile, Cambridge University Press 2009.

Spoerer, Mark: Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa. 1939–1945, Stuttgart

München: Deutsche Verlags-Anstalt 2001.

Streit, Christian: Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen (Erstausgabe 1978), Bonn: Dietz Verlag 1997.

Stüwe, Botho: Peenemünde West. Die Erprobungsstelle der Luftwaffe für geheime Fernlenk Waffen und deren Entwicklungsgeschichte, München: Bechtle Verlag 1995.

Weyer, Johannes: »Technik und Ethik. Ein Mehrebenen-Modell zur Erklärung unethischen Handelns am Beispiel Wernher von Brauns«, in: Gadebusch Bondio, Mariacarla und Thomas Stamm-Kuhlmann (Hrsg.): Wissen und Gewissen. Historische Untersuchungen zu den Zielen von Wissenschaft und Technik, Berlin: LIT Verlag 2009, (Geschichte. Forschung und Wissenschaft, Bd. 30), S. 131–154.

II Perspektiven der Opfer

JENS-CHRISTIAN WAGNER

DIE KEHRSEITE DER MEDAILLE?

Zwangsarbeit für das nationalsozialistische
Raketenprogramm¹



»Was war Peenemünde? Wiege der Weltraumfahrt und Tor zur Zukunft oder Brutstätte von Massenvernichtungsmitteln und Terrorwaffen?«, heißt es im Prolog zur 2001 eröffneten Dauerausstellung im Museum Peenemünde – und weiter:
»Beide Auffassungen enthalten ein Stück Wahrheit.

Der mögliche Zwiespalt von Wissenschaft und Ethik und die Ambivalenz der Technik werden hier deutlich wie an wenigen anderen Orten.«² Als Metapher für die vermeintlich widersprüchlichen Seiten Peenemündes dienen der Ausstellung die »Enden der Parabel«, mal mit und mal ohne Verweis auf den (in der deutschen Übersetzung) gleichnamigen Roman von Thomas Pynchon. Oft ist in diesem Zusammenhang auch von der Janusköpfigkeit Peenemündes die Rede.

Ambivalenz, Enden der Parabel, Janusköpfigkeit – wie man es auch nennt, die Botschaft ist immer die gleiche: Es wird suggeriert, die Geschichte des NS-Raketenprogramms im Allgemeinen wie Peenemündes im Besonderen habe zwei Seiten, eine gute und eine schlechte. Was dabei als die dunkle Seite zu gelten hat, gilt den meisten als ausgemacht: das Massensterben im unterirdischen Mittelwerk bei Nordhausen, in dem die in Peenemünde entwickelten Raketenwaffen von KZ-Häftlingen montiert werden mussten.

Dass Mittelbau-Dora eine Stätte nationalsozialistischer Verbrechen war, denen Zehntausende zum Opfer fielen, zweifelt niemand an. Peenemünde gilt vielen dagegen noch immer als »Wiege der Raumfahrt« oder allenfalls als Entwicklungsstätte von Terrorwaffen, nicht aber als Ort von Zwangsarbeit und Vernichtung im Nationalsozialismus.

Das dichotomische Bild vom »sauberen« Peenemünde und dem verbrecherischen KZ Mittelbau-Dora ist nicht zuletzt eine Folge der Nachkriegserzählungen der deutschen Raketeningenieure um Wernher von Braun, die erfolgreich die Legende schufen, in Peenemünde sei lediglich entwickelt und geforscht worden sei (und das auch eher an der Mondrakete als an einer Waffe). Für die Verbrechen im fernen Mittelwerk hätten die Peenemünder Ingenieure keine Verantwortung getragen, denn dort sei ausschließlich die allmächtige SS zuständig gewesen. Beispielfhaft für diese verzerrende Sichtweise ist die bis heute

mehrfach aufgelegte autobiographisch verfasste Raketen-Geschichte von Walter Dornberger, deren deutsche Erstauflage 1952 unter dem Titel »V2 – der Schuß ins Weltall« erschien.³

Dass die Legende vom sauberen Peenemünde derart wirkungsmächtig werden konnte, haben die deutschen Raketenexperten nicht zuletzt auch den Alliierten zu verdanken, vor allem den Amerikanern. Deren Regierung und Militärführung standen 1946/47 ohnehin schon in der Kritik der eigenen Öffentlichkeit, der es nur schwer zu vermitteln war, warum man – teils gegen geltendes Recht – NS-belastete Wissenschaftler als Rüstungsexperten ins Land geholt hatte. Um wie viel schwieriger wäre die Rechtfertigung gewesen, wenn die Verantwortung dieser Wissenschaftler für den Einsatz von KZ-Häftlingen zur Sprache gekommen wäre?

Doch nicht nur die Raketeningenieure und ihre neuen Auftraggeber hatten nach dem Krieg ein Interesse daran, dass ihre Verantwortung für die Zwangsarbeit und damit für den Tod von KZ-Häftlingen öffentlich nicht thematisiert wurde, sondern auch viele Unternehmer, deren Betriebe in das NS-Raketenprogramm eingebunden gewesen waren und in deren Fertigungshallen KZ-Häftlinge als Zwangsarbeiter beschäftigt worden waren. Auch für sie erwies es sich als günstig, dass der Öffentlichkeit allein das Mittelwerk als verbrecherischer Ort galt. An dieser Sichtweise hat sich erst in den letzten zwanzig Jahren immerhin einiges geändert. Mittlerweile liegen mehrere kritische Studien zur Gesamtgeschichte des NS-Raketenprogramms und zahlreiche, qualitativ allerdings sehr unterschiedliche Regional- und Lokalstudien zu einzelnen Entwicklungs-, Erprobungs- und Produktionsstandorten der V2-Rakete vor.⁴ Die Polylokalität des Raketenprogramms ist damit mehr als deutlich geworden. Dass damit aber auch der Einsatz von KZ-Häftlingen für die Raketenrüstung topographisch (und darüber hinaus) entgrenzt war, bleibt in manchen dieser Studien außen vor.

Doch um den Mythos des »sauberen« Peenemünde zu entlarven, braucht man nicht nur auf die vielen Stätten des Raketenprogramms außerhalb der Heeresversuchsanstalt zu blicken, denn auch in Peenemünde selbst wurden zwischen 1939 und 1945 Tausende Zwangsarbeiter eingesetzt. Und es gab dort bereits zwei KZ-Außenlager, als Mittelbau-Dora und die anderen Konzentrationslager des NS-Raketenprogramms noch gar nicht existierten.⁵

Der Mythos des »sauberen« Peenemünde ist zusätzlich irreführend, weil das Raketenentwicklungszentrum nicht isoliert von den vielen anderen Standorten des Raketenprogramms betrachtet werden kann. Diese waren zwar räumlich von einander getrennt, nicht aber in organisatorischer und funktionaler Hinsicht, etwa in Gestalt des Anfang 1943 im Speer-Ministerium gebildeten Sonderausschusses A4, dessen Aufgabe die Koordination sämtlicher Aufgabenfelder war, die mit der Raketenfertigung zusammenhingen.⁶ Dazu gehörte auch die wichtige Frage der Arbeitskräftebeschaffung. Mit Wernher von Braun, der den Arbeitsausschuss »Endabnahme« leitete, und von Brauns Stellvertreter Eberhard Rees, der an der Spitze des Arbeitsausschusses »Rationalisierung« stand, gehörten dem Sonderausschuss A4 auch leitende Peenemünder Ingenieure an.⁷

Auch an der unmittelbar nach dem Luftangriff auf Peenemünde am 18. August 1943 getroffenen Entscheidung, die Raketmontage in das unterirdische Mittelwerk bei Nordhausen in Thüringen zu verlegen, waren die Peenemünder Raketeningenieure beteiligt. Der Ausbau des unterirdischen Raketenwerkes und die Existenzbedingungen der dort eingesetzten KZ-Häftlinge sollen im Folgenden etwas näher beleuchtet werden.

»VOLLSTÄNDIGE ERSCHÖPFUNG«: DER AUSBAU DES MITTELWERKES

Unmittelbar nach dem britischen Luftangriff auf Peenemünde in der Nacht vom 17. auf den 18. August 1943 ordneten Rüstungsminister Albert Speer, SS-Chef Heinrich Himmler und Adolf Hitler die Verlagerung der Raketenrüstung in vor Luftangriffen geschützte Höhlen oder Bunker an.⁸ Wenige Tage später, am 25. August 1943, forderten auch die Peenemünder Ingenieure um Wernher von Braun für die Raketenmontage die »Bereitstellung geeigneter Höhlen«, dachten dabei aber noch an das Saarland (das Besprechungsprotokoll der Sitzung in Peenemünde am 25. August 1943 ist im übrigen das früheste erhaltene Dokument, das von Braun und Rees mit dem Einsatz von KZ-Häftlingen in Verbindung bringt).⁹ In Berlin einigte man sich jedoch auf einen anderen Verlagerungsort – eine Stollenanlage bei Nordhausen im Südharz.

Im dortigen Kohnstein hatte das Reichswirtschaftsministerium seit 1936 ein unterirdisches Treibstofflager für die Wehrmacht anlegen lassen. Die ausgedehnte Stollenanlage war weitgehend fertiggestellt, als aus dem Berliner Rüstungsministerium der Befehl kam, das Treibstoffdepot zu räumen und die freierwerdenden Stollenanlagen in eine unterirdische Raketenfabrik umzubauen. Von Beginn an hatten die Verantwortlichen im Heereswaffenamt, dem Rüstungsministerium und in der SS festgelegt, dass nicht nur der Umbau des Öllagers in eine Raketenfabrik, sondern auch der spätere Betrieb der Fabrik maßgeblich durch die Zwangsarbeit von KZ-Häftlingen erfolgen sollte. Bereits am 28. August 1943, also nur zehn Tage nach dem Luftangriff auf Peenemünde, trafen am Kohnstein die ersten 107 KZ-Häftlinge aus dem KZ Buchenwald mit ihren SS-Bewachern ein – damit erhielt das KZ Buchenwald ein neues Außenlager: das »Arbeitslager Dora«, wie es bei der SS formal hieß.

Nur einen Tag später, am 29. August, reiste Wernher von Braun erstmalig nach Nordhausen.¹⁰ Was er dort getan und wen er getroffen hat, ist nicht überliefert. Vermutlich wird er mit den vor Ort eingesetzten Bauingenieuren und wohl auch mit SS-Vertretern erste Koordinationsgespräche geführt haben, und er wird sich auch die Stollenanlage zum ersten Mal angesehen haben (es sollten noch zahlreiche weitere Besuche folgen).

Einige Tage darauf traf von Brauns Kollege Albin Sawatzki mit einem aus zwölf Peenemünder Ingenieuren bestehenden »Planungstrupp« in Nordhausen ein, und wenig später folgte ihm Arthur Rudolph, der in Peenemünde für den Aufbau des nunmehr zu verlagernden Versuchsserienwerkes zuständig gewesen war.¹¹ Die Aufgabe der beiden Fertigungsspezialisten war es, in enger Zusammenarbeit mit der SS und zivilen Bauingenieuren die unterirdische Raketenfabrik möglichst schnell in Betrieb zu nehmen. Dafür forderten die Ingenieure bei der SS mehr und mehr Häftlinge an. Nahezu täglich trafen seit September 1943 Transporte aus Buchenwald ein. Auch die 650 Häftlinge aus Peenemünde, die dort seit Juni 1943 in der Fertigungshalle F 1 untergebracht gewesen waren, verlegte die SS nach Dora. Bis zum Jahresende stieg die Zahl der KZ-Insassen im Lager Dora auf über 10 000.¹²

Von einem Lager im eigentlichen Wortsinn konnte indes noch nicht die Rede sein: Da im Herbst 1943 Baracken oder andere feste Unterkünfte für die Häftlinge noch nicht vorhanden waren, wurden sie von der SS in den Stollen untergebracht. Zu diesem Zweck wurden am südlichen Ende der leiterförmigen Stollenanlage vier Querstollen als »Schlafkammern« mit vierstöckigen Holzpritschen eingerichtet. Sie dienten fortan als unterirdisches Konzentrationslager.

Der Ausbau der unterirdischen Raketenfabrik hatte Vorrang vor der Errichtung des oberirdischen Barackenlagers am Südrand des Kohnsteins. Erst ab Januar 1944, als die Produkti-

on der A4-Raketen im Mittelwerk anlief, wurden die ersten Häftlingsgruppen in das im Aufbau befindliche Barackenlager verlegt. Viele waren jedoch noch bis Anfang Juni 1944 in den Schlafstollen eingepfercht.

Die Arbeits- und Lebensbedingungen in der »Hölle von Dora«, wie Überlebende später die bitteren Monate des Stollenausbaus im Herbst und Winter 1943/44 bezeichneten, übertrafen an Schrecken fast alles, was die Häftlinge in ihrer vorherigen Lagerhaft hatten erleben müssen. Die Holzpritschen in den »Schlafkammern« waren schon bald vollkommen mit Ungeziefer und Fäkalien verdrückt. Waschgelegenheiten gab es nicht, und als Latrinen dienten halbierte Benzinfässer, die in den Stollen aufgestellt wurden. Während in einigen Querkammern bereits die aus Peenemünde herangebrachten Pressen und Maschinen aufgestellt wurden, mussten die Häftlinge in anderen Bereichen weitere Stollen vorantreiben und die Sohlen betonieren. Sprengungen und Bohrmaschinen verbreiteten ständigen Lärm. Hohe Luftfeuchtigkeit, dichter Gesteinstaub und giftige Dämpfe machten das Atmen zur Qual, und es herrschte ein unerträglicher Gestank, der von den Abortkübeln und den in dunklen Ecken verwesenden Leichen ausging. Gearbeitet und »geruht« wurde umschichtig. Alle zwölf Stunden wurden die Häftlinge aus den Schlafstollen gegen diejenigen ausgetauscht, die ihre Arbeitsschicht beendet hatten. Trotzdem herrschte in den Kammern eine drangvolle Enge.¹³

Nach wenigen Wochen in »Dora« waren die KZ-Zwangsarbeiter von der Folgen der Zwangsarbeit und der Entbehrungen bereits so ausgezehrt, dass die ersten von ihnen starben. Ab November stieg die Todesrate steil an. Im Dezember 1943 verzeichnete die SS 630 Todesfälle, und im Januar 1944 waren es noch mehr.¹⁴ Die mit der Bauleitung beim Ausbau der Stollenanlage beauftragten SS-Offiziere, zivilen Baufachleute und Raketentechniker (vor allem Arthur Rudolph und Albin Sawatzki), schien das nicht zu stören. Für sie zählten einzig der Baufort-

schritt und der fristgemäße Beginn der Raketenmontage.

Auch SS-Ärzte, die wegen der hohen Todesraten in »Dora« zu Untersuchungen in den Südharz geschickt worden waren, ließen keinen Willen zur Verbesserung der Lebensbedingungen für die Häftlinge erkennen. So schilderte etwa Dr. Joachim Mrugowski, »oberster Hygieniker« bei Reichsarzt-SS Ernst-Robert Grawitz, Anfang April 1944 in einem Vermerk für SS-Bauchef Hans Kammler zwar recht deutlich die katastrophalen Zustände im unterirdischen Konzentrationslager, unterließ es aber, irgendwelche Vorschläge zur Verbesserung der Existenzbedingungen der Häftlinge zu machen: »Nur ein geringer Teil [der Häftlinge] stirbt im Revier; der größere Teil wird morgens tot in der Unterkunft aufgefunden oder bricht während der Arbeit tot zusammen. Zahlreiche Sektionen haben ergeben, daß viele der Verstorbenen an offener Tuberkulose gelitten haben. Bei anderen wieder konnte überhaupt kein krankhafter Befund erhoben werden. Als Todesursache muß für sie vollständige Erschöpfung angenommen werden.«¹⁵

Als Mrugowski dies schrieb, waren im Stollen bereits fast 3 000 Menschen gestorben. Weitere 2 000 Kranke und Sterbende hatte die SS in zwei »Liquidationstransporten« in das Konzentrationslager Lublin-Majdanek überstellt, und ein weiterer Transport von 1 000 Sterbenden nach Bergen-Belsen stand unmittelbar bevor. Damit haben mindestens 5 000 Häftlinge, überwiegend aus der Sowjetunion, aus Polen und aus Frankreich, das erste halbe Jahr nach Gründung des KZ-Außenlagers Dora nicht überlebt.

Anfang 1944, nach nur vier Monaten Bauzeit, liefen im Mittelwerk, wie die unterirdische Raketenfabrik hieß, die ersten fertigen A4-Raketen vom Band. Mit dem Anlaufen der A4-Produktion im Mittelwerk ab Januar 1944 setzte nicht nur der Umzug der Häftlinge aus den »Schlafstollen« in das neue Barackenlager, sondern auch übergreifend eine Umstrukturi-

rierung des Lagers Dora ein. Die Häftlinge, welche die kräftezehrenden Ausbauarbeiten im Mittelwerk im Herbst und Winter 1943/44 überlebt hatten, meinte man in der Produktion nicht mehr gebrauchen zu können, da sie entweder körperlich zu geschwächt oder für die Arbeit an den Montagebändern beruflich nicht qualifiziert schienen. Für die Montage der A4-Raketen wurden deshalb neue, von den Peenemünder Raketenexperten in anderen Konzentrationslagern gemusterte Gefangene nach Dora gebracht. Unter den alten »Bauhäftlingen« nahm die SS, wie SS-Arzt Dr. Karl Groß im Dezember 1943 empfahl, »regelmäßige Gesundheitsappelle zur Erfassung schwerkranker Häftlinge« vor und traf »eine entsprechend strenge Auswahl der Häftlinge«, »um eine unnötige Belastung des Betriebes mit körperlich mangelhaftem Menschenmaterial (...) zu vermeiden«. Groß regte zudem den »Bau eines Krematoriums so bald als möglich« an (»hierbei ist sofort an ausreichenden Verbrennungsraum zu denken«).¹⁶ Ein provisorisches Krematorium nahm im April 1944 den Betrieb auf, bis dahin wurden die Leichen zur Verbrennung nach Buchenwald gebracht.

3 000 Kranke und Sterbende schob die SS im Frühjahr in die KZ Majdanek und Bergen-Belsen ab. Tausende weiterer Häftlinge, die für die Raketenmontage unbrauchbar schienen, sich aber gerade noch auf den Beinen halten konnten, verlegte die SS in KZ-Außenlager in der Umgebung von Nordhausen. Dort mussten sie für diverse Baufirmen weiterhin im Stollenvortrieb oder auf Baustellen über Tage arbeiten, bis auch der letzte Rest an Arbeitskraft aus ihnen herausgeprügelt war. Ein Teil dieser Baustellen diente der Verbesserung der Infrastruktur für das Raketenwerk; mittelbar mussten die Häftlinge also weiterhin Zwangsarbeit für das Raketenprogramm leisten.

PEENEMÜNDE UND DIE MITTELWERK GMBH

Durch seine Stellung als »Werks-KZ« der reichseigenen Mittelwerk GmbH war das Außenlager Dora eng mit dem unterirdischen Raketenbetrieb verflochten. Das Mittelwerk seinerseits war strukturell auf den Häftlingseinsatz eingestellt. Trotzdem bildeten das Lager und das Rüstungswerk keinesfalls eine Einheit; vielmehr war es gerade die ausdifferenzierte arbeitsteilige Täterschaft, die den Rüstungsbetrieb und das angeschlossene Konzentrationslager »funktionieren« ließ.

Die formale Trennung von Lager und Werk bedeutete, dass nicht nur die Kaufleute und Techniker in der Direktion des Mittelwerkes, sondern auch die zahlreichen deutschen Ingenieure und Zivilarbeiter, von denen die meisten (rund 1 300 Mann) aus Peenemünde in der Harz gekommen waren, für den Einsatz und die Behandlung der Häftlinge während der Arbeit weitgehend allein verantwortlich waren. Die Rolle der SS beschränkte sich im Wesentlichen auf die des Arbeitskräfte-lieferanten. Die Firmenleitung profitierte von der Zwangsarbeit und ließ in allen Konzentrationslagern ständig neue Häftlinge mustern, kümmerte sich aber kaum darum, was mit diesen außerhalb der Arbeitszeiten im Lager geschah. Dass immer wieder entkräftete Häftlinge nach einigen Monaten der Zwangsarbeit im Mittelwerk gegen Neuzugänge ausgetauscht und in die gefürchteten Außenlager des KZ Mittelbau-Dora abgeschoben und damit dem sicheren Tod ausgeliefert wurden, schien die Betriebsleitung nicht zu interessieren. Gerade diese Arbeitsteilung und die damit einhergehende scheinbare Segmentierung der Verantwortung war es, die den Ingenieuren und Kaufleuten im Mittelwerk die Tat erleichterte.

Das Mittelwerk musste der SS für die ihm zur Verfügung gestellten Häftlinge das für KZ-Zwangsarbeiter übliche pauschale Tagesentgelt von vier Reichsmark für Hilfs- und sechs Reichsmark für Fachkräfte zahlen. Die Häftlinge selbst bekamen da-

von nichts; da die SS eine staatliche Institution war, wurden die Einnahmen aus dem Häftlingsverleih vollständig an die Reichskasse abgegeben. Um die Leistungen zu steigern, ging die SS allerdings bald dazu über, manchen Häftlingen vom Werk bezahlte wöchentliche Prämienscheine im Wert zwischen 50 Pfennig und zwei Reichsmark zu geben, mit denen sie sich minderwertige Lebensmittel oder – ab Anfang 1945 – den Besuch im Lagerbordell kaufen konnten. Angesichts des chronischen Hungers war es für die Häftlinge allerdings lebensnotwendig, möglichst langsam oder gar nicht zu arbeiten, um die Kräfte zu schonen und damit die Überlebenschance zu erhalten. Allein aus diesem Grund war das Prämiensystem nicht effektiv. Hinzu kam, dass die Häftlinge zur Arbeit an einer Waffe gezwungen wurden, die gegen ihr eigenes Land und damit gegen die eigenen Angehörigen eingesetzt werden sollte – ein Wissen, das nicht unbedingt zur Erhöhung der Leistungsbereitschaft beitrug.

Um die Leistungen dennoch zu erhöhen, setzte die Leitung des Mittelwerkes alles auf die deutschen Vorarbeiter, denen es oblag, die ihnen unterstellten Häftlinge bei der Arbeit anzutreiben. Dazu plante die Geschäftsführung des Mittelwerkes im Mai 1944 die Einführung eines Leistungslohnes »für geschlossene Arbeitsgruppen, bestehend aus Gefolgschaftsmitgliedern und Häftlingen«. ¹⁷ Danach sollte der Lohn der deutschen Zivilarbeiter an die monatlichen Arbeitsleistungen der gesamten Gruppe, also auch der Häftlinge, angepasst werden, womit es im finanziellen Interesse der deutschen Vorarbeiter gelegen hätte, dass die Häftlinge eine möglichst hohe Leistung zeigten. Wie die Vorarbeiter das durchsetzten, sollte ihnen offenbar selbst überlassen bleiben. Dass nicht wenige Zivilarbeiter und Ingenieure Gewalt gegen Häftlinge anwendeten, berichten nicht nur übereinstimmend die Überlebenden, ¹⁸ sondern geht auch aus einer Dienstanweisung der Direktion des Mittelwerkes von Juni 1944 hervor, in der es heißt, es sei durch den SS-Lagerarzt wiederholt die Feststellung gemacht worden, dass

Häftlinge von Zivilbeschäftigten geschlagen und anderweitig misshandelt worden seien. Derartige »Eingriffe in die Befugnisse des Lagerkommandanten« seien aber untersagt.¹⁹

Als privatrechtlich organisiertes Unternehmen war die Mittelwerk GmbH ein reichseigenes Unternehmen. Eigentümerin war zu 100 Prozent die Rüstungskontor GmbH, ein Tarnunternehmen des Rüstungsministeriums. Im Grunde war die Mittelwerk GmbH ein Unternehmen des Heereswaffenamtes, das über den für die Raketenproduktion zuständigen Sonderausschuss A4 eng mit dem Rüstungsministerium und der SS kooperierte. Mitglied im Beirat der Mittelwerk GmbH, heute würde man es Aufsichtsrat nennen, war u. a. der militärische Chef der Heeresversuchsanstalt Peenemünde, General Walter Dornberger. Der Geschäftsführung gehörten mit Arthur Rudolph und Albin Sawatzki zwei weitere »Peenemünder« an.²⁰

Auch wenn im Mai 1944 mit Georg Rickhey ein Nicht-Peenemünder als Generaldirektor des Mittelwerkes eingesetzt wurde, blieb Albin Sawatzki die eigentlich treibende Kraft in der Führungsetage des Mittelwerkes. Bis April 1945 leitete er die Planung und Steuerung der Raketenfertigung und war damit zusammen mit Rudolph, dem als Betriebsdirektor die Montage unterstand, an leitender Stelle für den Einsatz der Häftlinge im Mittelwerk verantwortlich.²¹ Über die Arbeitseinsatzabteilung forderten beide immer wieder Häftlinge für das Werk an, und in der Arbeitsverwaltung des Lagers Dora wurden die bei der Raketenmontage eingesetzten KZ-Insassen als »Kommando Sawatzki« bezeichnet. Diese Bezeichnung führte dazu, dass viele Häftlinge meinten, der gesamte Betrieb heiße »Sawatzki«. Der tatsächliche Name des Raketenwerkes war den meisten Gefangenen hingegen nicht bekannt.

Eines der zentralen Probleme im Mittelwerk war der Facharbeitermangel. Auf eine Stammebelegschaft konnte man hier nicht zurückgreifen. Nicht nur deutsche Vorarbeiter fehlten, sondern

auch fachlich qualifizierte Häftlinge. Deshalb ließ die Leitung des Mittelwerkes in allen Konzentrationslagern Häftlinge als Fachkräfte für die Raketenrüstung mustern. Vor allem in Buchenwald gab es regelmäßig Musterungen für das Mittelwerk, an denen häufig Mitarbeiter der aus alten »Peenemündern« gebildeten Arbeitseinsatz-Abteilung des Mittelwerkes teilnahmen. Auch Betriebsdirektor Sawatzki soll mindestens einmal persönlich Häftlinge in Buchenwald ausgesucht haben. Das gilt ebenfalls für Wernher von Braun, für den die Teilnahme an einer Musterung in Buchenwald im August 1944 belegt ist.²² Nicht nur in Buchenwald, sondern auch in anderen Konzentrationslagern tauchten Vertreter des Mittelwerkes und wohl auch Peenemündes zu Musterungen auf, so etwa in den Lagern Natzweiler, Sachsenhausen und Neuengamme.²³ Teilweise mussten die Häftlinge aufwändige praktische und theoretische Prüfungen über sich ergehen lassen, bis sie von den Ingenieuren für geeignet befunden wurden.²⁴ Anschließend wurden sie in Klein- oder Einzeltransporten in das Lager Dora beziehungsweise in das Mittelwerk überstellt.²⁵

Zwangsarbeit war generell nicht möglich ohne permanente Beaufsichtigung und Kontrolle – vor allem, wenn es sich um qualifizierte Zwangsarbeit in der Raketenmontage handelte. Die Betriebsleitungen im Mittelwerk und seinen »Vorwerken« stellten den Häftlingskommandos daher immer eine relativ große Zahl deutscher Zivilbeschäftigter zur Seite, die die Aufgabe hatten, die Häftlinge anzuleiten und anzutreiben. Im Frühjahr 1944 lag das Zahlenverhältnis von Häftlingen zu Zivilarbeitern im Mittelwerk bei etwa zwei zu eins.²⁶ Dieses Zahlenverhältnis hatte Wernher von Braun in einem Schreiben an Gerhard Degenkolb A4 bereits im Herbst 1943 »wegen der Schwierigkeit der Arbeiten« auch für die Vorwerke u. a. in Lehesten vorgeschlagen.²⁷

Das Schreiben von Brauns an Degenkolb ist im doppelten Sinne bemerkenswert. Erstens zeigt es, dass sich die Ingenieure und

Manager sehr genau Gedanken darüber machten, unter welchen Umständen KZ-Häftlinge im Sinne der Betriebsleitungen möglichst effizient eingesetzt werden konnten. Und es zeigt zweitens, wie intensiv sich von Braun als Leiter des Peenemünder Entwicklungswerkes auch mit Belangen der Produktion im Mittelwerk und seinen Außenstellen auseinandersetzte – Dinge, mit denen die Peenemünder ihren Nachkriegsaussagen zufolge nichts zu tun gehabt haben wollen.

Die engen Verbindungslinien zwischen dem Peenemünder Entwicklungswerk und dem Montagewerk in Mittelbau-Dora werden auch durch zahlreiche Besprechungsprotokolle aus der Hierarchie der Mittelwerk GmbH belegt. So beschlossen etwa Vertreter des Mittelwerkes, des Heereswaffenamtes, des Sonderausschusses A4 und des Peenemünder Entwicklungswerkes im Mai 1944, die Fertigung der Rudermaschinen für die Raketen von Standorten in Saarbrücken und Frankreich in das Mittelwerk zu verlagern. Allerdings verfügte das Mittelwerk dafür nicht über genügend Arbeitskräfte. Das Personal aus Saarbrücken und Paris sollte daher gleich mitverlagert werden – im Fall der deutschen Zivilarbeiter offenbar kein Problem, der Einsatz der Franzosen war jedoch, wie es im Besprechungsprotokoll heißt, »nur bei Einkleidung möglich«.²⁸ In der üblichen SS-Terminologie hieß das nichts anderes, als dass die französischen Zivilarbeiter als KZ-Häftlinge in das Lager Dora eingewiesen werden sollten. Der Anwesenheitsliste zufolge nahmen an der Sitzung als Vertreter des Entwicklungswerkes in Peenemünde u. a. Wernher von Braun, Ernst Steinhoff, Hans Lindenberg und Dr. Hellmut Simon teil.

Nachdem bereits Walter Dornberger seinen Dienstsitz im Januar 1945 in den Südharz verlegt hatte, kam wenig später auch das Ende für das Entwicklungswerk in Peenemünde, das seit Anfang August 1944 als »Elektromechanische Werke GmbH Karlshagen« (EMW) firmierte: Kammler befahl die Verlagerung des gesamten Werkes einschließlich seiner Belegschaft

von über 4 300 Beschäftigten in den Raum Nordhausen.²⁹ Dort sollten die EMW den Kern der »Entwicklungsgemeinschaft Mittelbau« bilden, in der rund 30 Firmen aus dem Bereich der Raketenentwicklung zusammengefasst wurden.³⁰ Zum Zentrum des geplanten Entwicklungsverbundes wurde das etwa 15 Kilometer westlich von Nordhausen gelegene Bleicherode auserkoren. Dort fanden die wichtigsten Abteilungen der EMW ihr Ausweichquartier. Dafür wurden sämtliche verfügbaren Gebäude in der Kleinstadt und ihrer Umgebung genutzt. Mittelfristig wollte man aber auch das Entwicklungswerk nach Untertage verlagern. Mitte März 1945 legte Wernher von Braun einen Plan vor, nach dem die Kalibergwerke Bleicherode und Kleinbodungen miteinander verbunden und zu unterirdischen Entwicklungswerkstätten ausgebaut werden sollten.³¹ Wie unrealistisch, ja absurd dieses Vorhaben angesichts der nahenden Kriegsniederlage war (die Amerikaner erreichten Bleicherode nur vier Wochen später), kann von Braun nicht entgangen sein. Trotzdem ließ er die erforderlichen Baumaßnahmen von der SS einleiten – was nach aller Erfahrung nichts anderes hieß, als dass dort als Bauarbeiter wieder KZ-Häftlinge eingesetzt werden sollten.

Auch der Fall der Entwicklungsgemeinschaft Mittelbau zeigt, dass die Peenemünder mit den beteiligten Stellen in Wehrmacht, SS und Rüstungsministerium eng zusammenarbeiteten. Für den gewaltsamen Einsatz und den Tod von KZ-Häftlingen und anderen Zwangsarbeitern trugen sie deshalb gemeinsam die Verantwortung – nicht nur in Peenemünde, sondern auch in Mittelbau-Dora und an den anderen Verlagerungsstandorten des Raketenprogramms.

ANDERE PRODUKTIONSSTÄNDE

Angesichts der Bedeutung Mittelbau-Doras wird bisweilen vergessen, dass im Herbst 1943 nicht nur das Fertigungswerk aus

Peenemünde verlagert wurde bzw. werden sollte. Im September 1943 erhielt SS-Bauchef Kammler den Auftrag, bei Ebensee im oberösterreichischen Salzkammergut eine Stollenanlage erstellen zu lassen, die das Peenemünder Entwicklungswerk aufnehmen sollte (Deckname »Kalk«, später »Zement«). Als Arbeitskräfte für den im November 1943 begonnenen Ausbau der Stollen wurden wie im Kohnstein Tausende von KZ-Häftlingen aus einem eigens dafür eingerichteten Außenlager des KZ Mauthausen eingesetzt. Da sich beim Stollenvortrieb jedoch immer wieder Verzögerungen ergaben, wurde im Sommer 1944 der Plan, das Entwicklungswerk aus Peenemünde zu verlagern, allerdings zunächst fallengelassen. Stattdessen entschied man im Rüstungsministerium, die Anlage »Zement« für andere Rüstungszwecke zu nutzen.³² Das Entwicklungswerk blieb deshalb vorerst weiter in Peenemünde und wurde erst später als Teil der bereits erwähnten Entwicklungsgemeinschaft Mittelbau verlagert.

Zur Kalibrierung und Prüfung der für das Mittelwerk gefertigten Triebwerke ließ der Sonderausschuss A4 bei Lehesten im Thüringer Wald unter dem Decknamen »Vorwerk Mitte« Prüfstände und ein Sauerstoffwerk errichten. Dazu richtete die SS das dem KZ Buchenwald unterstehende KZ-Außenlager »Laura« ein.³³ Nur 25 Kilometer von Ebensee entfernt, in Redl-Zipf bei Attnang-Puchheim, entstand seit dem Herbst 1943 eine ähnliche Anlage unter der Bezeichnung »Vorwerk Schlier«.³⁴ Auch bei diesem Bauprojekt setzte die SS KZ-Häftlinge ein.

Im Rahmen der Planungen für den Einsatz der A4-Rakete ließ das Heereswaffenamt (HWA) seit September 1943 in einem stillgelegten Eisenbahntunnel im Ahrtal bei Dernau unter der Tarnbezeichnung »Rebstock« einen Untertagebetrieb einrichten, in dem die Lafetten für den Fronteinsatz der A4-Rakete hergestellt werden sollten.³⁵ Es dürfte wenig verwundern, dass auch hier KZ-Häftlinge Zwangsarbeit leisten mussten.

Die Verlagerungsvorhaben, bei denen KZ-Häftlinge Produktionsanlagen für das Raketenprogramm ausbauen mussten und bei denen Tausende an den Folgen von Erschöpfung und Hunger starben, waren bei weitem nicht die einzigen Orte, an denen KZ-Häftlinge als Zwangsarbeiter im Rahmen des Peenemünder Raketenprogramms eingesetzt wurden. Noch bevor im Herbst 1943 mit den Verlagerungen begonnen wurde, mussten insgesamt mindestens 4 000 KZ-Häftlinge bereits in den drei Nachbauwerken für die A4-Montage arbeiten, den Rax-Werken in Wiener Neustadt, den Zeppelin-Werken in Friedrichshafen und Raderach sowie den Demag-Werken in Falkensee bei Berlin.

Auch in vielen Zulieferbetrieben des Raketenprogramms arbeiteten KZ-Häftlinge, so etwa in Düsseldorf bei der Firma Rheinmetall-Borsig, wo seit dem Herbst 1943 bis zu 800 Häftlinge Leichtmetallbehälter für die A4-Rakete pressen mussten; in Breslau, wo etwa 700 Häftlinge für die Linke-Hoffmann AG u. a. das Heck der Rakete herstellten; oder in der »Mitteldeutschen Baugemeinschaft« (Mibau), einem Firmenkonsortium unter Federführung des Siemens-Konzerns, das im KZ Buchenwald elektrische Bauteile der A4-Rakete fertigen ließ.³⁶

Zählt man alle Standorte zusammen, dann wurden in den zwei letzten Kriegsjahren mindestens 40 000 Häftlinge unmittelbar für das A4-Programm zur Zwangsarbeit herangezogen. Wegen der hohen Fluktuation in den Häftlingskommandos dürfte die Zahl insgesamt sogar noch wesentlich höher gewesen sein, und man kann davon ausgehen, dass einschließlich der Häftlinge, die mittelbar für das Raketenprogramm arbeiten mussten (also bei der Herrichtung der Infrastruktur) zwischen 1943 und 1945 in Peenemünde und Mittelbau-Dora sowie an den vielen anderen Standorten des Raketenprogramms etwa 15 000 bis 20 000 KZ-Häftlinge der Entwicklung und Produktion der A4-Raketen zum Opfer fielen. Damit war die A4-Rakete eine Waffe, deren Produktion mehr Tote forderte als ihr Einsatz.

FAZIT

Die wenigen Verantwortlichen aus Peenemünde und dem Heereswaffenamt, die nach dem Krieg die Beschäftigung von Zwangsarbeitern im Raketenprogramm nicht geleugnet haben, verbanden das meist mit dem Hinweis, die Häftlinge und »Fremdarbeiter« seien ihnen von der SS förmlich aufgezwungen worden, und außerdem hätten sie auf die Bedingungen im fernen Mittelwerk keinen Einfluss gehabt.

Die historische Evidenz sieht anders aus: Die Initiative zur Beschäftigung von KZ-Zwangsarbeitern ging von den Raketeningenieuren, Militärs und Managern selbst aus. Überdies hatten die Peenemünder Raketeningenieure über personelle und institutionelle Verflechtungen zwischen der Heeresanstalt Peenemünde und dem Mittelwerk nicht nur Einblick in die im unterirdischen Raketenwerk herrschenden Verhältnisse, sondern auch Einfluss auf die Arbeitsbedingungen, unter denen die Häftlinge dort und in Peenemünde litten.

Über die Frage, was die Raketenkonstrukteure bewog, auf die Zwangsarbeit von KZ-Häftlingen zurückzugreifen und damit mitverantwortlich zu sein für den Tod Tausender, ist in den vergangenen Jahren viel geschrieben worden. Letztlich wird man nicht generalisieren können. Manche Raketeningenieure mögen überzeugte Nationalsozialisten gewesen sein, andere utilitaristisch denkende Techniker, die um jeden Preis ihr Ziel verwirklichen wollten und dabei buchstäblich über Leichen gingen, zumindest aber den Einsatz von KZ-Häftlingen billigten. Man nutzte die Möglichkeiten, die das Regime bot, in jeder Hinsicht. Man war Akteur, nicht Werkzeug.

Was beide Gruppen einte, war eine erschreckende moralische Indifferenz, die das Leiden der Zwangsarbeiter ausblendete oder dem Ziel unterordnete, möglichst schnell die Raketenwaffe fertigzustellen, von der sich die NS-Führung und die Wehr-

machtspitze eine Wende im bereits verloren gegangenen Krieg versprochen. Und deshalb ist der Einsatz von KZ-Zwangsarbeitern bei der Entwicklung und Produktion von Raketenwaffen, die den Krieg und damit auch den Holocaust verlängern sollten, in moralisch-ethischer Hinsicht auch nicht widersprüchlich: Beides brachte den Tod – die Zwangsarbeit in Peenemünde und Mittelbau-Dora ebenso wie die in London, Paris oder Antwerpen einschlagenden Raketen. Es fällt daher schwer, jenseits der Zwangsarbeit und der Opfer in Peenemünde, Mittelbau-Dora und an den vielen anderen Produktionsstätten irgendeine positive Seite an der Geschichte des NS-Raketenprogramms zu sehen, wie es das eingangs erwähnte Konzept der »Enden der Parabel« oder die Rede von der Ambivalenz Peenemündes suggerieren.

Dieses Konzept mag geeignet sein, sowohl unkritische Technikbegeisterte ins Museum zu locken als auch Menschen, die aufrichtig an der Erinnerung an die Opfer interessiert sind, und es hat sicherlich dazu beigetragen, ein wenig Ruhe in eine vor allem in den 1990er Jahren schrille öffentliche Diskussion um die Ausrichtung des Historisch-Technischen Informationszentrums Peenemünde zu bringen. Der historischen Evidenz entspricht die Rede von der Ambivalenz aber ganz und gar nicht, denn der Befund ist nicht widersprüchlich, sondern sehr eindeutig: Der Einsatz von Zwangsarbeitern bei der Produktion einer Waffe gehörte zu dem destruktiven Unterfangen, den Krieg und damit die NS-Verbrechen durch die Entwicklung und Produktion einer neuartigen Terrorwaffe zu verlängern. Das Wirken der Peenemünder Raketeningenieure und ihrer Produktionsfachleute war nicht ambivalent, sondern im umfassenden Sinne und ganz eindeutig zerstörerisch.

Anmerkungen

1 Der nachfolgende Beitrag basiert in Teilen auf folgenden Texten: Wagner, Jens-Christian: »Zwangsarbeit für die V2«, in: Hoffmann, Dieter und Mark

Walker (Hrsg.), »Fremde« Wissenschaftler im Dritten Reich; Die Deybe-Affäre im Kontext, Göttingen: Wallstein 2011, S. 339–362; und Wagner, Jens-Christian: »Licht und Schatten? Peenemünde, Mittelbau-Dora und der Ort des Verbrechens«, in: »Der Betrieb kann mit Häftlingen durchgeführt werden«. Zwangsarbeit für die Kriegsrakete, Peenemünde: Historisch-Technisches Museum Peenemünde 2009 (Peenemünder Hefte; 3), S. 86–108.

2 Prologtafel zur Ausstellung am Eingang zum Ausstellungsgebäude im Erdgeschoss des Treppenhauses.

3 Dornberger, Walter: V2 – der Schuß ins Weltall. Geschichte einer großen Erfindung, Esslingen: Bechtle 1952.

4 Vgl. etwa Neufeld, Michael: Die Rakete und das Reich. Peenemünde und der Beginn des Raketenzeitalters, Berlin. Henschel 1997; Eisfeld, Rainer: Mond-süchtig. Wernher von Braun und die Geburt der Raumfahrt aus dem Geist der Barbarei, Reinbek bei Hamburg: Rowolth 1996. Unter zahlreichen Einzelstudien zu Standorten des V2-Programms ist vor allem zu nennen: Freund, Florian und Bertrand Perz: Das KZ in der Serbenhalle. Zur Kriegsindustrie in Wiener Neustadt, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1987; Freund, Florian: »Arbeitslager Zement«. Das Konzentrationslager Ebensee und die Raketenrüstung, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1989; Metzler, Georg: Geheime Kommandosache. Raketenrüstung in Oberschwaben. Das Außenlager Saulgau und die V2, 1943–1945, Bergatreute: Eppe 1996; Jungbluth, Uli: Wunderwaffen im KZ »Rebstock«. Zwangsarbeit in den Lagern »Rebstock« in Dernau/Rheinland-Pfalz und Artern/Thüringen im Dienste der V-Waffen, Briedel/Mosel: Rhein-Mosel-Verlag 2000; Wagner, Jens-Christian: Produktion des Todes. Das KZ Mittelbau-Dora, hrsg. von der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, Göttingen: Wallstein 2001.

5 Vgl. Mühlendorfer-Vogt, Christian (Hrsg.): »Der Betrieb kann mit Häftlingen durchgeführt werden.« Zwangsarbeit für die Kriegsrakete, Peenemünde: Historisch-Technisches Museum 2009 (Peenemünder Hefte; 3), ferner die Beiträge von Christl Wickert und Christian Mühlendorfer-Vogt in diesem Band.

6 Vgl. Neufeld: Rakete, S. 206 ff.

7 Vgl. Ernennungsschreiben des Chefs des Sonderausschusses A4, Gerhard Degenkolb, an von Braun, 29.1.1943, Bundesarchiv/Militärarchiv (BA/MA), RH 8/v.1966, unpaginiert (abgedruckt in Wagner, Jens-Christian: Konzentrationslager Mittelbau-Dora 1943–1945. Begleitband zur Ständigen Ausstellung in der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora, Göttingen: Wallstein 2007, S. 113), sowie Aktennotiz Arthur Rudolph, 9.2.1943, ebd.

8 Vgl. Wagner: Produktion, S. 83 f.

9 Büro von Braun, Protokoll der Besprechung am 25.8.1945, BA/MA, RH8/v.1966, unpaginiert.

10 Vgl. Neufeld, Michael: Wernher von Braun: Visionär des Weltraums, Ingenieur des Krieges, Stuttgart: Siedler 2009, S. 191.

- 11** Vgl. die Mittelwerk-Chronik von Werner Brähne, Hauptstaatsarchiv (HStA) Düsseldorf, Gerichte Rep. 299/582, Bl. 1–66, hier Bl. 22, sowie Entstehungsgeschichte der FSP, 8.9.1943, BA/MA, RH8/v.1210.
- 12** Vgl. ausführlich Wagner: Produktion, S. 184 ff.
- 13** Vgl. Sellier, André: Zwangsarbeit im Raketentunnel. Geschichte des Lagers Dora, Lüneburg: Zu Klampen 2000, S. 63-118.
- 14** Vgl. Wagner: Produktion, S. 647.
- 15** Vermerk Dr. Joachim Mrugowski (Oberster Hygieniker beim Reichsarzt SS) für SS-Gruppenführer Kammler, 1.4.1944, Directie-generaal Oorlogsstachtofers, Dienst Archieven en Documentatie Brüssel, 1546/Ding-Schuler.
- 16** Schreiben Dr. Karl Groß, Hygiene-Institut der Waffen-SS, an SS-WVHA, Amt D III, 23. Dezember 1943, ebd.
- 17** Mittelwerk GmbH, Entwurf einer Direktionsanweisung zur Einführung von Leistungslöhnen, 9.5.1944, BA Berlin, R 121/260, Bl. 195 f. Vgl. auch Wagner: Produktion, S. 392 f.
- 18** Vgl. ebd., S. 550 ff.
- 19** Mittelwerk GmbH, Sonderdirektionsanweisung vom 22.6.1944, BA Berlin, NS 4 Anh./3, unpaginiert, abgedruckt in: Wagner: Konzentrationslager Mittelbau-Dora, S. 118.
- 20** Vgl. ebd. S. 49.
- 21** Trotz seiner zentralen Stellung wurde Sawatzki erst kurz vor Kriegsende zum Geschäftsführer des Mittelwerkes berufen; vgl. Direktionsanweisung zur MW-Gesamtorganisation, 7.3.1945, National Archives Washington (NARA), Microfilm Publication M-1079, Roll 1, Bl. 325.
- 22** Zu Sawatzki vgl. Aussage Ludwig Leineweber (ehem. Funktionshäftling in der Arbeitsverwaltung des Lagers Dora), 28.4.1947, NARA, M-1079, Roll 5, Bl. 94; zu von Braun vgl. Schreiben von Braun an Sawatzki, 15.8.1944, National Air and Space Museum (NASM), FE 694a, unpaginiert (abgedr. in: Eisfeld: Mondsüchtig, S. 135 f.).
- 23** Vgl. Aussage Ludwig Leineweber, NARA, M-1079, Roll 5, Bl. 94, sowie Aussage Heinrich Detmers, 1947, ebd., Bl. 60.
- 24** Vgl. Arbeitsstatistik KZ Buchenwald, Arbeitsvorlage über Prüfungsverfahren bei Musterungen, undatiert (etwa Anfang 1944), HStA Weimar, NS 4 Bu/130, Bl. 29 ff.
- 25** Vgl. etwa Schreiben Arbeitseinsatzführer KZ Buchenwald an SS-Sturm-bannführer Förchner, 2.8.1944, Internationaler Suchdienst (ITS), Sachdokumenten-Ordner Buchenwald 46, S. 16.
- 26** In der A4-Fertigung des Mittelwerkes arbeiteten zu diesem Zeitpunkt etwa 3 700 Häftlinge und 1 570 deutsche Vorarbeiter und Techniker; vgl. Büro Sawatzki, Fertigungsumfang A4, Stand 1.5.1944, NASM, FE 694b, unpaginiert.
- 27** Schreiben von Braun an Degenkolb, 12.11.1943, NASM, FE 737, unpaginiert.

- 28** Protokoll einer Besprechung im Büro Rickhey am 6.5.1944, NASM, FE 694b, unpaginiert, auszugsweise abgedr. in: Eisfeld: Mondsüchtig, S. 132–134.
- 29** Vgl. EMW (Autor unbekannt), Aktenvermerk über Schreiben von Braun an Aufsichtsrat, 11.2.1945, BA/MA, RH 8/v.1992, unpaginiert, sowie Neufeld: Rakete, S. 309 ff.
- 30** Vgl. Wagner: Produktion, S. 274 ff.
- 31** Vgl. ebd. sowie Aktenvermerk Ministerialrat Richter (RWM), 13.3.1945, BA Berlin, R 7/1172, Bl. 197.
- 32** Vgl. Freund: »Arbeitslager Zement«.
- 33** Vgl. Gropp, Dorit: Außenkommando Laura und Vorwerk Mitte Lehesten – Testbetrieb für V2-Triebwerke, Bad Münstereifel: Westkreuz Verlag 1999.
- 34** Vgl. Freund, Florian: »Redl Zipf (»Schlier«)«, in: Benz, Wolfgang und Barbara Distel (Hrsg.): Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 4, München: C.H.Beck 2006, S. 416–420.
- 35** Vgl. Jungbluth: Wunderwaffen.
- 36** Vgl. Wagner: Produktion, S. 212 f.

Literaturverzeichnis

- Dornberger, Walter:** V2 – der Schuß ins Weltall. Geschichte einer großen Erfindung, Esslingen: Bechtle 1952.
- Eisfeld, Rainer:** Mondsüchtig. Wernher von Braun und die Geburt der Raumfahrt aus dem Geist der Barbarei, Reinbek bei Hamburg: Rowolth 1996.
- Freund, Florian und Perz, Bertrand:** Das KZ in der Serbenhalle. Zur Kriegsindustrie in Wiener Neustadt, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1987.
- Freund, Florian:** »Arbeitslager Zement«. Das Konzentrationslager Ebensee und die Raketenrüstung, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1989.
- Ders.:** »Redl Zipf (»Schlier«)«, in: Benz, Wolfgang und Barbara Distel (Hrsg.): Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 4, München: C.H.Beck 2006, S. 416–420.
- Gropp, Dorit:** Außenkommando Laura und Vorwerk Mitte Lehesten – Testbetrieb für V2-Triebwerke, Bad Münstereifel: Westkreuz Verlag 1999.
- Jungbluth, Uli:** Wunderwaffen im KZ »Rebstock«. Zwangs-

arbeit in den Lagern »Rebstock« in Dernau/Rheinland-Pfalz und Artern/Thüringen im Dienste der V-Waffen, Briedel/Mosel: Rhein-Mosel-Verlag 2000.

Metzler, Georg: Geheime Kommandosache. Raketenrüstung in Oberschwaben. Das Außenlager Saulgau und die V2, 1943–1945, Bergatreute: Eppe 1996.

Neufeld, Michael: Die Rakete und das Reich. Peenemünde und der Beginn des Raketenzeitalters, Berlin. Henschel 1997.

Ders.: Wernher von Braun: Visionär des Weltraums, Ingenieur des Krieges, Stuttgart: Siedler 2009.

Sellier, André: Zwangsarbeit im Raketentunnel. Geschichte des Lagers Dora, Lüneburg: Zu Klampen 2000.

Wagner, Jens-Christian: Produktion des Todes. Das KZ Mittelbau-Dora, hrsg. von der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, Göttingen: Wallstein 2001.

Ders.: Zwangsarbeit für die V2, in: Dieter Hoffmann/Mark Walker (Hrsg.), »Fremde« Wissenschaftler im Dritten Reich. Die Deybe-Affäre im Kontext, Göttingen: Wallstein 2011, S. 339–362.

Ders.: »Licht und Schatten? Peenemünde, Mittelbau-Dora und der Ort des Verbrechens«, in: Mühlendorfer-Vogt, Christian (Hrsg.): »Der Betrieb kann mit Häftlingen durchgeführt werden«. Zwangsarbeit für die Kriegsrakete, Peenemünde: Historisch-Technisches Museum Peenemünde 2009 (Peenemünder Hefte; 3), S. 86–108.

Ders.: Konzentrationslager Mittelbau-Dora 1943–1945. Begleitband zur Ständigen Ausstellung in der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora, Göttingen: Wallstein 2007.

Quellenverzeichnis

Bundesarchiv (BA) Berlin, Bestände R 7 (Reichswirtschaftsministerium), R 121 (Industriebeteiligungsgesellschaft, darin: Mittelwerk GmbH), NS 4 Anh. (KZ Mittelbau-Dora).

Bundesarchiv/Militärarchiv Freiburg (BA/MA), Bestand RH 8/v. (Heeresversuchsanstalt Peenemünde).

Hauptstaatsarchiv (HStA) Düsseldorf, Bestand Gerichte Rep. 299 (Dora-Prozess am Landgericht Essen, 1967–1970).

Hauptstaatsarchiv (HStA) Weimar, Bestand NS 4 Bu (KZ Buchenwald).

Internationaler Suchdienst, Bad Arolsen (ITS), Sachdokumenten-Ordner Buchenwald und Mittelbau-Dora.

Directie-generaal Oorlogstactoffers, Dienst Archieven en Documentatie Brüssel, 1546/Ding-Schuler (Handakten Dr. Ding-Schuler).

National Archives Washington (NARA), Bestand RG 549 (Records of U.S. Army Europe, darin: Boxes 465–481, Dachauer Dora-Prozess, veröffentlicht als Microfilm Publication M-1079).

National Air and Space Museum, Washington (NASM), Bestand FE-Microfilms (Heeresversuchsanstalt Peenemünde).



MARK WHITMORE

BLITZE AUS HEITEREM HIMMEL

Die V2-Kampagne
gegen London



Das Imperial War Museum ist eines der bedeutendsten Wahrzeichen in South London. Das beeindruckende georgianische Gebäude, ursprünglich als Nervenklinik, genutzt, beherbergt seit 1936 das britischen Kriegsmuseums. Es ist von zahlreichen Narben gezeichnet – die Folgen der Luftangriffe aus zwei Weltkriegen. Im Zweiten Weltkrieg wurde das Gebäude insgesamt 41 Mal beschädigt, unter anderem auch von V1-Flugbomben (Fieseler Fi 103) und V2-Raketen (Aggregat 4), von denen in der Haupthalle des Museums jeweils ein Exemplar ausgestellt ist.

EINFÜHRUNG

Das Museum befindet sich in einem von Wohnhäusern umgebenen Park. Westlich dieses Parks, an der Ecke Kennington Road/Lambeth Road, stehen die Lambeth's Towers, ein von der Kommunalbehörde ins Leben gerufenes und von Lambeths prägendem Architekten Ted Hollamby entworfenes Wohnprojekt, das 1972 fertiggestellt wurde.² Auf der anderen Straßenseite der Lambeth Road befindet sich ein modernes Hotel. Auch wenn diese Gebäude wie typische Produkte der nach dem Krieg einsetzenden Stadtneugestaltung aussehen, der übrigens weite Teile des alten Britanniens zum Opfer fielen, sind sie doch Zeugen einer weitaus schmerzvolleren Vergangenheit.

Die Nacht des 4. Januar 1945 war kalt und verregnet, ein typischer Londoner Winterabend. Die meisten Bewohner der Surrey Lodge, eines fünfstöckigen Gebäudes mit einer Ladenzeile im Erdgeschoss, hatten sich an jenem Donnerstag bereits in ihre Wohnungen zurückgezogen. Eine Straßenbahn polterte durch die Lambeth Road, deren Lärm von den Wänden des Badehauses Lambeth Baths und der Wesleyan Methodist Chapel widerhallte. Nachdem sie über die Kensington Road gerumpelt war, verschwand sie hinter dem Imperial War Museum in der Dunkelheit.³

Um 20:29 Uhr allerdings wurde diese friedliche Szenerie abrupt von einer gewaltigen Explosion erschüttert.⁴ Nichts hatte auf die Katastrophe hingedeutet. Weder Luftschuttsirenen noch die Motorengeräusche herannahender Flugzeuge waren zu hören gewesen, nur die Explosion, gefolgt von dem markanten Dröhnen und dem Überschallknall der V2-Rakete sowie dem dumpfen Lärm der einstürzenden Gebäude.

Die Szenen, die sich danach abspielten, waren vielen Londonern nach vier Jahren Krieg nur allzu gut bekannt. Ein Über-



Die verheerenden Auswirkungen des V2-Einschlags am 4. Januar 1944 in Lambeth: Die Stirnwand des vorderen Gebäudes wurde von der Explosion weggerissen, während die fünfstöckige Surrey Lodge dahinter komplett einstürzte. Die schwer beschädigten Lambeth Baths im Hintergrund befinden sich auf der anderen Seite der Lambeth Road. © Lambeth Archives 00201

lebender beschrieb die ersten Minuten nach einem ähnlichen Einschlag:

»(...) für mehrere Sekunden war alles still um mich herum. Kurz darauf hörte ich die ersten Verletzten schreien. Dann tauchten die Feuerwehr und die Armee auf (...) um uns aus den Trümmern zu befreien. Wir sahen schrecklich aus, waren schmutzig und mit Staub bedeckt, und hatten natürlich noch unsere Nachthemden an!«⁵

Die Überlebenden, die sich selbst aus den Trümmern befreien konnten, begannen mit der Suche nach Freunden und Nachbarn. Anwohner, die in unmittelbarer Nähe des Einschlags lebten, suchten erst ihre eigenen Häuser nach Schäden und



Die Lambeth Baths und eine benachbarte Kirche wurden während des Angriffs schwer beschädigt und später komplett abgerissen. Die Kuppel des Imperial War Museum ist links im Hintergrund zu sehen. ©Lambeth Archives 08191

Verletzten ab und eilten dann, sofern es ihr Zustand zuließ, den Opfern in dem zerstörten Straßenzug zu Hilfe. Immer mehr Einsatzkräfte erreichten den Schauplatz und versuchten, etwas Ordnung in das Chaos zu bringen. Während die Feuerwehr damit beschäftigt war, Brände zu löschen, suchten Rettungsteams das Gebiet nach Überlebenden ab. Überall dort, wo sie auf Lebenszeichen stießen, wurden sie von herbeieilenden Anwohnern bei der Schuttbeseitigung und der Bergung der Opfer – Überlebende, Verletzte und Tote – unterstützt. Zur Versorgung der traumatisierten Überlebenden und zur Stärkung der unermüdlichen Hilfskräfte wurde eine Feldküche eingerichtet, die heißen Tee und Brötchen ausgab.⁶

Im Laufe der Nacht lieferten Rettungsfahrzeuge immer mehr

Verletzte in die Londoner Krankenhäuser ein. Die unmittelbare Wucht der gewaltigen Explosion und die Tatsache, dass viele Menschen unter den Trümmern begraben wurden, führten nicht nur zu komplizierten Brüchen, Quetschungen, Schnittwunden und Abschürfungen, sondern auch zu einer großen Anzahl weiterer Verletzungen und Leiden, zu denen auch psychische Traumata zählten. Die meisten Überlebenden – und deren Wunden – waren aufgrund der einstürzenden Gebäude mit Staub und Dreck bedeckt, wodurch die Arbeit des Krankenhauspersonals, vor allem hinsichtlich der Vermeidung von Infektionen, zusätzlich erschwert wurde. Die Ärzte und Krankenschwestern taten ihr Bestes. Diejenigen, die überlebten und sich von ihren Verletzungen erholen konnten, wurden noch lange Zeit durch ihre nur langsam heilenden Narben an diese schreckliche Nacht erinnert. Für andere hingegen veränderte dieser Angriff das ganze Leben, da sie fortan mit den physischen und psychologischen Folgen der Explosion leben mussten. Einigen Geretteten konnten auch die Ärzte nicht mehr helfen, so dass die Zahl der Toten während der folgenden Stunden und Tage weiter anstieg.

Am nächsten Tag offenbarte das graue Licht der Morgendämmerung das gesamte Ausmaß der Zerstörung. Ein Großteil der Surrey Lodge war nur noch ein jämmerlicher Trümmerhaufen. Wo vorher ein stattliches Wohnhaus gestanden hatte, klappte nun ein riesiges Loch. Nackte Wände flankierten das verwüstete Zentrum der Explosion. Wo Fassaden und Fußböden weggerissen und nur einzelne Wände verschont geblieben waren, erinnerten allein die Kamine daran, dass es sich einmal um ein Wohngebäude gehandelt haben musste. An manchen Häusern gaben eingestürzte Stirnwände den Blick auf dahinterliegende, unversehrte Räume frei, in denen Möbel und Gegenstände des häuslichen Lebens den bizarren Eindruck erweckten, man würde in ein Puppenhaus schauen. Auf der gegenüberliegenden Seite der Lambeth Road, die ebenfalls beschädigt und mit Trümmern übersät war, hatte die Explosion die gesamte

Fassade und die Dächer des öffentlichen Badehauses und der Wesleyan Chapel zum Einsturz gebracht.⁷

Etwas weiter östlich auf der Lambeth Road begutachteten die Mitarbeiter des Imperial War Museum niedergeschlagen die Schäden. Sie waren immer noch damit beschäftigt gewesen, die Schäden vom 12. Dezember 1944 zu beseitigen, als eine Rakete über dem Museum in der Luft explodiert war und große Bereiche des Daches und der Fenster auf der Nord- und Westseite des Gebäudes zerstört hatte. Infolge des erneuten Angriffs waren dieselben Fenster und weitere Bereiche der Decke beschädigt und ein Großteil der in den vorangegangenen drei Wochen durchgeführten Reparaturarbeiten zunichte gemacht worden.⁸

Obwohl die Rettungsmaßnahmen auch am nächsten Tag fortgeführt wurden, schwand bei vielen Beteiligten die Hoffnung, weitere Überlebende aus den Trümmern zu bergen. Statt nach Verschütteten zu suchen, konzentrierte man sich zunehmend darauf, die Folgen der Explosion zu beseitigen. Mithilfe von Kränen und Lastkraftwagen räumten die Einsatzkräfte Schutt und Trümmer beiseite, stabilisierten oder reparierten beschädigte Gebäude und halfen den Bewohnern, ihr persönliches Hab und Gut zu retten. Die Lambeth Road wurde geräumt, sodass der Straßenbahnbetrieb wieder aufgenommen werden konnte. Bald schon sollte dieser Ort nur ein weiterer unter der Vielzahl der Londoner Schauplätze sein, die von Bomben verwüstet wurden.

Aber diejenigen, die diese schreckliche Nacht miterlebt hatten, würden sich ihr Leben lang daran erinnern. Diane Hazlewood war damals sieben Jahre alt. 60 Jahre nach dem Angriff denkt sie an die Katastrophe zurück:

»Die Nacht vom 4. Januar 1945, als die Lambeth Baths von einer V2-Rakete getroffen wurden, war wohl das einschnei-

dendste Erlebnis für mich (...) unser kleines Hinterzimmer war zwar verschont geblieben, aber die weiß geflieste Wand, die an das Zimmer angrenzte, neigte sich bedenklich. Ich war bereits im Bett gewesen (...). Die Explosion hatte die Fenster zerstört, und mein Bett war übersät mit Scherben! Ich hatte Schnittwunden im Gesicht und an anderen Stellen. Für den Rest der Nacht wurde ich zu Verwandten in der Kennington Road gebracht. Am nächsten Morgen gegen vier Uhr stürzte dann die Wand ein. Ich erinnere mich noch daran, wie entsetzt meine Schwester Betty war, als sie nach Hause kam. Sie war im Regal Cinema in der Kennington Road gewesen, und als sie hörte, dass die Wohnungen und das Badehaus getroffen wurden, rannte sie so schnell es ging nach Hause. Sie drückte mich so heftig an sich, dass ich keine Luft mehr bekam. Die Lambeth Baths gab es nicht mehr (...) in dieser Nacht wurde auch die Ideal Methodist Mission zerstört, in der ich viele kleine Kriegspakete aus Amerika erhalten hatte (...).«⁹

Die endgültige Zahl der Todesopfer wird auf 37 bzw. 43 beziffert, wobei die letzte Zahl offenbar diejenigen einbezieht, die später ihren Verletzungen erlagen. Damit forderte dieser Angriff die höchste Zahl an Todesopfern in einer einzelnen Bombenexplosion im Borough of Lambeth während des Krieges.¹⁰

Die Explosion vom 4. Januar 1945 war in vielerlei Hinsicht typisch für den Angriff durch V2-Raketen auf London: Es gab keine Vorwarnung, die Opfer waren mehrheitlich Zivilisten, und es wurden keine Ziele mit militärischer Bedeutung getroffen. Was diese Explosion aber deutlich von den anderen V2-Angriffen unterschied, war die relativ hohe Zahl an Todesopfern, die um ein Vielfaches über dem Durchschnitt von drei Toten und sechs Verletzten pro Explosion lag.

DIE VORGESCHICHTE

Die Bewohner Londons hatten gelernt, mit Luftangriffen zu leben. Zuerst litten sie unter der schweren Bombardierung durch die Luftwaffe, die im Sommer 1940 begonnen hatte und in der Nacht des 10. Mai 1941 mit dem verheerendsten Angriff auf die Stadt endete, bei dem fast 1 500 Menschen ums Leben kamen. Nach dem Ende von »The Blitz« – so hatten die Londoner die Bombardierung ihrer Stadt getauft – gab es im Laufe der nächsten drei Jahre weitere, sporadische Luftangriffe, bei denen konventionelle Spreng- und Brandbomben abgeworfen wurden.

Dies änderte sich allerdings in der Nacht des 13. Juni 1944, als sich in und um London drei schwere Explosionen ereigneten. Eine dieser Explosion tötete sechs Menschen und zerstörte die Eisenbahnbrücke in der Grove Road im Stadtteil Mile End sowie mehrere umstehende Häuser. Viele Londoner berichteten, dass sie vor der Explosion ein eigenartiges Geräusch und einen Feuerschweif am Himmel wahrgenommen hatten, woraus die Behörden schnell schlussfolgerten, dass es sich um die neue Waffe handeln musste, mit deren Einsatz sie seit geraumer Zeit gerechnet hatten.¹¹

Mehr als ein Jahr vor dem Angriff hatten alliierte Nachrichtendienste bereits Erkenntnisse über die Entwicklung neuer Luftwaffensysteme in Deutschland erlangt und dabei die V1, eine pilotenlose Flugbombe, und die V2, eine ballistische Rakete, identifiziert. Beiden Waffensystemen wurden Codenamen zugewiesen – »Diver« für die V1 (obwohl sich aufgrund der knatternden Antriebsgeräusche bald der Spitzname »Doodlebug« durchsetzte) und »Big Ben« für die V2.¹²

Dank anhaltender Geheimdienstarbeit und fotografischer Aufklärung konnte in Peenemünde an der deutschen Ostseeküste eine bedeutende Forschungs- und Testanlage lokalisiert

werden. Stück für Stück entstand ein relativ genaues Bild von beiden Waffensystemen. Einige Zeit später wurden diese Erkenntnisse des Geheimdienstes bestätigt, als man in Schweden Wrackteile von Prototypen fand, die während geheimer Versuche über der Ostsee vom Kurs abgekommen waren. Eine V1 schlug im Mai 1944 ein, und eine V2-Testrakete explodierte in der Nähe von Malmö genau an dem Tag, an dem die erste Flugbombe London traf. Britische Geheimdienstoffiziere hatten die Möglichkeit, die Wracks zu untersuchen und Teile der V2 im Bombenschacht eines Mosquito-Flugzeugs nach Großbritannien zu bringen, wo die Rakete in den Anlagen des Luftfahrtunternehmens Royal Aircraft Establishment in Farnborough teilweise rekonstruiert werden konnte. Währenddessen hatten polnische Geheimdienstagenten von Raketenstarts in Blizna, einem kleinen Dorf in Südostpolen, berichtet. Wenig später konnte der polnische Widerstandskämpfer und Agent Jerzy Chmielewski wichtige Teile eines Raketenwracks bergen und sie auf seinem Fahrrad quer durch Polen zu einem vorher vereinbarten Treffpunkt schaffen, von wo er Ende Juli mit einem C47-Transportflugzeug nach London geflogen wurde. Dort angekommen, machte er detaillierte Angaben zu der Anlage und den Versuchen.¹³

Als Reaktion auf die neue Bedrohung hatte die britische Regierung ein Flying Bomb Counter-Measures Committee (Ausschuss zur Verteidigung gegen Flugbomben) unter Vorsitz von Duncan Sandys, Parlamentsabgeordneter und Schwiegersohn von Winston Churchill, gegründet. In einem Versuch, die Entwicklung der Waffen zu stören, hatte die Royal Air Force (RAF) am 17./18. August 1943 einen Großangriff auf Peenemünde geflogen.¹⁴ Auch die Errichtung von Abschussrampen in Nordfrankreich war nicht unbemerkt geblieben, sodass auch hier Bombenangriffe geflogen wurden, um diese zu zerstören und weitere Vorbereitungen so weit wie möglich zu unterbinden.¹⁵ Zur gleichen Zeit erarbeitete man außerdem Pläne zur Verteidigung Großbritanniens durch die koordinierte Stationierung



Versuchsstand VII bei Peenemünde nach der Bombardierung durch die RAF.

©IWM C4783

von Flugabwehrkanonen und Jagdflugzeugen im Bereich der erwarteten Einflugschneisen der Flugbomben.

Die Geheimdienstinformationen waren nicht auf Militär und Regierungskreise beschränkt. Der Premierminister hatte die neue Bedrohung bereits am 22. Februar 1944 in einer viel

kommentierten Rede vor dem Parlament angesprochen:

»(...) gibt es keinen Zweifel daran, dass die Deutschen an der französischen Küste in beträchtlichem Umfang an neuen Wegen zum Angriff auf dieses Land arbeiten, entweder durch unbemannte Flugzeuge oder womöglich Raketen oder beides. Seit langem schon beobachten wir diese Aktivitäten mit größtmöglicher Wachsamkeit (...).«¹⁶

Am 2. August warnte Churchill in seiner Rede vor dem Unterhaus erneut vor der Gefahr potenzieller Angriffe auf London mit Langstreckenraketen. Dies führte in den britischen Zeitungen zu vielen Spekulationen.¹⁷

Die Intensität der V1-Kampagne wurde schnell erhöht. Innerhalb einer Woche erreichten London bis zu 60 V1-Flugbomben pro Tag, die allerdings durch die Verlagerung, Verstärkung und Verbesserung der Flugabwehrkanonen und Jagdfliegerstaffeln in der V1-Einflugschneise mit zunehmender Wirksamkeit bekämpft werden konnten. Außerdem wurde ein ausgeklügeltes Täuschungssystem implementiert, um die deutschen Militärbehörden mit Fehlinformationen zu versorgen. Alle zu diesem Zeitpunkt auf der Insel operierenden deutschen Agenten waren in Wirklichkeit Doppelagenten im Dienst des MI5. Da die deutsche Seite Informationen zu Einschlagszeiten und -orten der Flugbomben von ihnen erwartete, standen sie vor folgendem Problem: Gäben sie korrekte Informationen weiter, würde dies die Zielausrichtung für zukünftige V1-Angriffe verbessern. Wenn sie aber ungenaue Informationen lieferten, würde die deutsche Luftaufklärung die Fehlerhaftigkeit dieser Informationen belegen und die Doppelagenten so enttarnen. Vor diesem Hintergrund arbeitete man in kürzester Zeit ein System aus, um die Einschlagsorte der Flugbomben, die über das Ziel hinausschossen (und von der deutschen Luftaufklärung bestätigt werden konnten) mit der Zeitsteuerung der V1-Flugbomben zu kombinieren, die vor dem geplanten Ziel einschlugen.

Später erbeutete Akten belegten, dass die deutschen Offiziere davon überzeugt waren, die V1 tendiere dazu, über ihr Ziel hinauszuschießen, sodass sie die Zieleinstellung auf kürzere Distanzen einstellten. Dies führte dazu, dass immer mehr V1-Flugbomben, die den Verteidigungsgürtel durchbrechen konnten, statt in London bereits in der ländlichen Grafschaft Kent im Südosten der Hauptstadt einschlugen, wodurch die Zahl der Opfer erheblich reduziert werden konnte.

Durch den Vorstoß der Alliierten in Nordfrankreich konnten die Abschussrampen auf diesem Gebiet im frühen September 1944 eingenommen und diese Etappe der Kampagne beendet werden. Dennoch starben durch die in Frankreich abgefeuerten Flugbomben mehr als 5 500 Menschen, 16 000 weitere wurden schwer verletzt.¹⁸

Das Voranschreiten ihrer Streitkräfte verleitete die alliierten Generalstabschefs kurze Zeit später zu der Annahme, dass die erwartete V2-Kampagne ebenfalls vereitelt wurde. Trotz gegenteiliger Argumente mehrerer Geheimdienstexperten bestärkten sie Duncan Sandys darin, die »Schlacht um London« am 7. September 1944 für beendet zu erklären.¹⁹

DIE ERSTEN V2S TREFFEN LONDON

Der Zeitpunkt für diese Ankündigung hätte nicht schlechter gewählt werden können. Zum einen wurde die V1-Kampagne – dieses Mal mit Flugbomben, die vor der Ostküste Großbritanniens aus Flugzeugen gestartet wurden – bis zum März 1945 fortgesetzt, zum anderen drohte London eine neue Gefahr aus der Luft.

Während sich Sandys an das britische Volk wandte, wurden in Holland die letzten Vorbereitungen für den Startschuss der V2-Kampagne getroffen. SS-General Hans Kammler hatte be-

fohlen, die Artillerie-Abteilung 485 (motorisiert) mit neun V2-Abschussrampen nach Den Haag zu verlegen und die Raketen für den Abschuss vorzubereiten. Gegen 19:00 Uhr am Abend des 8. September 1944 wurden die Bewohner Den Haags von furchterregendem Lärm wachgerüttelt, der aus einem vorher geräumten Viertel im Nordosten der Stadt in der Nähe von Wassenaar kam. Kurz darauf wurden die erstaunten Anwohner Zeuge, wie zwei V2-Raketen mit langem Feuerschweif langsam aus dem umliegenden Wald starteten und dann in rasendem Tempo in einer riesigen Wolke aus Dampf und Rauch in den Himmel aufstiegen und zwei Kondensstreifen aus »gefrorenen Blitzen« hinterließen, die bald wieder vom Wind verweht wurden.²⁰

Was vier Minuten später in London geschah, war in einem Zeitungsbericht nachzulesen, der nach Aufhebung der Zensur veröffentlicht wurde:

»Es war früh am Abend, als London von zwei schrecklichen Explosionen erschüttert wurde. In der Staveley Road in Chiswick waren ein paar Männer gerade auf dem Weg in den Pub. Aus einem Wohnzimmer waren Klavierklänge zu hören. Frauen unterhielten sich am Gartentor, andere hörten Radio.

Dann schlug die V2 ein. Die Häuser auf beiden Seiten der Stra-



Die verwüstete Staveley Road in Chiswick am Morgen des 9. September 1944 nach dem Einschlag der ersten V2 am Abend zuvor. ©IWM HU66194

ße wurden dem Erdboden gleichgemacht. Ein 15 Fuß (4,5 Meter) tiefer und 30 Fuß (9 Meter) breiter Krater klappte dort, wo kurz zuvor ein Mann die Straße überqueren wollte.

›Vor der Explosion war nichts zu hören‹, berichteten die fassungslosen Bewohner des Viertels. ›Es gab absolut keine Warnung wie das Pfeifen einer Bombe oder das Knattern des Flugbombenantriebs. Und sehen konnten wir auch nichts (...).‹²¹

Das charakteristische, aufgrund der Überschallgeschwindigkeit beim Aufprall erzeugte Geräusch dieser ersten V2 wurde von dem Teenager Kenneth Holmes in seinem Tagebuch beschrieben:

›(...) als ich heute Abend um 18:45 Uhr in mein Tagebuch schrieb, gab es eine riesige Explosion (ganz gewiss die lauteste, die ich jemals gehört habe). Sie hat unser ganzes Haus zum Wackeln gebracht und die Fenster erschüttert. Danach gab es ein mehrere Sekunden langes Rumpeln, und dann eine leisere Explosion. Sofort dachte ich, dass Hitlers angedrohte ›Raketentombardierung‹ begonnen hatte (...).‹²²

In dem Brentford & Chiswick Borough Record of Incidents Caused by Enemy Action, 1939–1945, in dem die Zwischenfälle durch Feindangriffe für die Stadtteile Brentford und Chiswick aufgezeichnet sind, wird die Straßenmitte der Staveley Road auf Höhe der Hausnummer 5 als Einschlagstelle angegeben. Die Schäden werden folgendermaßen aufgelistet:

›(...) 11 Häuser zerstört, 15 schwer beschädigt und geräumt, 516 leicht beschädigt, 40 gering beschädigt. Wasser- und Gasleitungen. Sehr großer Krater, 20 Fuß (6 Meter) tief, in der Straßenmitte (...).‹²³

Obwohl der materielle Schaden beträchtlich war, gab es relativ wenige Opfer zu beklagen. Der Gefreite Bernard Browning,

der Urlaub hatte und auf dem Weg zu seiner Freundin war, starb sofort. Ein dreijähriges Mädchen, Rosemary Clarke, starb in ihrem Bett in der Staveley Road Nummer 1. Im Nachbarhaus saß das Ehepaar Harrison vor dem Kamin, als ihr Haus einstürzte. Die 65 Jahre alte Mrs Harrison konnte sich zwar aus den Trümmern befreien, verstarb aber wenig später. Ihr schwer verletzter Ehemann hingegen überlebte die Katastrophe.²⁴

Die zweite V2 kam nördlich von London in dem Waldstück Parndon Wood in der Nähe des Städtchens Epping herunter. Beatrice Hendy ging die Straße Epping Long Green entlang, als sie den Einschlag aus einiger Entfernung schockiert beobachtete. Sie berichtete von »(...) einer gewaltigen Explosion und einer riesigen schwarzen Rauchwolke (...).«. Die Bewohner des Hauses, das der Explosion am nächsten stand, wurden von der Druckwelle direkt getroffen. Fenster zersplitterten und das Dach und eine Wand wurden beschädigt. Die Besitzerin, Mrs Bolden, wurde im Obergeschoss des Gebäudes quer durch den Raum geschleudert. Die bestürzten Zeugen der Explosion erlitten glücklicherweise nur kleinere Blessuren und einen Schock.²⁵

Die Reaktion auf die V2-Angriffe von offizieller Seite hatte einen leicht humorvollen, wenn nicht sogar etwas makabren Beigeschmack. Obwohl die Behörden schnell erkannten, dass diese Explosionen von den neuen Raketen herrührten, wurde den Medien eine strenge Zensur auferlegt, nach der keine Informationen veröffentlicht werden durften, die den Deutschen hätten nützen können. Ein weitverbreiteter Erklärungsversuch gab »explodierende Gasleitungen« als Ursache für die rätselhaften Explosionen an. Dabei wusste jeder Einwohner von Epping, dass es 1944 keine Gasleitungen in der Umgebung von Parndon Wood gab.

DIE KAMPAGNE WIRD AUSGEWEITET

Obwohl offizielle Stellen in den folgenden Tagen nur sehr spärliche Informationen über die big bangs preisgaben, kamen viele Londoner schnell zu der Erkenntnis, dass es sich dabei um die Raketenangriffe handelte, die Churchill vorhergesagt hatte. Am Morgen nach der Explosion vermerkte ein Londoner in seinem Tagebuch:

»(...) heute dreht sich alles um die Explosion von letzter Nacht. Überall hört man Gerüchte über die ›rätselhafte Explosion‹ (...) Einige behaupten, es war ein Gasometer, andere sagen, ein Kessel wäre explodiert (...) andere wiederum sind sich sicher, dass ein Munitionslager in die Luft geflogen ist (...). Was auch immer es war, in der Zeitung oder im Radio wird kein Wort davon erwähnt. Vielleicht war es am Ende doch diese ›Raketenbombe‹ (...).«²⁶

Da die Explosionen in weiten Teilen der Stadt zu hören waren, merkte der englische Humorist und Schriftsteller A. P. Herbert an: »(...) zur Zeit explodieren so viele Gasleitungen, dass sich die Sache zu einem wahren Running Gag entwickelt hat (...).« Obwohl der Raketenbeschuss in den darauffolgenden Wochen intensiviert wurde, dauerte es bis zum 9. November 1944, bis die britische Regierung – nach der offiziellen Bekanntgabe der V2-Offensive durch die Deutschen – bestätigte, dass Großbritannien Ziel dieser Raketen war. Ab diesem Zeitpunkt erlaubte sie der Presse auch, über die Angriffe und die neue Bedrohung zu berichten. Für die meisten Londoner wurde dadurch allerdings nur bestätigt, was sie schon längst aus Gerüchten wussten. Nichtsdestotrotz wurde weiterhin sorgfältig darauf geachtet, dass die Presse Informationen zurückhielt, die den Deutschen bei der Ortung der Explosionen und der Verbesserung der Zielgenauigkeit ihrer Raketen helfen könnten. Aus diesem Grund wurden die Einschlagsorte in britischen Medien stets sehr unpräzise mit »Südengland« beschrieben.

Die Intensität der V2-Angriffe variierte in den folgenden Wochen so stark, dass sich die Bewohner Londons nie sicher sein konnten, wann die nächste Rakete einschlagen würde. Manchmal stand London eine Woche lang unter Dauerbeschuss, um kurz darauf für mehrere Tage Ruhe zu haben. Auf dem Höhepunkt der Offensive schlugen innerhalb von 24 Stunden 17 Raketen in der Stadt ein. Auch Ziele außerhalb Londons wurden angegriffen. So wurden im September und Oktober 1944 insgesamt 43 Raketen mit den Zielen Norwich und Ipswich abgeschossen, von denen ein Großteil allerdings im offenen Gelände einschlug und nur wenige Opfer forderte.²⁷

Der folgenschwerste Angriff auf London ereignete sich am Samstag, den 25. November 1944, als im Stadtteil New Cross 168 Menschen durch eine einzelne V2 getötet wurden. Um 12:10 Uhr traf die Rakete das beliebte und gut besuchte Woolworth-Kaufhaus und zerstörte es vollständig. In nur wenigen Sekunden stürzte das Gebäude ein und begrub viele derjenigen, die den Einschlag der Bombe überlebt hatten, unter Tonnen von Stahl, Ziegelsteinen und Glas. Die Körper von elf Verschütteten konnten nie gefunden werden.²⁸

GEGENMASSNAHMEN UND REAKTIONEN

Bereits kurz nach den ersten V2-Angriffen wurden auf britischer Seite mögliche Gegenmaßnahmen geprüft. Da die Raketen in den meisten Fällen ohne Vorwarnung einschlugen und aufgrund ihrer hohen Geschwindigkeit von knapp 3 000 km/h erst wenige Sekunden vor dem Einschlag gesichtet werden konnten, war schnell klar, dass sie mit konventionellen Verteidigungsmaßnahmen – z. B. Flugabwehrkanonen, Ballons und Jagdflugzeugen – nicht effektiv bekämpft werden konnten. Als Alternativen boten sich einerseits Offensivaktionen gegen V2-Abschussrampen und andererseits die Verbreitung von irreführenden Informationen zur Beeinträchtigung der deutschen

Zielbestimmung an.

Auch wenn die Standorte der Abschussrampen durch Angaben des holländischen Widerstands und mithilfe von Radar- und Luftaufklärung schnell identifiziert werden konnten, erschwerten zwei Faktoren deren effektive Bekämpfung. Zum einen handelte es sich in den meisten Fällen um temporäre Einrichtungen, da die V2-Raketen von mobilen Abschussrampen gestartet wurden. Zum anderen befanden sie sich in der Nähe von Wohngebieten in der Gegend um Den Haag, Leiden und Hoek van Holland (einem Städtchen in der Nähe von Rotterdam), sodass bei Bombardierungen stets die Gefahr einer hohen Anzahl ziviler Opfer bestand. Zahlreiche Flugabwehrbatterien erschwerten zusätzlich effiziente Angriffe auf die Stellungen. Aus diesen Gründen konzentrierten sich die ersten Angriffe vor allem auf mögliche Raketenlagerplätze. Gegen Mitte Oktober 1944 bekämpfte Fighter Command, die Jagdflugzeugflotte der Royal Air Force, die Abschussrampen, die Raketen auf Großbritannien abfeuerten, während die Second Tactical Air Force die Stellungen angriff, die das europäische Festland bedrohten.²⁹

Fighter Command setzte hauptsächlich auf das Jagdflugzeug Spitfire Mk XVI, das für die Vernichtung der V2-Abschussanlagen mit Bomben bestückt werden konnte. Ein Pilot erinnert sich an die Einsätze:

»Die Abschussrampen waren schwer auszumachen, aber sobald wir eine gefunden hatten, rasten wir aus einer Höhe von 8 000 Fuß [2 438 Meter] durch Wolkenlücken im Sturzflug auf das Ziel hinunter (...) häufig bis nah an die Baumkronen heran. Während wir die Abschussanlagen unter Dauerfeuer anfliegen, versuchten wir, die zwei 250-Pfund-Bomben mit 11-Sekunden-Zündungsverzögerung genau auf dem Ziel zu landen. Danach rissen wir die Maschine hoch, stiegen über die Bäume und machten uns so schnell wie möglich aus dem Staub!«³⁰

Die Angriffe der Royal Air Force konzentrierten sich auf Abschussrampen, die hauptsächlich in den baumreichen Parkanlagen von Den Haag stationiert waren, sowie auf vier mutmaßliche Raketenlagerorte. Potenzielle Nachschubwege wie Schienen und Straßen wurden außerdem wiederholt von der Second Tactical Air Force bombardiert. Diese Einsätze führten dazu, dass eine beachtliche Zahl an Raketen und Materialien beschädigt oder zerstört werden konnten. Trotz dieser Anstrengungen gelang es aber nicht, den Abschuss der Raketen gänzlich zu stoppen. Gegen Ende 1944 schien es, dass diese Maßnahmen in erster Linie dazu geführt hatten, dass die V2-Starts auf die Nacht verlegt wurden.

Zu Beginn des neuen Jahres wurde die Zahl der V2-Angriffe erhöht. Mitte Februar 1945 wurde London von durchschnittlich



Waffenmechaniker präparieren Bomben für eine Spitfire Mk XVI der RAF-Staffel 603 in Ludham in Vorbereitung eines Angriffs auf V2-Abschussorte in den Niederlanden. ©IWM CH14808

zehn Raketen pro Tag getroffen, wobei die Treffgenauigkeit verbessert werden konnte und die Hälfte der Raketenstarts bei Tageslicht erfolgte. Dadurch wurde deutlich, dass die Einsätze der Jagdbomber nicht die erhoffte abschreckende Wirkung zeigten. Aufgrund schlechter Wetterbedingungen und der daraus resultierenden Einsatzausfälle wurde das Problem sogar noch verschärft. Daraufhin stellte man den vier bereits eingesetzten Geschwadern zwei weitere Spitfire-Geschwader zur Seite. In den ersten zwei Februarwochen flogen diese ganze 548 Einsätze – dreimal mehr als im Januar desselben Jahres. Eine Woche lang wurde Haagse Bos, eine weitläufige Parklandschaft in Den Haag, schwer bombardiert, wodurch die Zahl der V2-Starts für mehrere Tage gesenkt werden konnte. Ein weiterer Angriff am 3. März durch die Second Tactical Air Force endete allerdings in einer Katastrophe: Anstatt auf den Park fiel ein Großteil der Bomben auf das südlich gelegene Wohnviertel Bezuidenhout und forderte viele Opfer unter der Zivilbevölkerung. Auch wenn die Zahl der Jagdbombereinsätze in der Folgezeit erhöht wurde, um besonders die Schienen- und Straßeninfrastruktur zu zerstören, konnte die Zahl der V2-Angriffe erst gesenkt werden, als das Vorrücken der alliierten Landstreitkräfte die Deutschen zum Abzug der Abschussrampen aus Holland zwang. Aus deutschen Berichten ging später hervor, dass die alliierten Luftangriffe bei der Bekämpfung der V2-Abschussrampen relativ ineffektiv waren: Die deutschen Verluste infolge der Bombardements beliefen sich auf 51 Todesopfer, 117 Verwundete und 48 zerstörte Raketen.³¹

Neben den direkten Angriffen auf die Abschussrampen wurde das für die V1 entwickelte Täuschungssystem auch auf die V2 angewendet, was dazu führte, dass die Raketen London immer häufiger verfehlten und verstärkt im Südosten der Hauptstadt einschlugen.

DAS ENDE DER V2-KAMPAGNE

Die V2-Kampagne gegen Großbritannien endete am 27. März 1945, als die letzten beiden V2s auf London niedergingen. Die erste schlug gegen 7:00 Uhr in einem Wohnblock im Londoner Stadtteil Stepney ein. Erst Tage nach der Explosion waren alle Verschütteten geborgen. Die Zahl der Todesopfer belief sich auf 134 – die zweithöchste der gesamten V2-Kampagne.

Am Nachmittag desselben Tags explodierte die zweite Rakete um 16:45 Uhr im Südosten Londons zwischen der Kynaston Road und der Court Road in Orpington. Dabei kam die 34-jährige Ivy Milichamp ums Leben, 23 weitere Personen wurden schwer verletzt. Danach fielen keine V2-Raketen auf



Die letzten Raketen trafen London am 27. März 1945. Das Bild zeigt die Wohnblöcke Hughes Mansions nach dem Angriff, der 134 Menschenleben forderte. ©IWM HU88803

Großbritannien mehr. Am 27. März sagte Churchill vor dem Unterhaus: »(...) die V2-Angriffe sind vorbei, und ich glaube, dass die Menschen in diesem Land jetzt erst einmal aufatmen können (...).«³²

BETRACHTUNG DER V2-KAMPAGNE

Von allen V2-Raketen, die auf Großbritannien abgeschossen wurden, schlugen 1 054 auf dem Land ein (517 davon innerhalb der Zivilschutzregion London). Die Anzahl der Raketen, die so nah vor der Küste im Meer einschlugen, dass sie wahrgenommen wurden, belief sich auf 61. Durch die V2-Kampagne wurden mehr als 2 700 Londoner getötet und mehr als 6 500 schwer verletzt – was rund einem Drittel der Opferzahlen durch V1-Angriffe entspricht. Auch wenn sich die Kampagne nur geringfügig auf den Kriegsverlauf auswirkte, war doch eine Vielzahl von Kräften mit entsprechenden Gegenmaßnahmen und der Beseitigung der Explosionsfolgen beschäftigt.³³

Wie reagierten die Londoner auf diese neuartige Bedrohung? Da die V2-Raketen ohne Vorwarnung einschlugen, konnten sich die Bewohner der Stadt auch nicht in Luftschutzräumen vor den Angriffen schützen. Dies hatte zur Folge, dass sie größtenteils ihrem gewohnten Leben nachgingen. Darüber hinaus wurde der Gemeinschaftssinn wiederbelebt, der zu Beginn des »Blitz« geherrscht hatte.

Die Londonerin Myrtle Solomon fasste die Meinung vieler folgendermaßen zusammen:

»(...) die Doodlebugs waren schon ziemlich beängstigend, aber die V2s waren furchterregend. Vielleicht hatte uns der Krieg zu diesem Zeitpunkt auch schon zu sehr zugesetzt, aber wir hatten viel größere Angst vor den V2s als vor den Bomben, die während des ›Blitz‹ auf uns niederhagelten. Ich sehnte

mir damals das baldige Ende herbei (...).«³⁴

Andere wiederum empfanden den knatternden Anflug einer V1 oder die Anspannung während eines konventionellen Luftangriffs – das Warten auf den nahenden Bomber und die Angst, ob der eigene Luftschutzraum getroffen würde – als weitaus schlimmer. Einige Londoner wiesen darauf hin, dass eine V2 eine kleinere Fläche verwüstete als eine Flugbombe, da die Rakete tiefer in den Boden eindrang und konzentrierter explodierte, wodurch weniger Gebäude in unmittelbarer Umgebung beschädigt wurden. Die durchschnittliche Zahl der Todesopfer durch eine V2 lag zwar höher als bei einer V1, allerdings schlugen in London bedeutend mehr V1-Flugbomben als V2-Raketen ein.

Die unterschiedlichen Einstellungen der Londoner gegenüber der V2-Bedrohung lassen sich an zwei Tatsachen beispielhaft erläutern: Einerseits kehrten viele von denen, die London nach den ersten V1-Angriffen fluchtartig verlassen hatten, gegen September 1944 nach Verkündung der Beendigung der V1-Kampagne wieder in die Stadt zurück, was sicherlich auch durch die Nachrichtensperre über die V2-Angriffe begründet war. Andererseits war es ein deutliches Zeichen, dass die V1 Zielscheibe vieler, teils makabrer Witze und Spitznamen war, es für die V2 aber keine derartigen Tendenzen gab. Vielleicht kam ein Schriftsteller dem Phänomen V2 am nächsten, als er schrieb, dass »(...) die Angriffe eine seltsam private Angelegenheit waren, irgendwie entfernt und isoliert, es sei denn, man war direkt davon betroffen (...).«³⁵

Um die schwerwiegenden Folgen der V2-Kampagne gegen London richtig einzuordnen, müssen sie im breiteren Kontext des Krieges betrachtet werden. Die Land- und Luftangriffe in Europa und Asien forderten zu diesem Zeitpunkt immense zivile und militärische Opfer. Bei einem einzelnen konventionellen Luftangriff konnte mehr Sprenglast abgeworfen werden, als in

der gesamten V2-Kampagne verschossen wurde. Neben London waren auch andere Städte Ziel der V2-Raketen. Vor allem die belgische Hafenstadt Antwerpen, die bei der Unterstützung der alliierten Truppen in Nordwesteuropa eine wichtige Rolle spielte, wurde während einer intensiven Offensive im Winter



Jedes Jahr zum Jahrestag der ersten V2-Explosion werden an einem kleinen Gedenkstein in der Staveley Road Blumen niedergelegt. © Mark Whitmore

1944 von mehr Raketen getroffen als London. Gegen Ende Dezember 1944 schlugen täglich bis zu 26 Raketen in Antwerpen ein, und am 16. Dezember tötete eine einzige Explosion 271 Menschen.³⁶ Insgesamt forderte die V2-Kampagne in Belgien ungefähr 1 700 Todesopfer und verletzte 4 500 Menschen. In Holland starben vor allem viele Zivilisten, die in der Nähe der Abschussrampe wohnten. Fehlstarts waren keine Seltenheit, und so gingen viele Raketen nach missglückten Startversuchen in den Wohngebieten von Den Haag nieder, wo die Kombination aus Sprengkopf und Alkohol-Flüssigsauerstoff-Gemisch im Tank verheerende Schäden anrichtete. Weitere Zivilisten fielen den Bombardierungen der Alliierten zum Opfer, mit denen die V2-Kampagne gestört werden sollte. Diese traurigen Zahlen beziffern allerdings nur einen Teil der Todesopfer, die durch die V2 ihr Leben ließen. Die größte Ironie besteht wahrscheinlich in der traurigen Tatsache, dass mit geschätzten 20 000 Zwangsarbeitern mehr Menschen bei der Herstellung als beim Einsatz dieser Waffe ums Leben kamen.

Auch heute ist die V2 in Großbritannien nicht in Vergessenheit geraten. Jedes Jahr werden in der Staveley Road in Chiswick an einem kleinen Steindenkmal Blumenkränze niedergelegt, um des ersten V2-Angriffs auf London zu gedenken. Seit der Neueröffnung des Imperial War Museum im Juli 2013 dominiert eine V2-Rakete die Haupthalle des Museums. Auch auf politischer Ebene ist das Erbe der V2 immer noch ein sensibles Thema. Ein geplanter Festakt zum 50. Jahrestag des V2-Erstflugs in Peenemünde wurde nach internationalen Protesten abgesagt. Die Rakete mag ein technologischer Meilenstein gewesen sein, ihrer dunklen Vergangenheit jedoch kann sie nicht entkommen.

Übersetzt aus dem Englischen von Daniel Müller.

Anmerkungen

- 1** »History of IWM«, in: Imperial War Museums, <http://www.iwm.org.uk/visits/iwm-london/about>
- 2** »Lambeth Baths, Lambeth North 1945«, in: Ideal homes: A history of south-east London suburbs, <http://www.ideal-homes.org.uk/lambeth/lambeth-assets/galleries/lambeth-north/lambeth-baths/lambeth-baths>.
- 3** »Survey of London volume 23: Lambeth, South Bank and Vauxhall (1951)«, in: British history online, <http://www.british-history.ac.uk/report.aspx?compid=47054>.
- 4** »V1 & V2 logs SE11 Kennington and Lambeth, in: Flying bombs and rockets«, http://www.flyingbombsandrockets.com/V1_summary_se11.html.
- 5** Haining, Peter: *The Flying Bomb War. Contemporary Eyewitness Accounts of the German V-1 and V-2 Raids on Britain*, London: Robson Books 2002, S. 200.
- 6** Haining: *The Flying Bomb War*, S. 200–201.
- 7** Lambeth Baths, Lambeth North 1945.
- 8** Imperial War Museums: Manuscript, War History of IWM, Imperial War Museums archive, Ch X.
- 9** Stiff, Diane: »Wartime for a child in Lambeth«, in: *WW2 People's War. An archive of World War Two memories*, <http://www.bbc.co.uk/history/ww2peopleswar/stories/87/a7647087.shtml>.
- 10** V1 & V2 logs SE11 Kennington and Lambeth.
- 11** »The first V1 to hit London«, in: *Flying Bombs and Rockets*, [/www.flyingbombsandrockets.com/V1_maintxt.htm](http://www.flyingbombsandrockets.com/V1_maintxt.htm).
- 12** Haining: *The Flying Bomb War*, S. 22–24.
- 13** Collier, Basil: *The Battle of the V-Weapons 1944–45*, London: Hodder and Stoughton 1964, S. 103–104.
- 14** Jones R: *Most Secret War*, London: Hodder and Staughton 1969, S. 440–441.
- 15** Jones: *Most Secret War*, S. 537–538.
- 16** Haining: *The Flying Bomb War*, S. 24.
- 17** Johnson, David: *V for Vengeance. The Second Battle of London*, London: William Kimber 1981, S. 112–113.
- 18** Jones: *Most Secret War*, S. 532–536.
- 19** Johnson: *V for Vengeance*, S. 115.
- 20** Johnson: *V for Vengeance*, S. 113–118.
- 21** Daily Express 27. April 1945 in: Haining: *The Flying Bomb War*, S. 156–157.
- 22** Holmes, Kenneth: *Private papers*, Imperial War Museums: Documents (location ref: P129), S. 43.
- 23** »Brentford & Chiswick Borough Record of Incidents Caused by Enemy Action, 1939 – 1945«, in: Album relating to the first V2 attack on the United Kingdom, September 1944, Imperial War Museums: Documents (location ref:

Miscellaneous 286 (3821)).

24 »Anniversary of First V2 on London«, in: News Chronicle 7. September 1945, in: Album relating to the first V2 attack on the United Kingdom.

25 »First Rocket on England fell near Epping«, in: West Essex Gazette 28. April 1945, S. 1–2.

26 Holmes: Private papers, S. 44.

27 Haining: The Flying Bomb War, S. 162–166.

28 Johnson: V for Vengeance, S. 159.

29 Collier: The Battle of the V-Weapons, S. 115–116.

30 Haining: The Flying Bomb War, S. 177.

31 Collier: The Battle of the V-Weapons, S. 129–135.

32 Haining: The Flying Bomb War, S. 206.

33 Johnson: V for Vengeance, S. 195.

34 Solomon, M: Interview, Imperial War Museums: Sound (8486).

35 Blake, Lewis: Bolts from the Blue, Bromley: Lewis Blake 1990, S. 11.

36 Johnson: V for Vengeance, S. 174.

Quellennachweis

Bates, Herbert E.: Flying Bombs over England, Westerham: Froglets 1994.

Blake, Lewis: Bolts from the Blue, Bromley: Lewis Blake 1990.

Collier, Basil: The Battle of the V-Weapons 1944–45, London: Hodder and Stoughton 1964.

Cooksley, Peter: Flying Bomb. The Story of Hitler's V-Weapons in World War II, New York: Charles Scribner's Sons 1979.

Haining, Peter: The Flying Bomb War. Contemporary Eyewitness Accounts of the German V-1 and V-2 Raids on Britain, London: Robson Books 2002.

Holsken, Dieter: V-Missiles of the Third Reich the V-1 and V-2, Sturbridge: Monogram Aviation Publications 1994.

Johnson, David: V for Vengeance. The Second Battle of London, London: William Kimber 1981.

Jones, Reginald V.: Most Secret War, London: Hodder and Staughton 1969.

King, Benjamin und Kutta, Timothy: Impact. The history of Germany's V-weapons in World War II, Tonbridge: Spellmount 1998.

Ogley, Bob: Doodlebugs and rockets. The battle of the flying bombs, Westerham: Froglets 1992.

Dokumente

Holmes, Kenneth: Private papers, Imperial War Museums: Documents (location ref: P129).

Holbrook, B. M.: Private papers, Imperial War Museums: Documents (location ref: 95/27/1).

Solomon, M.: Interview, Imperial War Museums: Sound (8486).

Thomas, G.: Private papers, Imperial War Museums: Documents (location ref: 90/30/1).

Imperial War Museums: Manuscript, War History of IWM, Imperial War Museums archive.

Various: Album relating to the first V2 attack on the United Kingdom, September 1944, Imperial War Museums: Documents (location ref: Miscellaneous 286 (3821)).

Zeitungen

Farrar, Steve: »The night a wartime bomb shook Harlow«, Star 4 March 1993.

»First Rocket on England fell near Epping«, West Essex Gazette 28 April 1945.

»Anniversary of first V2 on London«, News Chronicle 7 September 1945.

Webseiten

»V1 & V2 logs SE11 Kennington and Lambeth«, in Flying bombs and rockets, http://www.flyingbombsandrockets.com/V1_summary_se11.html.

BBC: WW2 People's War. An archive of World War Two memories, <http://www.bbc.co.uk/history/ww2peopleswar/>.

Imperial War Museums: History of IWM, <http://www.iwm.org.uk/visits/iwm-london/about>.

London Borough of Lambeth: Ideal homes: A history of south-east London suburbs, <http://www.ideal-homes.org.uk/>

lambeth.

Roberts, Sir Howard & Godfrey, Walter (Eds): »Survey of London volume 23: Lambeth, South Bank and Vauxhall (1951)«, in British history online, <http://www.british-history.ac.uk>.

so genau, als wäre er erst gestern

"Links! Links!!!"

"Vordermann! Seitenricht

Die letzte Fünferreihe verschwand
des Tunnels. Den aus mehreren Hund
ein mit Stöcken und Gummiknüppeln
Ende der Kolonne schleppten sich d
hin, die während des letzten Lufta

REGINE HEUBAUM

»DAS GEHEIMNIS DES TUNNELS VON DORA«

Erinnerungsbericht des Dora-

Überlebenden Adam Cabala

vergangen...

ung!"

hinter den gewaltigen Toren
Häftlingen
erten bestehenden Zug beschloß
bewaffneter "Lagerschutz" ^{-Kordon-)} Am
die Kranken und leicht Verwundeten
angriffe auf das "RAX-Werk" in der
er dem Tod entgangen war. Zu
n Reihen gehenden Häftlinge.

konnten, fielen sie dem Lagerschutz-
sollten sie als erster Transport
- geschafft werden in Schwaben
Gruppen von Häftlingen, die den
n von einigen Deutschen aus den

Adam Cabala wurde am 17. Mai 1924 in Krakau geboren. Die Nationalsozialisten verschleppten ihn als politischen Häftling in das Deutsche Reich, wo er zunächst schwere Zwangsarbeit in den Steinbrüchen des Lagers Gusen, einem Außenlager des KZ Mauthausen, leisten musste.¹



Adam Cabała, Aufnahmedatum unbekannt. Fotobestand der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora

Im August 1943 überstellte ihn die SS nach Wiener Neustadt, wo die zum Henschel-Konzern gehörenden Raxwerke bereits Ende März 1943 mit der Montage der A4-Rakete beauftragt worden waren.² Hier musste Adam Cabała beim Aufbau der A4-Fertigungsanlagen Zwangsarbeit leisten. Nach einem alli-

ierten Luftangriff auf die Produktionsstätten in Wiener Neustadt transportierte ihn die SS am 23. November 1943 über das KZ Buchenwald in das Lager Dora, wo er zunächst bei der Errichtung der unterirdischen Produktionshallen und später in der Raketenproduktion arbeiten musste.³

Adam Cabała überlebte die KZ-Haft. Nach der Befreiung lebte er zunächst in Westdeutschland, bevor er 1955 nach Polen umsiedelte.⁴ Hier schrieb er seine Erinnerungen an die Haftzeit im KZ Mittelbau-Dora nieder. 1958 erschien sein Bericht unter dem Titel *Das Geheimnis des Tunnels von Dora* beim MON Verlag (Verlag des Ministeriums für nationale Verteidigung) in Warschau. Bereits Ende 1957 publizierte die polnische Wochenzeitschrift *Trybuna Robotnicza* Auszüge des Textes in drei Fortsetzungen. 1966 nahm Adam Cabała Kontakt zum späteren Leiter der Mahn- und Gedenkstätte Mittelbau-Dora, Kurt Pelny, auf, dem er eine deutsche Übersetzung seines Erinnerungsberichtes zukommen ließ.⁵ Im Folgenden wird der Teil des Berichtes präsentiert, in dem der Verfasser auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen im KZ Mittelbau-Dora eingeht.

Adam Cabała kam zu einem Zeitpunkt in das Lager Dora, als die Schrecken der »Hölle von Dora«, wie Überlebende die schweren Monate des Stollenausbaus im Winter 1943/44 nannten, unvorstellbare Ausmaße angenommen hatten. Ab November 1943 stieg die Zahl der Todesfälle drastisch an: Waren im November 1943 nach SS-Unterlagen 196 Menschen im Lager Dora gestorben, so waren es im Dezember 678. Die Sterblichkeit erreichte im März 1944 mit 724 Sterbefällen den Höhepunkt.⁶ Gleichzeitig schob die SS 3 000 Häftlinge, die als nicht mehr arbeitsfähig galten, in die KZ Bergen-Belsen und Lublin ab. Nur wenige von ihnen überlebten. Tod, Sterben und nicht zuletzt der menschenverachtende Umgang mit den sterblichen Überresten, die die SS lastwagenweise in das Krematorium nach Buchenwald transportieren ließ, gehörten in den Wintermonaten 1943/44 zum schrecklichen Alltag der

Häftlinge. Erst mit dem einsetzenden Frühjahr und dem schrittweisen Umzug in das oberirdische Barackenlager verbesserten sich die Lebens- und Arbeitsbedingungen vorübergehend. Der Text von Adam Cabała ist nicht nur ein erschütternder Bericht über das Massensterben während der letzten Etappe des Stollenausbaus und die mörderische Zwangsarbeit in der Raketenproduktion, sondern auch und vor allem eine eindringliche Anklage gegen die verantwortlichen Ingenieure und Manager, insbesondere gegen Wernher von Braun. Eindringlich schildert der Verfasser das gleichgültige Wegschauen der deutschen Wissenschaftler, deren Bestrebungen einzig und allein auf die erfolgreiche Fertigstellung des Untertageverlagerungsvorhabens im projektierten Zeitrahmen gerichtet waren.

Kurz vor dem Abtransport in das KZ-Außenlager in Wiener Neustadt ahnten Adam Cabała und seine Mithäftlinge nicht, dass sie, »die zum Tode Verurteilten, den Tod produzieren würden«. ⁷ Erst in den folgenden Monaten konnte sich der Autor nach und nach ein, wenn auch fragmentarisches, Bild von den Produktionszusammenhängen und der Waffe machen, die in Wiener Neustadt und später im unterirdischen Mittelwerk produziert wurde. Im August 1943 war in Peenemünde der Entschluss gefasst worden, 1 500 KZ-Zwangsarbeiter in der Serienfertigung der A4-Rakete bei den Raxwerken einzusetzen. ⁸ Nach der Bombardierung von Wiener Neustadt wurden nicht nur die Häftlinge »evakuiert«, auch Maschinen und Ausrüstungsgegenstände wurden in das unterirdische Mittelwerk bei Nordhausen gebracht. Adam Cabała, der in der Häftlingsnummernkartei des KZ Buchenwald mit der Berufsangabe »Schlosser« geführt wurde, ⁹ gehörte zu den KZ-Häftlingen, die nach Abschluss des Stollenausbaus die Fertigungsanlagen montieren und später Zwangsarbeit in der Raketenproduktion leisten mussten. Der frühere Einsatz als KZ-Zwangsarbeiter im Raketenprogramm in Wiener Neustadt, die berufliche Qualifikation und wahrscheinlich auch deutsche Sprachkenntnisse ersparten Adam Cabała den Einsatz auf einer der Baustellen

der zahlreichen Mittelbau-Lager, wo die Arbeitsbedingungen noch härter waren als in der Rüstungsproduktion.

Seit Anfang 1944 existierten im Lager Dora mehrere nationale Widerstandsgruppen, die – auch wegen der sprachlichen Verständigungsschwierigkeiten – zunächst weitgehend getrennt voneinander agierten. Mit Ausnahme der sowjetischen Häftlinge, denen der Zugang zu Ämtern in der Häftlingsverwaltung weitgehend verwehrt blieb, hatten die meisten Mitglieder Funktionsposten inne. Die Ziele dieser Gruppierungen bestanden vor allem darin, Mithäftlinge zu schützen, die Lebensbedingungen der Mitgefangenen durch geschickte Einflussnahme auf die KZ-Verwaltung zu verbessern und Informationen, etwa über den Verlauf des Vormarsches des Alliierten, auszutauschen. Nach Aussagen des Leiters der Gestapo-Außendienststelle Nordhausen, Adolf Häser, und seines Mitarbeiters Ernst Sander sollten russischen Häftlinge im Herbst 1944 einen bewaffneten Aufstand und die Sprengung der Mittelwerke zum Jahrestag der Oktoberrevolution am 7./8. November 1944 vorbereitet haben.¹⁰ Ob es diesen Plan wirklich gab, muss dahingestellt bleiben. Fakt ist, dass er der SS und der Gestapo als Vorwand für Razzien im Lager diente. Dabei sollen Pistolen und Sprengstoff gefunden worden sein. Die Aufdeckung der Widerstandsorganisation hatte brutale Repressalien seitens der SS zur Folge: In der ersten Novemberhälfte brachte sie in zwei Verhaftungswellen rund 300 Häftlinge in das Lagergefängnis. Dort wurden sie brutal gefoltert. Viele überlebten die Haft im »Bunker« nicht. Gleichzeitig fanden öffentliche Erhängungen auf dem Appellplatz vor der versammelten Häftlingsbelegschaft statt. Schätzungen zufolge wurden von Ende November 1944 bis März 1945 mehr als 200 Häftlinge erschossen oder erhängt.¹¹ Die Erhängungen auf dem Appellplatz dienten der Abschreckung, wobei den zur Exekution Verurteilten das letzte Wort mittels eines Holzknebels verwehrt wurde. Nicht nur Adam Cabala zeigte sich durch diese Ereignisse erschüttert, auch bei anderen Dora-Überlebenden hinterließen die

Geschehnisse einen so nachhaltigen Eindruck, dass in vielen Erinnerungsberichten ausführlich darüber berichtet wird.¹²

Der Autor schließt seinen Erinnerungsbericht mit der Räumung des Lagers Anfang April 1945. Viele Häftlinge, die die Befreiung erlebten, berichteten wie Adam Cabała von den Plänen der SS, alle Häftlinge der Mittelbau-Lager als »Geheimnisträger« zu ermorden. Einer quellenkritischen Überprüfung halten diese Berichte nicht stand.¹³ Angesichts der nahenden amerikanischen Truppen herrschte unter den Häftlingen völlige Ungewissheit über ihr weiteres Schicksal, und es ist nachvollziehbar, dass sich in dieser Atmosphäre der Angst Gerüchte über einen bevorstehenden Massenmord durch die SS schnell verbreiteten und hartnäckig hielten. Vorsichtigen Schätzungen zufolge starben im Zuge der Räumung des KZ Mittelbau-Dora etwa 10 000 Häftlinge.¹⁴ Sie wurden von der SS erschossen, weil sie dem Fußmarsch nicht mehr gewachsen waren oder einen Fluchtversuch unternommen hatten. Viele starben an Hunger und vollständiger Erschöpfung in der drangvollen Enge der Eisenbahnwaggons. Die meisten Räumungstransporte hatten das KZ Bergen-Belsen zum Ziel, wo die Überlebenden am 15. April 1945 durch britische Truppen befreit wurden. Weitere Räumungstransporte endeten in den KZ Sachsenhausen und Ravensbrück.

Als ehemaligem Häftling des KZ Mittelbau-Dora war es Adam Cabała ein persönliches Anliegen, auf die große Verantwortung der deutschen Ingenieure und Manager, die im Mittelwerk und in Peenemünde tätig waren, hinzuweisen. Aus seinem Erinnerungsbericht spricht große Empörung darüber, dass Wissenschaftler wie Wernher von Braun nicht zur Verantwortung gezogen wurden, sondern ihre Karrieren nach 1945 ungebrochen fortsetzen konnten. Dabei waren dem Wunsch Cabałas, die Geschichte des KZ Mittelbau-Dora einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln, klare Grenzen gesetzt. Zwar entsprach die Entlarvung der Karriere des Wernher von Braun vor dem Hintergrund des Kalten Krieges durchaus der ideolo-

gischen Stoßrichtung der DDR und anderer Ostblockstaaten.¹⁵ Gleichzeitig aber durften die publizistischen Enthüllungen nicht zu weit getrieben werden, da auch die sowjetische Seite vom technischen und menschlichen Know-how des nationalsozialistischen Raketenprogramms profitiert hatte.¹⁶ Nicht zuletzt aus diesem Grund blieb die Geschichte des KZ Mittelbau-Dora – obwohl vergleichsweise gut erforscht – bis zur Wende 1989 in der Öffentlichkeit so gut wie unbekannt.

DAS GEHEIMNIS DES TUNNEL DORA, 28.02.1958

Von hier aus, von Buchenwald, gingen Häftlingstransporte nach Dora. Von dorthin kamen jedoch nur die zurück, die schon schwiegen. Wie die erste Ankunft im Tunnel aussah, können heute nur die paar durch Zufall am Leben Gebliebenen sagen. Ich erinnere mich an jenen Tag so genau, als wäre er erst gestern vergangen...

"Links! Links!!!"

"Vordermann! Seitenrichtung!"

Die letzte Fünferreihe verschwand hinter den gewaltigen Toren des Tunnels. Den aus mehreren Hunderten ^{Häftlingen} bestehenden Zug beschloß ein mit Stöcken und Gummiknütteln bewaffneter "Lagerschutz" ^{von} ^{Yorden} ^{Am} Ende der Kolonne schlepten sich die Kranken und leicht Verwundeten hin, die während des letzten Luftangriffs auf das "RAX-Werk" in der Wiener Neustadt wie durch ein Wunder dem Tod entgangen war. Zu bedauern waren diese in den letzten Reihen gehenden Häftlinge. Da sie nicht so rasch nachfolgen konnten, fielen sie dem Lagerschutzkonvoi zum Opfer. Am nächsten Tag sollten sie als erster Transport nach Buchenwald – ins Krematorium – geschafft werden. Im schwachen Dämmerlicht erblickten wir kleine Gruppen von Häftlingen, die den Gang mit Asphalt gossen. Sie wurden von einigen Deutschen aus der Organisation "TODT" bewacht. Der in der Nähe stehende Eisenofen ^{rauchte} entsetzlich. Aus dem laut glucksenden, kochenden Teer stiegen gelbliche Giftblasen auf, die heftigen Husten und lästiges Augentränen verursachten. Im blassen Licht schienen die rauhen Wände und die Wölbung des Tunnels gelb zu sein. Das Wasser lief an den Wänden herunter. Von hier ^{ab} begann der Tunnel Dora.

Die Augen, die an das Tageslicht gewöhnt waren, konnten die Dunkelheit nicht ertragen. Das Rauschen der Ventilatoren übertönte Worte

und Schritte der Häftlinge, eine empfindliche Kälte durchdrang den Körper. Zu beiden Seiten des Tunnels lagen große Haufen von Gesteinschutt und Eisen, zerbrochene Bretter und Balken. Nach einigen Minuten kamen wir an ein paar halbrunden Öffnungen vorbei, die in gleicher Höhe zum Fahrdamm in die rechte Seite des Ganges gehauen waren. Um uns her ertönten ein ums andere Mal dumpfe Detonationen. Irgendwo vor uns sprengte man mit Dynamit einen neuen unterirdischen Gang. In all diese Geräusche hinein tönten die unaufhörlichen Rufe des Lagerschutzes.

"Los, Bewegung in den Reihen!"

"Los, etwas schneller, ihr Speckjäger!"

Nachdem wir einige Minuten weiter marschiert waren, machte der Gang eine leichte Wendung nach links. Gleich dahinter starrten uns aus dem rechten Wandmassiv einige schwarze Halleneingänge entgegen. Der rechte Flügel der marschierenden Fünferreihen konnte in die einzelnen Grotten genau hineinsehen. Die erste von ihnen, die Halle 39, war nicht länger als 120 m und höchstens 15 m breit. Der Fußboden der Halle senkte sich nach und nach; ungeheure Staubwolken wälzten sich in dem lauernden Halbdunkel der Halle.

Im Vorbeigehen hörten wir ein ununterbrochenes Lärmen. Es schien uns, als schufte irgendwo unter uns eine namenlose Menge - Titanen der Unterwelt hätte man sie nennen können - die Häftlinge.

An den Betonmaschinen, beim Zusammenschweißen der Eisenkonstruktionen, an den pneumatischen Bohrern - überall arbeiteten die Menschen in fieberhafter Eile. Tag und Nacht legten sie das Fundament für die zukünftigen Produktionshallen.

Wir gingen weiter. In den Hallen 37 und 38 zogen einige Dutzend längliche, innen mit dickem Filz ausgeschlagene halbrunde Lager unsere Blicke auf sich; in diesen Lagern ruhten die geheimnisvollen Raketenrümpfe. Die langen Körper verloren sich im Dunkel der Halle. Diese Rümpfe kannten wir gut. Es waren noch keine zwei Wochen vergangen, seitdem wir in der Wiener Neustadt unter dauernder Fliegergefahr an der Montage solcher Geräte gearbeitet haben.

Wir gehen vorwärts. Uns gegenüber treffen wir eine Gruppe von Häftlingen bei der Arbeit an. Sie sind vor einigen Wochen aus Buchenwald ^{her} transportiert worden. Sie sind schmutzig, zerlumpt, erschöpft, interessieren sich nicht, woher wir kommen, wann wir hier angelangt sind; sie schleppen Eisenschienen, Kisten und Balken auf den Schultern.

Das Marschtempo sinkt, die Begleitmannschaft führt die Spitze in die Halle 35, eine heisere Stimme kommandiert:

"Aufgehen!"

"Zusammenbleiben!"

"Anschließen!"

Von diesem Augenblick an beginnt unser Aufenthalt in Dora.

- - - - -

Als Hitler von der Reichstagstribüne dem deutschen Volk versicherte, daß die "neue Waffe" den endgültigen Sieg des Dritten Reiches entscheiden werde, war im dunklen Tunnel Dora eine Gruppe von Wissenschaftlern - von fanatischen NSDAP-Anhängern - unter Prof. Wernher von Brauns Leitung dabei, die Verwirklichung dieser Drohungen vorzubereiten.

Die Ingenieure, Techniker und Spezialisten waren zufrieden. Der schwarze Schlund des unterirdischen Werkes änderte sein Aussehen von Tag zu Tag. Auf einer Fläche von mehreren Quadratkilometern war es, mit Hilfe Tausender Häftlinge und Tausender Tonnen Dynamit, in außerordentlich kurzer Zeit gelungen, zwei parallellaufende Stollen mit je 2 Ausgängen sowie 44 riesigen Hallen auszuheben.

Im Januar 1944 wurde im westlichen Teil des Tunnels, im Stollen B-Dora, die Montage der Präzisionsautomaten beendet - Formen, der ^{ex} Maße, dem Durchmesser und der Länge, der "V2-Raketen" angepaßt wurden. Die Hülle der Raketenkörper wurde probeweise zusammengesweißt - automatisch durch elektrische Maschinen. Das Ergebnis übertraf alle Erwartungen. Von der großen Bedeutung dieser Einzelheit für die Gesamtheit der Produktion zeugt die Tatsache, daß die Probemontage der Raketenkörper unter der Kontrolle einer speziellen Sachverständigenkommission aus dem Stab des Reichsmarschalls Göring stattfand.

Bald ruhte die erste Serie der einige Meter langen Raketen in beweglichen, speziell zu diesem Zweck konstruierten Lagern, die von den Häftlingen wie Eisenbahnwagen auf Schienen vorwärts-gestoßen wurden.

Im Februar 1944 näherten sich die mit modernster Aparatur ausgestatteten "V2-Geschosse" schon serienweise zu 10 Stück dem nord-östlichen Ausgang von Dora. Zu beiden Seiten schoben die erschöpften Häftlinge wie im Trance die mehrere Tonnen schwere Last. In ihrem elenden Dasein haben sie nie die weittragende Bedeutung ihrer Arbeit erkannt. Nur den Ingenieuren schwell vor Stolz der Kamm. Ihre Träume gingen allmählich in Erfüllung. Die größten Ehrenbezeugungen wurden Prof. Wernher von Braun zuteil. Da er alle Betriebe, die Teile von Raketenwaffen produzierten, unter seiner Obhut hatte, weilte er sehr oft in Dora.

Mit den organisatorischen Angelegenheiten befaßt sich in Dora der Direktor Sawadski. Er trug die Verantwortung für den Bau der unterirdischen Gänge. Er nahm die Häftlingkolonnen aus Buchenwald in Empfang, schickte die "Kadavertransporte" nach Buchenwald ins Krematorium, ihm oblag alles, außer der Forschungsarbeit und der Produktion. Aber auch die deutschen Wissenschaftler, mit Prof. Wernher von Braun an der Spitze, sahen alles täglich mit an. Wenn sie die Gänge entlanggingen, sahen sie die Schufferei der Häftlinge, ihre mühselige Arbeit und ihre Qual.

Prof. Wernher von Braun hat während seiner häufigen Anwesenheit in Dora nicht ein einziges Mal gegen diese Grausamkeit und Bestialität protestiert. Mehrmals ging er am Eingang der Halle 36 vorbei. 6 m lange, morsche Holzpritschen nehmen drei Viertel ihrer Fläche ein. Am Ende der Halle, wo sie an den Gang "A" grenzten, spielte sich der schändlichste Akt von Dora ab.

Auf einer kleinen Fläche neben der Ambulanzbude lagen tagtäglich haufenweise die Häftlinge, die das Arbeitsjoch und der Terror der rachsüchtigen Aufseher zu Tode gequält hatten. Die menschlichen Leihname sahen von weitem wie eine große Masse aus. Aber Prof. Wernher von Braun ging daran vorbei, so nahe, daß er die Leichen fast berührte. Sollte dieser Anblick nicht den geringsten Einfluß auf ihn gemacht haben? Selbst die Häftlinge packte über diesen Winkel das

- 15 -

Entsetzen. Den Menschen wurde hier übel, sie erbrachen, sanken ohnmächtig hin. Sogar das Sterben der Häftlinge schien nicht so furchtbar zu sein wie ihr Zustand nach dem Tode.

Die spärlichen Haarbüschel der Toten sahen wie abgenutzte Bürsten aus. Durch die Stirnrunzeln glichen ihre Gesichter denen hundertjähriger Greise. Aus ihren verquollenen Augenhöhlen starrten die glasigen, unbeweglichen Augen. Das Blut, das ihnen aus der Nase geflossen, war nun geronnen. Aus den Ohren sickerte schmutziger Eiter, die Hälsen waren dürr und vertrocknet, über die hervorstehenden Knochen spannte sich die Haut wie gelbes Pergamentpapier. An den mit Geschwüren und Wunden übersäten Armen und Beinen klebte Schmutz und Kot. Ein wenig abseits harrten diejenigen, denen noch einige Stunden geblieben waren, auf den Tod. Auf dem feuchten Boden, auf verfaulten Strohsäcken, starben die erschöpften, gemarterten Häftlinge von Dora. Niemand eilte ihnen zu Hilfe.

Prof. Wernher von Braun, der vorbeiging, wandte nicht einmal den Kopf nach ihnen. Ich glaube nicht, daß der interplanetare Raum in diesem Augenblick sein ganzes Denken beherrschte. Ich glaube nicht, daß er die in Schmutz und Dreck Sterbenden nicht sah. Er mußte sie sehen! Warum schwieg er?

Prof. Wernher von Braun lebt. Er hat diese Frage nicht beantwortet, weil sie ihm bisher noch keiner stellte. Ich frage mich daher als erster: Warum schwieg er?

In den Gängen von Dora weilten außer Prof. Wernher von Braun andere hervorragende deutsche Wissenschaftler, Physiker und Chemiker, Ingenieure und Techniker. Es kamen Offiziere und Generäle des Dritten Reiches hierher. Schweigend gingen sie an den toten und lebenden Leichen vorbei. Die Vertreter der größten Industriefirmen Deutschlands sagten kein Wort des Protestes. Inspektor Escher, Ingenieur Grunn, Siewers... man könnte hier zahlreiche Namen nennen. Viele dieser Menschen leben heute im Wohlstand und bemühen sich, die Vergangenheit - Dora - zu vergessen.

- 16 -

Ab März 1944 verließen regelmäßig Transporte mit "V2-Raketen" Dora. Sie wurden von der Wehrmacht streng bewacht und fuhren zur französischen, belgischen und holländischen Küste. Weshalb nutzte man sie zu jenem Zeitpunkt nicht aus? Gut getarnt, beinahe vorwurfsvoll warteten sie schon seit Februar 1944 auf den ersten Einsatz der "neuen Waffe" und auf den Befehl zum Beginn der Operation "Nord-West". Aber der Befehl kam nicht...

Reichsmarschall Göring hatte beschlossen, zunächst einen größeren Vorrat an fliegenden Bomben vorzubereiten; und erst im Herbst wollte er mit der systematischen Vernichtung Englands aus der Luft beginnen.

Im Frühjahr 1944 war bereitete sich der Mittelbau in Dora auf den Empfang zweier ungebeter Gäste vor, die in den unterirdischen Gängen und Hallen Schutz vor den Angriffen der alliierten Luftwaffe suchten. Es waren dies die Betriebe, die den Raketentyp "V1" produzierten, sowie die Flugzeugfabrik "Junkers". Daß eine große Menge an Material und neuen Montageabteilungen auf so engem Raum zusammengedrängt wurde, hatte böse Folgen. Schon im August 1944 machten sich die ersten Anzeichen einer Desorganisation bemerkbar. Das wirkte sich später fatal auf die Produktion der "V2-Geschosse" aus. Vorher jedoch erfuhren die Häftlinge noch eine erregende Nachricht - die Nachricht von der Landung der Alliierten in Frankreich. Das weckte in ihnen die Hoffnung auf Freiheit.

Im Dezember 1944 deckte die Kommandantur vom "Standortbereich" durch Verrat einiger Häftlinge die geheime Widerstandsbewegung auf, die gegen die SS gerichtet war. Der Untergrundorganisation gehörten keine 100 Mitglieder an. Angeblich hatten sie einen Kurzwellensender zur Verfügung und auch... Maschinengewehre. Letztere waren, wie ich später erfuhr, von SS-Leuten selbst an eingeweihte Häftlinge geschmuggelt worden: die Organisation umfaßte Häftlinge aller Nationalitäten, die Mehrzahl jedoch waren Polen.

Einige Stunden, nachdem man die Verschwörung aufgedeckt hatte, wurde der Ausnahmezustand in Dora verhängt. Das Ende war tragisch. Ein Organisator der Konspiration, Oberst des polnischen Heeres und Teilnehmer am Warschauer Aufstand, wurde auf dem Appellplatz ge-

hängt. Man hatte ihm aus Stacheldraht einen Maulkorb vor das zerschundene Gesicht gebunden. Der Sturmführer Föcker, der "Linkshänder" genannt, befürchtete, der zum Tode Verurteilte könnte im letzten Augenblick noch Hochrufe ausbringen.

Alle Konspiratoren wurden gemartert, außer ihnen kamen auch viele Unschuldige an den Galgen. Allen Häftlingen wurden die Lebensmittelrationen um die Hälfte gekürzt. Es begann eine furchtbare Hungersnot. Vor allem waren die in Dora arbeitenden Russen davon betroffen. Sie starben zu Dutzenden.

Ungefähr Mitte März 1945, als sich die Panzerkolonnen der Alliierten dem Thüringer Wald näherten, sollte der Tunnel an Dora auf Befehl des Oberkommandos mit samt den Häftlingen in die Luft gejagt werden. Dieser unmenschliche Plan des Mittelbaus konnte jedoch nicht verwirklicht werden, es fehlte die Zeit dazu.

Am 20. März 1945 entschloß sich der Aufsichtsrat vom Mittelbau zum äußersten - die Häftlinge von Dora um jeden Preis abzutransportieren und zu vernichten! So begann in den letzten Märztagen unter den ständigen Luftangriffen der amerikanischen Bomben die dritte Evakuierungsetappe der Häftlinge nach Bergen-Belsen. Hier sollten sie vernichtet werden!

Die Panzerdivisionen General Pattons kamen zu spät, denn an dem Tage, als vom Horizont her der Geschützdonner ^{dröhnte} ertönte, verließen die letzten Häftlinge, die nur noch Schatten waren, Ira für immer.

Das Drama ging zu Ende. Vom 1. April 1945 an starben die Letzten, die um das Geheimnis des Tunnels Dora wußten, im Konzentrationslager Bergen-Belsen. Sie mußten sterben, weil sie lebend eine künftige Gefahr bedeutet hätten - weil sie eine lebende Anklage gewesen wären!

Nicht mehr als 100 von uns haben sich gerettet. Über den Tunnel Dora hat seit damals niemand etwas gehört.

Zum ersten Male lüfte ich den Vorhang, der jene Zeit verhüllte...

+ Trybuna Robotnicza, Nr. 285, Warschau, Wochenzeitung
drei Fortsetzungen, beginnend am 30. 11.-1. 12. 1957

Anmerkungen

- 1** Cabala, Adam: Das Geheimnis des Tunnel Dora, 28. 02 1958, KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora, P1/Bd. 105, Blatt 7.
- 2** Wagner, Jens-Christian: Produktion des Todes. Das KZ Mittelbau-Dora, 2. Aufl., Göttingen: Wallstein 2004, S. 81f.; Neufeld, Michael: Die Rakete und das Reich. Peenemünde und der Beginn des Raketenzeitalters, Berlin: Brandenburgische Verlagsgesellschaft 1997, S. 235 u. 249; Freund, Florian: »Wiener Neustadt (1943)«, in: Benz, Wolfgang und Barbara Distel: Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 4, München: C.H.Beck 2006, S. 465–468.
- 3** Liste zum Transport in das Lager Dora, 23.11.1943, National Archives Washington, Microcopy 34, Frame 0030448 und Verzeichnis der Häftlinge des KZ Mittelbau, 01.11.1944, Hauptkommission Warschau, Mikrofilm syg. 3.
- 4** Cabala: Geheimnis, Blatt 1 (Einleitung zum Erinnerungsbericht).
- 5** Briefwechsel Adam Cabalas mit Kurt Pely, 15.02.1966 bis 20.12.1966. KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora, GDDR 3b/Bd. 1, unpaginiert. Cabala arbeitete zu diesem Zeitpunkt an einem neuen Publikationsprojekt. Kurt Pely war bereits Anfang 1961 von der SED Kreisleitung Nordhausen mit der Erforschung der Geschichte des KZ Mittelbau-Dora beauftragt worden.
- 6** Gedenkbuch für die Toten des KZ Mittelbau-Dora, Nordhausen. KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora 2010. (Abfrage der dem Gedenkbuch zu Grunde liegenden Datenbank, 07.01.2013).
- 7** Cabala: Geheimnis, Blatt 7.
- 8** Vgl. Wagner: Produktion, S. 183. Gleichzeitig sollten auch bei Zeppelin in Friedrichshafen und bei der Demag in Falkensee jeweils 1 500 KZ Häftlinge eingesetzt werden.
- 9** Häftlingsnummernkartei des KZ Buchenwald, Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar.
- 10** Wagner: Produktion, S. 447.
- 11** Wagner: Produktion, S. 354.
- 12** Vgl. die Erinnerungsberichte und Zeugenvernehmungen überlebender Dora-Häftlinge, abgedruckt in: Hochmuth, Peter (Hrsg.): Der illegale Widerstand der Häftlinge des KZ Mittelbau-Dora. Dokumentation, Schkeuditz: GNN 2000.
- 13** Neander, Joachim: Das Konzentrationslager Mittelbau in der Endphase der NS-Diktatur. Zur Geschichte des letzten im »Dritten Reich« gegründeten selbständigen Konzentrationslagers unter besonderer Berücksichtigung der Auflösungsphase, Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger 1997, S. 289ff.
- 14** Gedenkbuch für die Toten des KZ Mittelbau-Dora, Nordhausen. KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora 2010, S. IV.
- 15** Vgl. hierzu etwa Mader, Julius: Geheimnis von Huntsville. Die wahre Karriere des Raketenbarons Wernher von Braun, Berlin: Deutscher Militärverlag 1963.

16 Uhl, Matthias: Stalins V2. Der Technologietransfer in die UdSSR und der Aufbau der sowjetischen Raketenindustrie 1945 bis 1959. Wehrtechnik und wissenschaftliche Waffenkunde, Band 14, Bonn: Bernhard & Graefe Verlag 2001, S. 132ff.

Literaturverzeichnis

Cabała, Adam: Das Geheimnis des Tunnel Dora, 28.02.1958, KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora, P1/Bd. 105.

Freund, Florian: »Wiener Neustadt (1943)«, in: Benz, Wolfgang und Barbara Distel: Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 4, München: C.H.Beck 2006.

Gedenkbuch für die Toten des KZ Mittelbau-Dora, Nordhausen. KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora 2010.

Hochmuth, Peter (Hrsg.): Der illegale Widerstand der Häftlinge des KZ Mittelbau-Dora. Dokumentation, Schkeuditz: GNN 2000.

Mader, Julius: Geheimnis von Huntsville. Die wahre Karriere des Raketenbarons Wernher von Braun, Berlin: Deutscher Militärverlag 1963.

Neander, Joachim: Das Konzentrationslager Mittelbau in der Endphase der NS-Diktatur. Zur Geschichte des letzten im »Dritten Reich« gegründeten selbständigen Konzentrationslagers unter besonderer Berücksichtigung der Auflösungsphase, Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger 1997.

Neufeld, Michael: Die Rakete und das Reich. Peenemünde und der Beginn des Raketenzeitalters, Berlin: Brandenburgische Verlagsgesellschaft 1997.

Uhl, Matthias: Stalins V2. Der Technologietransfer in die UdSSR und der Aufbau der sowjetischen Raketenindustrie 1945 bis 1959. Wehrtechnik und wissenschaftliche Waffenkunde, Band 14, Bonn: Bernhard & Graefe Verlag 2001.

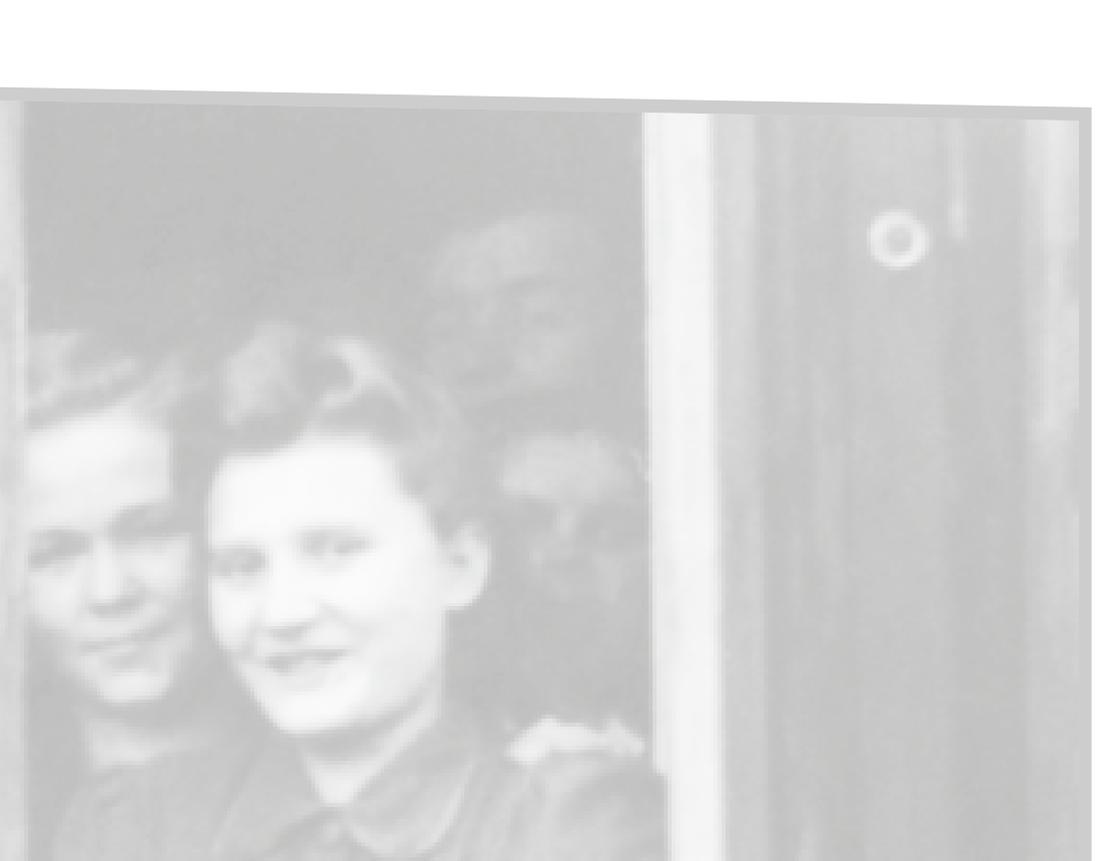
Wagner, Jens-Christian: Produktion des Todes. Das KZ Mittelbau-Dora, 2. Aufl., Göttingen: Wallstein 2004.



WŁODZIMIERZ STĘPIŃSKI

UNTER STEINER- NEN HERZEN

Polen als Zwangsarbeiter in Westpommern während des
Zweiten Weltkriegs – Panorama einer verlorenen Jugend



»Dutzende von Beamten und öffentlichen Bediensteten sind es gewesen, die mit Walerjan Wróbel's Verfahren von Amts wegen befasst waren.¹ Nicht nur die einfachen Vollzugsgehilfen, auch die verantwortlichen Richter und Staatsanwälte haben den ›Zusammenbruch‹ überdauert: ohne Anfechtungen, reglos, meist nach kurzer Pause schon wieder mit Akten und ›Rechtsfällen‹ beschäftigt. Kein Richter, kein Staatsanwalt, kein Justizbediensteter ist für seine Beteiligungen an Terrorurteilen zur Rechenschaft gezogen worden.«²

ANSTELLE EINER EINLEITUNG: NACKT UNTER WÖLFEN

Meinen Beitrag möchte ich beginnen mit den Erinnerungen der 17-jährigen Agnieszka Gołębiewska, eine von Millionen Frauen, die zur Arbeit für das Dritte Reich eingezogen wurde. Sie musste sich der deutschen Militärpolizei und dem ukrainischen Vorsteher des Dorfes Kamienna Góra bei Lublin stellen. 24. Februar 1942:

»Wir sind von Stacheldraht umzäunt und werden bewacht. Die Dokumente, die wir haben, bringen nichts. Anka, mit der ich fahre, kann ein bisschen Deutsch, also dolmetscht sie; sie sagen, wir würden zusammen mit einem Transport fahren. Wir liegen auf Etagenpritschen und wissen selbst nicht, was sie mit uns machen werden. Es kommen immer mehr Menschen rein, es wird eng. Ständig werden wir zu irgendwelchen Untersuchungen gerufen. Manchmal gehen wir in einer Reihe ganz nackt an ihnen vorbei. Soldaten laufen herum, lachen, schlagen manche von uns irgendwohin und hetzen uns. Hinter einem Tisch sitzen 15 deutsche Ranghöhere, die uns sehr genau begutachten. Frauen kontrollieren und schneiden unsere Haare. Ich habe zwei lange und dicke Zöpfe. Solche Haare hat sonst niemand in der Reihe. Es tut mir leid um meine schönen Zöpfe, die gleich in einen Sack wandern, aber die Deutschen begutachten mich sehr genau, und ich merke, wie sie mein Haar bewundern. Die Frauen kommen näher, fummeln in den Haaren herum, aber an ihren Gesten sehe ich, dass sie keinen Dreck gefunden haben. Dann folgt ein Gespräch zwischen der Kommission und den Frauen und oh Wunder: Sie schneiden die Haare nicht ab, aber der Dolmetscher fragt, ob meine Mutter oder mein Vater aus einer deutschen Familie stammten. Ich verneine. Oder vielleicht der Opa oder die Oma – mit Gewalt wollen sie aus mir eine Deutsche machen, aber ich wiederhole immer »Nein«. In ihren Augen erkenne ich Unzufriedenheit und Wut und denke mir, dass sie mich an eine deutsche Familie übergeben wollen. Ich scheine etwas von ihrer Rasse zu ha-

ben, die ganz Europa bevölkern soll. Ich war nackt, aber ich spüre, dass ich vor Angst verschwitzt bin.«³

Dies ist die Beschreibung eines von unendlich vielen Beispielen für deutsche Verbrechen im Osten bei der Musterung von Zwangsarbeiterinnen, begleitet von einer fieberhaften Suche nach wenigstens einem Tropfen deutschen Blutes – hier mit einem quasi-erotischen Sadismus; es wird sich an degenerierten Gefühlen befriedigt, an der psychischen Erniedrigung von Millionen junger Frauen, an ihrer Angst und ihren Tränen der Machtlosigkeit.

Die Erwähnung dieses Kapitels, quasi eines Vorspiels zum gesamten späteren Schicksal als Sklavin im Dritten Reich, ist auch deshalb wichtig, weil diese Dinge weder im Bewusstsein der Polen noch der Deutschen präsent sind und lediglich in einem Teil der deutschen Fachliteratur Erwähnung finden.⁴ Mit dem lakonischen Begriff »Desinfektion/Entlausung« mögen in Deutschland auch heute noch humanitäre und die Intimsphäre achtende Handlungen zur Anpassung von »Menschen aus dem Osten« an die Hygienestandards in Hitlers Staat assoziiert werden. Die »Desinfektionen« haben zugleich auch einen rassistischen Aspekt: Es ging ja um beinahe »barbarische« Gebiete, die von »slawischen Untermenschen« bewohnt waren; das Konzept der »neuen Ordnung« im Osten, deren zentraler Punkt der Generalplan Ost war. »Desinfektionen« waren hier der erste Schritt, um sie ihrer Würde zu berauben und sie fürs ganze Leben zu zeichnen. Vor allem für Mädchen aus einer konservativ-religiösen Welt war die Nacktheit vor Männern, die zudem der Nation angehörten, die das Land überfallen hatte, ein traumatisches Erlebnis.⁵ Ein Vorgang, der mehr als fünf Jahre lang in gigantischen Ausmaßen und auf einem riesigen Territorium stattfand.

Die vom Verfasser dieser Zeilen gesammelten Interviews mit den letzten Zeitzeugen lassen keinen Zweifel daran, dass diese

»Bäder/Desinfektionen« für heute 80- bis 90-jährige Frauen immer noch traumatische Erlebnisse darstellen.⁶

In seinem großartigen Buch stellt Jan Maria Piskorski fest, die Behandlung von Zwangsarbeitern sei ein Problem, das immer noch nicht vollständig erforscht wurde, da es an glaubwürdigen Quellen mangle, die allgemeine Aussagen ermöglichen würden. Die mit viel Mühe durchgeführten Interviews ergänzen die vorhandenen Archivalien.

Welche Haltung war vorherrschend? Zu Verbrüderungen kam es eher in Kleinstädten und Dörfern. Unter jungen Deutschen dominierte oft Fanatismus. In den Briefen und Erinnerungen der Polinnen und Polen liest man überwiegend von schlechter Behandlung, Schlägen, Stehlen von (fehlenden) Lebensmitteln, dramatischen sanitären Bedingungen und von zahlreichen Suiziden. Irena Skibińska, die mit 15 deportiert und zu schwerer Fabrikarbeit in Deutschland gezwungen wurde, erinnerte sich vor allem an den »Hunger, der uns Tag und Nacht begleitete.« Die tägliche Behandlung beschreibt sie kurz: »schlimmer als Vieh.«⁷

WENIG BEWUSSTSEIN IN POLEN

Das Verhältnis zwischen dem Ausmaß der Zwangsarbeit im besetzten Polen, dem beeindruckenden Forschungsstand⁸ und dem Wissensstand in der polnischen Bevölkerung zu dem Thema ist geradezu beschämend. Der von dieser Form der NS-Politik betroffene Teil der Polen existiert nicht nur ganz am Rande der polnischen Erinnerung an die deutsche Besatzung, sondern nimmt auch deutlich die niedrigste Stellung in der öffentlichen Erinnerung an das nationale Martyrium der Jahre 1939–45 unter deutscher, sowjetischer, slowakischer und litauischer Besatzung ein. Dauerhaft verdrängt wurde dieses Kapitel angesichts der Verteidiger der Westerplatte, der Auschwitz-



Irena Leśniewska-Matzner geb. 1925, hier 1942. Dienstaedchen, Kellnerin
im Ostseebad Horst u. Treptow a.d.Reg^a Staatsarchiv Stettin⁹

Häftlinge, der Opfer meiner Heimatstadt Warschau, die von deutschen Besatzern im September 1939 und während des Warschauer Aufstands ermordet wurden, der Gerechten unter den Völkern, der Mitglieder der Polnischen Heimatarmee sowie der Partisanengruppen, die aus der Zamość-Region vertrieben wurden. Das umfangreiche Archiv mit Erinnerungen in Wort

und Bild, welches die Stiftung Polnisch-Deutsche Aussöhnung in Warschau beherbergt, spiegelt sich nicht in der historischen Erinnerung der polnischen Bevölkerung wider.

HIERARCHIE IN DER VOLKSGEMEINSCHAFT

In den Dokumenten und Fotos, die in dieser und in anderen Einrichtungen aufbewahrt werden, findet sich die ganze Hierarchie der Volksgemeinschaft wieder. In der Dorfgemeinschaft: Förster und Forstamtsleiter, Bauern, Aristokraten, adlige und bürgerliche Landgutbesitzer, Pächter staatlicher Landgüter, Inspekture und deutsche Landarbeiter; im industriell-städtischen Raum: Fabrikanten wie Ernst Heinkel,¹⁰ Beamte, Handwerker, Matronen und »Damen«, Militärpolizisten und Polizisten, Kaufleute, Universitäten, Kirchen beider Konfessionen, Ärzte, die die »Desinfektion« vornahmen, Sachbearbeiter in den Arbeitsämtern, Bürgermeister und Beamte in Tausenden von Kleinstädten – Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft und Bedeutung, die aber in den Augen der »Fremdvölkischen« fast ausnahmslos »deutsche« Pedanterie und Eifer bei der Ausübung der allgegenwärtigen Kontrolle und Ausnutzung der »Fremden« repräsentierten. So wie der Bauer Paul Schulz aus Warthegau, der vom Herbst 1939 an jede Minute im Leben des Hieronim Rybickis [*1925] kontrollierte und dafür sorgte, dass dieser sich nicht einmal kurz hinsetzen konnte und lediglich zwischen 23 und 3 Uhr schlief ...¹¹

Die nationalsozialistische Umformung der Gesellschaft unter Hitler machte die Angehörigen des deutschen Volkes zu materiellen Nutznießern des auf individueller und auf nationaler Ebene durchgeführten Raubes an den eroberten Teilen Europas.¹² Das führte damit gleichzeitig zu ethisch-moralischer Korruption in einem helotischen Imperium. Die Arier sollten ein Volk sein, für das Mitgefühl mit Nicht-Ariern an letzter Stelle kommen sollte (und kam).

ERINNERUNG UND KRITIK AM EIGENEN HANDELN?

Aufgrund des sowjetischen und angelsächsischen Einsatzes wurde die Reflexion über das eigene Handeln während des Krieges zu einem Element des Nachkriegslebens von Millionen von Deutschen. Auf der anderen Seite aber führten Millionen von Bürgerinnen und Bürgern, die im Dritten Reich zu Mit-tätern wurden, ein ruhiges Leben, ohne von ihren Familien, ihrer Umgebung, der Gesellschaft oder zivilgesellschaftlichen Akteuren wie der Kirche kritisch befragt oder gar verurteilt zu werden. Die letzten von ihnen sterben vor unseren Augen und werden nur von ihrem eigenen Gewissen gerichtet.

An dieser Stelle möchte ich die Reflexionen aus der Einleitung Dieter Galinskis vertiefen, die er anlässlich der Ausstellung der Körber-Stiftung unter dem Titel »Das Geheimnis der Versöhnung heißt Erinnerung« verfasst hat, die am 16. April 1985 in Bonn eröffnet wurde. Anwesend waren unter anderem der Gründer der Stiftung, Dr. Körber, Bundespräsident Richard von Weizsäcker und der Bürgermeister von Hamburg, Karl von Dohnany. Dieter Galinski schrieb in seiner Einleitung zum Ausstellungskatalog unter anderem:

»Dieses Vergessen, Verdrängen, Verschweigen ist eigentlich verwunderlich, da die ›fremden Arbeiter‹ immerhin 33 Prozent aller Arbeiter in der Industrie und über 50 Prozent aller Arbeiter in der Landwirtschaft ausmachten. Insgesamt waren es fast zehn Millionen: Albaner, Engländer, Belgier, Dänen, Franzosen, Griechen, Holländer, Italiener, Jugoslawen und andere – vor allem aber Polen und Sowjetbürger. Im Alltag gab es niemanden, der mit ihnen keinen Kontakt gehabt hätte. Auf der Straße konnte jeder die Kolonnen unterernährter Gestalten in Holzschuhen sehen – ob nun in Frankfurt am Main, in Münster, in Regensburg oder in Hamburg.«¹³

DEPORTATIONEN ZUR ZWANGSARBEIT IN DIE PREUSSISCHE PROVINZ POMMERN

Bereits ab Ende September 1939 gab es polnische Zwangsarbeiter in der preußischen Provinz Pommern. Sie wurden auf Landgüter und Bauernhöfe verteilt. Das Dorf Fritzow im Kreis Cammin mag als Beispiel dienen. Dort waren die Zwangsarbeiter während eines der frostigsten Winter des Jahrhunderts 1939–40 auf den Brettern einer Scheune untergebracht. Sie hinterließen mit einem Kopierstift Spuren ihrer Anwesenheit und Gefühle.¹⁴ Sie wussten von den Zerstörungen der Wehrmacht und der Luftwaffe in Polen.¹⁵ Die ersten Transporte der Kriegsgefangenen aus der polnischen Armee wurden in der Feldarbeit eingesetzt. Im Oktober 1940 gab es in der Provinz 18 000 polnische »Zivilarbeiterinnen und -arbeiter« und 9 000 polnische Kriegsgefangene. Diese Angaben aus einem Schreiben der Gestapo in Schneidemühl an das Reichssicher-



Janina Karpińska geb. 1924, hier 1942. Landarbeiterin Bardowick (zweite von rechts). Staatsarchiv Stettin

heitshauptamt vom Oktober 1940 unterscheiden sich von den Zahlen des Polizeipräsidiums in Stettin vom Januar 1940, das auf 34 400 Kriegsgefangene in der Provinz Pommern kam, die überwiegend in der Landwirtschaft beschäftigt waren. Wir können davon ausgehen, dass dort (unter Hinzunahme des Regierungsbezirks Schneidemühl) vom September 1939 bis Ende 1940 über 26 000 Kriegsgefangene und ca. 30 000 bis 35 000 Zivilarbeiter unterschiedlicher Nationalitäten, in der überwiegenden Mehrheit Polen, im Einsatz waren. Die zweite Welle der Arbeiter kam Mitte 1941, als die Zahl der Ausländer 150 000 erreichte. Die dritte Welle folgte dann im Sommer 1944, als die totale Mobilmachung der NS-Wirtschaft eskalierte.

Die Rekrutierung fand anfangs auf freiwilliger Basis statt, die enorme Überbevölkerung der polnischen Dörfer gab den Besatzern Hoffnung auf große Resonanz. Dann ging man zum Zwang über, der über die eingeführten polizeilich-administrativen Strukturen des Besatzungsregimes durchgesetzt wurde. Zusätzlich zu den in den einzelnen Dörfern auferlegten Kontingenten führte man Straßenrazzien durch: Straßen und Kirchen wurden von Polizei und Militär abgeriegelt, 14- bis 17-jährige Mädchen wurden auf ihrem Weg von Dorf zu Dorf entführt. Harte Schläge der deutschen Gewehrkolben hielten ihre entsetzten Eltern auf Distanz.¹⁶

In der Provinz Pommern, wohin Arbeitskräfte aus dem ganzen Gebiet der Zweiten Polnischen Republik in verdreckten Wagons transportiert wurden, hießen die Haupt-Zielbahnhöfe: Schneidemühl, Stargard, Stolp, Labes, Stettin, Neustettin, Kolberg, Deutsch Krone und Greifenberg. Dort, aber auch in anderen Städten in den Regierungsbezirken Stettin, Köslin und Stralsund [Vorpommern] fanden die berüchtigten »Skla-venmärkte« statt. Inspekture von Landgütern, Bauern und Matronen, Polizisten und die Hitlerjugend, die die Polen terrorisierten – sie alle warteten auf Bahnhöfen und in Kinosälen, um Arbeiter auszusuchen, ihnen Arme und Beine abzutasten,

Finger in den Mund zu stecken, um sich zu vergewissern, dass die »menschliche Ware« von guter Qualität war. Diese Sklavenmärkte fanden in jeder deutschen Kreisstadt statt. So erinnert sich M. Tacher an den Bahnhof und die Markthalle in Neugard:

»Im großen Saal nahe des Bahnhofs drängten sich die Leute. Erwachsene, Kinder, Babys in den Armen der Mütter. Haufenweise Gepäck, Koffer und Kinderwagen. Ich weiß noch, dass unter meinem Gepäck sogar meine Geige war, die ich für den Unterricht benutzte. Familien bildeten geschlossene Gruppen. Bald führte man eine große Gruppe deutscher Bauern und Landgutbesitzer in den Saal, und es begann die Begutachtung der polnischen Freiwilligen. Wer allein war, wurde schnell mitgenommen; schwerer war es bei Familien.«¹⁷

Die Publikation »Der Arbeitseinsatz im Deutschen Reich« (Nr. 11–12/1944) gab an, dass die Zahl ausländischer Arbeiter am 30. September 1944 225 190 Personen betrug, was zusammen mit den 81 316 Kriegsgefangenen 306 506 Personen ergab, unter denen 250 000 Polen waren, wobei der Frauenanteil bei 40 Prozent (120 000 Personen) lag. Wenn wir davon ausgehen, dass bis zum Herbst 1943 32 000 Männer in die Provinz Pommern gebracht wurden, machten Ausländer fast 20 Prozent der Einwohner Pommerns aus; man begegnete ihnen vor allem auf dem Land und in Kleinstädten. Die Deportation von Polen nach Westpommern dauerte ununterbrochen bis Ende 1944 an, als nach der Zerschlagung des Warschauer Aufstandes die Bewohner Warschaus, die ab August 1944 aus der Stadt vertrieben wurden, in Pommern ankamen. Die vertriebenen Warschauer (darunter meine Mutter und Großmutter) hatten zuvor furchtbare Bombardements, Mord- und Vergewaltigungsorgien erlebt, für die neben Deutschen auch russische Kollaborateure im Dienst des Dritten Reiches verantwortlich waren. Die Warschauer kamen nach Stolp, Neustettin, Stargard, Kolberg, Schneidemühl und Stettin.

RECHTLICHE DISKRIMINIERUNG UND ANTI-POLNISCHE PROPAGANDA

Ihre Situation wurde durch Erlasse geregelt, hauptsächlich durch die sogenannten Polenerlasse.¹⁸ Das erste Dokument, das die polnischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter betraf, waren die »Allgemeinen Richtlinien über die Beschäftigung und Überwachung polnischer Arbeitskräfte in Pommern«. Der erste Paragraph, der offensichtlich in der Bevölkerung Rückhalt fand, deklarierte sämtliche polnischen Arbeitskräfte grundsätzlich als Angehörige eines feindlichen Staats und eines »fremden Volkstums«. Besonders krasse Hetze fand sich in »Unsere Stellungnahme zur Frage der Polen im Reich« des Bunds Deutscher Osten (Gauverband Pommern) und des Volksbunds für das Deutschtum im Ausland (Gauverband Pommern) – hier lesen wir unter anderem: »Für uns als Deutsche gibt es keinen anständigen Polen, genauso wenig wie einen anständigen Juden. Der Pole steht außerhalb unserer Volksgemeinschaft.« Grauensvoll liest sich auch ein Flugzettel: »Deutsche, seid zu stolz, euch mit Polen einzulassen.«¹⁹

Die vielleicht ersten polnischen Zivilisten kamen schon am 20. September 1939 aus Gdingen (11 Personen).²⁰ Die Einstellungen der »Volksgenossen«, der »gewöhnlichen Deutschen«, gegenüber den Zwangsarbeiterinnen und -arbeitern waren bereits durch Verordnungen, Flugblätter und Rundschreiben beeinflusst, die der Verwaltungsapparat und die Polizei mit deutscher Gründlichkeit produzierte. Ausländerämter stellten Arbeitskarten und Arbeitsbücher her. Im Geiste des Volkes und der Rasse erinnerten sie an den »blutigen« Sonntag in Bydgoszcz und ebenso eindringlich an den angeblichen Hass der Polen gegenüber den Deutschen, die im Verlauf der Jahrhunderte viel Leid durch die Polen erfahren hätten. Aus dieser »Verantwortung« wurde die breite Masse der Deutschen angesprochen, denen eine bestimmte Haltung gegenüber den Polen – Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen – vorgeschrieben

wurde: Sie sollten mit Strenge behandelt werden, man sollte von ihnen ausschließlich Arbeit und Gehorsam verlangen. In einem Flugblatt hieß es, Höflichkeit und Unterwürfigkeit seitens Polen gegenüber Deutschen wurden seien falsch. Deutsche sollten mit Polen nichts gemeinsam haben. Genauso wie um die echten Gefühle der Polen war man scheinbar um das sexuelle Benehmen deutscher Frauen besorgt. Eine polizeiliche Verordnung vom 1. Juni 1942 untersagte das Verlassen der Quartiere zwischen dem 1. Juni und dem 30. September von 21 bis 5 Uhr und zwischen dem 1. Oktober und dem 31. März von 20 bis 6 Uhr, sofern die Arbeit keine anderen Zeiten erforderte. Der nächste Paragraf untersagte die Teilnahme an sonntäglichen kulturellen und gesellschaftlichen Veranstaltungen [Kino, Theater, Jahrmarkt, Strand etc.] sowie an kirchlichen Veranstaltungen für Deutsche und den Besuch von Gaststätten, die keine Räume »Nur für Polen« besaßen.²¹ Gottesdienste für polnische Zivilarbeiter durften einmal im Monat an einem Sonntag zwischen 10 und 12 Uhr stattfinden. Die Arbeiter durften ohne polizeiliche Genehmigung keine Verkehrsmittel benutzen, keine Fahrräder besitzen und benutzen, keine Fotoapparate besitzen und keine Abzeichen tragen. Der fünfte Paragraf der Verordnung machte die Besitzer und die Polizei zu wahren Herren über das Schicksal der Polen. Die Ersteren waren zu täglicher Kontrolle der Arbeit und Freizeit verpflichtet und hatten das Recht, Fälle von »Aufmüpfigkeit« seitens der Polen der Militärpolizei zu melden. Ein Jahr später, als die Zahl der Zwangsarbeiter anstieg, führte man unter anderem eine Verordnung ein, die bedingungslos jeden Kontakt mit Deutschen untersagte, sofern das Arbeitsverhältnis den Kontakt nicht notwendig machte. Ein Symbol für die Stigmatisierung der polnischen Arbeiter war die Pflicht, an der Kleidung sichtbar und unter Androhung einer Strafe einen rautenförmigen, 4,7 cm langen Aufnäher mit dem Buchstaben »P« zu tragen.

LAGER

Im Herbst 1939 wurden Arbeitslager, Ausländerlager, und Gemeinschaftslager errichtet, die nach »Branchen« unterteilt war: Baudienstlager, Marinelager, Waldlager, Reichsautobahnlager, Reichsbahnlager sowie spezielle Frauenlager, beispielsweise das Frauenlager in Stolp [ein Außenlager des Konzentrationslagers Stutthof, Anm. des Hrsg.] – Orte organisierter Ausbeutung der Arbeitskraft. Die meisten von ihnen unterlagen den Kreisbauernschaften. Polinnen und Polen wurden auf Landgütern und Bauernhöfen eingesetzt, bei der Instandsetzung von Straßen, der Melioration und beim Torfabbau.²² Die Baracken waren aus Holz und mit Stacheldraht umzäunt, man durfte nicht in die Stadt gehen. In vielen Lagern führten La-



Stanisława Kobiałko geb. 1926, hier 1942. Arbeiterin Waffen- und Munitionsfabrik Luebeck-Schlutup
Barackenlager (zweite von rechts). Staatsarchiv Stettin

gerführer mit unbegrenzter Macht Bedingungen ein, die sich, was Terror, körperliche Bestrafungen und Hinrichtungen anging, oft wenig von KZs unterschieden. In anderen Fällen, wo die Lagerführer menschlicher waren und mehr Freiheiten im Lager zuließen, war es erträglicher. Stanisław Fik schrieb am 30. November 1943 aus Post Neuwedell, Kreis Arnswalde, an den Hauptfürsorgerat in Warschau: »Im Lager bin ich nackt, und ich bitte Sie um Hilfe, denn ich bin Waise, habe keine Schuhe, Kleidung, Unterwäsche (...) Ich bin im Lager und leide furchtbar.«²³

Die Durchgangslager/Umsiedlungslager in Schneidemühl, Stargard, Barlinchen, Arnswalde, Wangerin, Rummelsburg und Stolp füllten sich wiederum mit Polen, die aus der Zamość-Region, Warthegau, Westpreußen und Warschau ausgesiedelt wurden. Einsatzlager versammelten ab dem Sommer 1944 Arbeiter, die bei Befestigungsarbeiten, beim Bau tiefer Gräben gegen sowjetische Panzer und der Ausstattung derselben mit Minen eingesetzt wurden – auch Frauen.

Steckrüben, Wasser, Kohl, manchmal Pferdefleisch – so sah die Speisekarte in diesen Lagern aus. Zu düsterem Ruhm gelangten vor allem die Reichsautobahnlager, die ab dem Herbst 1939 [bis 1942] entlang der späteren Strecke Berlin–Königsberg unter der Leitung der Deutschen Arbeitsfront (DAF) und des Wehrkommandos II Stettin gebaut wurden. Dort herrschte Hunger, Prügel für kleinere Vergehen waren an der Tagesordnung, die Wachen waren brutal. Juden und russische Kriegsgefangene waren in getrennten Baracken einquartiert, die Sterberate war besonders hoch. Umschulungslager, vier in Pommern, Kitzerow, das Schiff »Bremerhaven«/Stettin und zwei in Vorpommern – Petershagen und Glodenhof – waren Paradiese für sadistische Kommandanten und Wachen. Schläge, »Strafgymnastik«, Arbeit bis zum Umfallen, bleibende Behinderungen als Folge und häufige Todesfälle waren üblich.

ZWANGSARBEIT IN DER INDUSTRIE

Die Zwangsarbeit in der Industrie war in einem größeren Maße als Landarbeit mit Hunger verbunden, mit der Gefahr bleibender Schäden und mit gesundheitlichen Gefahren. Auch Deutsche sahen die Einstellung beispielsweise in den Hydrierwerken Pölitz als eine Art Strafarbeit. Dort wurden starke und gefährliche Chemikalien produziert. Für schwere und gefährliche Montage- und Bauarbeiten wurden meistens Polen und Russen eingestellt. Oft gab es dort Explosionen und Störungen. Polen besaßen keine Schutzkleidung. Die Bedingungen in den Massenquartieren waren katastrophal, zu den häufigsten Erkrankungen, auch in dieser Fabrik, gehörten: Fleckfieber, Lausbefall, Durchfall und Lungenentzündung. Die Sterberate unter den Industriearbeitern war höher als unter Landarbeitern.²⁴

Stettin war ein Sammelbecken für Zwangsarbeiter: Die Natron-Zellstoff- und Papierfabrik in Altdamm nahm schon am 28. November 1939 eine Gruppe von Polen auf; der Stettiner Hafen, Straßenbahn-, Elektrizitätswerke, Gaswerke, Kanalisation und die Reparaturwerkstatt der Eisenbahn folgten. Polen wurden in Kreidegruben auf Rügen eingestellt, in zahlreichen Ziegeleien und Sägewerken.²⁵ Zwei in Karlshagen auf Usedom eingesetzte Polen, Jan Zajac [*1912] und Adam Kędziński [*1915], die im Juni 1943 aus der Zamość-Region deportiert worden waren, erinnerten sich:

»Sie trieben uns zur Arbeit und zurück. Die Lebensbedingungen waren hart, kaum zu beschreiben. Nur eine kleine Gruppe von uns hat überlebt. Sehr viele Menschen kamen beim Bombardement ums Leben. Wir wurden wie Kriegsgefangene behandelt.«²⁶

JUNGE ZWANGSARBEITERINNEN

Das Alter 15-jähriger Polinnen schreckte Restaurant- und Hotelbesitzer nicht davon ab, sich um sie zu bemühen.²⁷ Dazu gehörte auch die 15-jährige Irena Leśniewska in Horst-Seebad.²⁸ Junge Frauen, die zu fliehen versuchten wie Zofia Czarnecka aus Flatow, wurden von der Gestapo in Stettin ins Straflager nach Hohensalza geschickt, wo sie ausgepeitscht wurden, Hunger leiden mussten, wo es furchtbar dreckig war, wo Mädchen wie Tiere von einem/einer Deutschen zum/zur nächsten geschickt wurden. Im Straflager bei den Hydrierwerken in Pöhlitz wurde sie von SS-Leuten ins Gesicht geschlagen. Zu Folterkammern wurden auch Polizeiwachen in Kreisstädten wie Falkenburg, wo die 18-jährige Zofia Czarnecka furchtbar verprügelt wurde. Dabei nässte sie ein, ohne es zu merken ...²⁹

Die Beziehungen zwischen Deutschen und einer riesigen Anzahl von Polinnen, die auf Zehntausende von Landgütern, Bauern, Hotels, Restaurants und Werkstätten verteilt waren, war gekennzeichnet von Willkür und Ausbeutung. Die Frauen arbeiteten als Dienstmädchen, Wäscherinnen und Zimmermädchen bei deutschen »Herrschaften«. Dort waren sie einer fast vollständigen Isolation und Allmacht der deutschen Volksgenossen unterworfen. Dort finden wir die »Grauzone« sexueller Belästigung oder »nur« das »Betatschen« wehrloser, »schöner Polinnen«. Erhaltene Fotos zeigen demütige, leere, alt wirkende Augen der Polinnen und selbstsichere, »arische« Gesichtsausdrücke und leuchtende Augen ihrer deutschen Altersgenossinnen.³⁰

ZWANGSARBEIT IN DER LANDWIRTSCHAFT

Die Lebensumstände der Polen, die in der Landwirtschaft eingesetzt wurden, waren unterschiedlich; »Zivilarbeiter« und Kriegsgefangene durften nicht in Räumen wohnen, die von

Deutschen bewohnt wurden. Sie wohnten also in Schweineställen, in an Kuhställe angebauten Schuppen, in Pferdeställen oder auf Dachböden, wo primitivste hygienische Vorrichtungen fehlten, oft gab es keine Bettwäsche. Bei permanenter, beißender Kälte im Winter frohr der Inhalt der Wasserschüssel zu. Männer wuschen sich am Brunnen, für Frauen bedeutete das Fehlen warmen Wassers und von Hygieneartikeln, auch für den Intimbereich, ein weiteres Trauma. Erinnerungen aus dem Kreis Naugard:

»Die Wohnungen waren einfach nur Löcher, in denen eigentlich Werkzeug oder Viehfutter aufbewahrt wurde. So mussten wir wohnen, im Winter hatten wir keine Öfen und teilweise auch kein Licht, weil manche Bauern um neun Uhr das Licht abschalteten. Wir bekamen zwar Bettwäsche von den Bauern, aber nicht alle, manche hatten nur Woldecken. Bei Frost waren die Wände mit einer Eisschicht bedeckt, die später schmolz und eine schlimme Feuchtigkeit hinterließ.«³¹

Die Arbeit umfasste Feldarbeit, Arbeit auf dem Bauernhof und Dutzende anderer Tätigkeiten. Frauen waren in ihrer Rücksichtslosigkeit den Männern ebenbürtig. Ungeachtet dessen, wie müde die Arbeiter waren, mussten sie Kühe melken, Holz hacken, Wasser tragen, Kartoffeln ausgraben, abends das Pferdegeschirr reparieren. Der Arbeitstag dauerte von Sonnenaufgang bis zum späten Abend. Archivmaterialien zeigen, dass Zwangsarbeiter, die auf dem Land ihren Arbeitgebern zur Verfügung standen, mehr direkter Demütigung ausgesetzt waren als diejenigen, die in Lagern wohnten. Erinnerungen offenbaren diverse Tragödien, die in den offiziellen deutschen Quellen nicht enthalten sind. Mitgefühl und Nächstenliebe gegenüber den polnischen Arbeitern fehlten allerorten. Piotr Stencel, Zwangsarbeiter in Lottin, Kr. Dramburg, schrieb:

»Ich wohnte im Sommer wie im Winter im Pferdestall. Das Haus der Bauern durfte man nicht mal betreten. Es ging mir

sehr schlecht. Die Deutsche Klara Radmann, bei der ich arbeitete, brachte mir Essen in der gleichen Schüssel, in der auch der Hund sein Essen bekam. Sie brachte es immer so, dass ich es kalt essen musste. Meine einzigen Freunde waren die Tiere; das Schnarchen der Pferde, das Blöken der Schafe, das Brüllen der Kühe – das waren Geräusche, die in meinen Ohren freundlich klangen. Als ich sie vernahm, musste ich nicht aufspringen, laufen, Angst haben.«³²

Generell verlangte man von Polen, dass sie an Sonn- und Feiertagen arbeiteten, das Gewissen der Protestanten war weniger christlich als in katholischen Regionen.

S. Krasuski musste sonn- und feiertags arbeiten. Wurden Arbeiten nicht erledigt, rief der Bauer einen Militärpolizisten, der kam und blindlings auf ihn einschlug. Oft beteiligte sich der Bauer an der Bestrafung. Der im Jahr 1943 15-jährige Michał Tardecki, der im Kreis Kolberg auf dem Land arbeitete, erinnerte sich:

»Friedrich Lowe bemerkte einmal, dass ich mich ausruhte. Entrüstet kam er an, schnappte sich den Gummi und fing an, auf mich einzuschlagen. Infolge der Schläge ins Gesicht brach mir ein Knorpel in der Nase. Bis heute habe ich deswegen Beschwerden. Ein Jahr später wurde ich wieder verprügelt. Ich sagte dem Bauern damals, ich hätte keine Kraft mehr, um den Mist zu entsorgen. Die Reaktion des Deutschen war typisch: Er holte einen Wachmann, der mich schlug, bis ich das Bewusstsein verlor. Dann begoss er mich mit kaltem Wasser und befahl, weiterzuarbeiten.«³³

An dieser Stelle sollte daran erinnert werden, dass viele der Hunderttausenden Deutschen aus Pommern, die 1945 ihre Heimat verloren und oft viel Leid erfuhren, selbst Hunderttausende junger Polen, Franzosen, Belgier, Ukrainer, Weißrussen und Russen ihrer Jugend beraubten; sie raubten ihnen

die Freude am Alltag, Schwärmereien und die Faszination für das andere Geschlecht, die man als Heranwachsender erlebt. Durch tägliche Erniedrigungen töteten sie in ihnen das Selbstwertgefühl. Sie verursachten bei ihnen langjährige Traumen und nutzten die jungen Körper bis an die Grenzen der Belastbarkeit aus. Stanisław Wąs erinnerte sich:

»Zu meinen Pflichten als Knecht gehörten hauptsächlich die Feldarbeit und die Pferdepflege. Gerz besaß 80 Hektar Land, darunter 50 Hektar Ackerfläche. Ich bestellte das Land allein. Ich pflügte mit zwei Pferdepaaren: das eine Paar bis zum Mittagessen, das andere danach. Der Deutsche achtete auf ein hohes Arbeitstempo. Niemand wechselte sich mit mir ab.«³⁴

Auch Piotr Kantypowicz gibt an, keine freie Minute gehabt zu haben. Sehr genau in dieser Hinsicht war Alfred Khin, der ihn im Herbst und Winter abends seiner Frau übergab. Die betraute ihn mit dem Rupfen von Hühnern, dem Flickern von Säcken. Protestversuche gegen das »Verleihen« von Zwangsarbeitern erstickten die Bauern, indem sie Fäuste sprechen ließen. Feliks Kuchnowski arbeitete bei seinem Bauern, wurde aber auch dem Nachbarn ausgeliehen. Sein Bauer, Karl Bartz, schlug ihn mehrmals ins Gesicht und sagte, er sei hergebracht worden, um für Deutsche zu arbeiten, nicht für bestimmte Bauern. Aus dem benachbarten Regierungsbezirk Frankfurt liegen uns Berichte über polnische Mädchen vor: die Hände waren geschwollen und mit Blasen übersät, von der Arbeit im Regen fühlten sie sich schmutzig, Läuse plagten sie.³⁵

TRAUMATISIERUNGEN IM VORFELD – FLUCHT VOR BARBARISCHEN MASSAKERN SEITENS DER UKRAINISCHEN AUFSTANDS-ARMEE

Die deutsche Leserin und der deutsche Leser seien an dieser Stelle daran erinnert, dass ein Teil der ankommenden Zwangs-

arbeiter bereits durch unmittelbar vorhergegangene Ereignisse traumatisiert waren. Insbesondere erwähnt seien hier die barbarischen Massaker und Morde in den Jahren 1943–44 unter deutscher Besatzung in Wolhynien und Ostgalizien seitens ukrainischer Nationalisten aus der Ukrainischen Aufrüstungsarmee (UPA). Unter Ausnutzung der Sympathien oder der Neutralität der Deutschen Armee mordeten Nationalisten und Tausende von Bauern vor allem Polen, aber auch Juden und Tschechen, oftmals mithilfe von landwirtschaftlichen Geräten und Äxten – polnische Zivilisten beider Geschlechter, auch Kinder wurden nicht verschont. Die überaus blutige Spur des Verbrechens ukrainischer Nationalisten zeichnete sich durch grausamste Verstümmelungen. Entsetzte Polen flüchteten in die Städte, wo sie Deutschen in die Hände fielen. Stanisław Duda erinnert sich:

»Wir flohen vor den Ukrainern aus Wolhynien. Die Deutschen brachten uns ins Reich zum Arbeiten. Mit unseren Eltern. Sie brachten uns in Viehwaggons nach Butow [Kreis Stargard]. Am meisten litten die Kinder. Sie waren unterernährt, durchgefroren, wurden von den Wachmännern wie Tiere behandelt. Ich kann mit Worten nicht ausdrücken, wie unsere Kinder gelitten haben. Andere »Überraschungen« sollten noch folgen.«³⁶

INNOVATIONEN: TECHNISCH-ORGANISATORISCHE ALPHABETISIERUNG DER POLNISCHEN ARBEITERINNEN UND ARBEITER

Ein wichtiges Thema, das in der deutschen Pommern-Literatur fast nicht vorkommt und aufgrund »politischer Korrektheit« eher nicht exponiert wird, ist das Problem der Sozialisation und technisch-organisatorischen Alphabetisierung des Teils der Polen, der aus Zentral- und Ostpolen nach Westpommern [und nicht nur] kam. Dort wurden sie mit rationaleren Methoden der Arbeitsorganisation, des Ackerbaus, der Organisation von Produktion und Verkauf konfrontiert, mit höher entwickelter

Technik und Mechanisierung, sauberen Bauernhöfen sowie Innovationen in den Städten. Man kann davon ausgehen, dass Männer häufiger die Gelegenheit hatten als Frauen – deren Arbeit sich meist auf einfache manuelle Tätigkeiten beschränkte – sich entsprechende Fertigkeiten anzueignen. In den Erinnerungen der Männer tauchen manchmal positive Bewertungen der Arbeit in Deutschland auf: Sie erlernten neue Fähigkeiten in der Bedienung von Motoren und Maschinen, sie lernten die Geheimnisse der Lanz-Bulldog-Traktoren kennen sowie moderne Methoden der Instandsetzung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, zahlreiche Werkzeuge und solide Maschinen.

Allerdings stand die Vermittlung von Fähigkeiten nicht mehr in der durch die Bismarck-Generation gepflegte Tradition des Kulturträgers gegenüber dem »barbarischen«, zu kultivierendem Osten. Die Konfrontation mit moderner Technik war vielmehr geprägt von rassistischen Vorstellungen, laut der es eine Zeitverschwendung (beziehungsweise explizit untersagt) war, die Polen mittels der angeblich überlegenen deutschen Kultur assimilieren zu wollen. Slawen sollten im nationalsozialistischen Weltbild in den Osten umgesiedelt oder »entfernt« werden und als Wanderarbeiter den Deutschen zur Verfügung stehen. Ausbildung, Bildung und Kultur allgemein waren nicht vorgesehen.

SOZIALE ISOLATION UND VEREINZELUNG DER ZWANGSARBEITERINNEN UND ZWANGSARBEITER AUF DEM LAND

Kontakte und Formen des sozialen Zusammenlebens, der Unterhaltung und Kultur im Kreise Gleichaltriger wurden durch eine Zusammenarbeit der Landwirte und Militärpolizei systematisch verhindert. Auf diese Weise wurden sie zur Einsamkeit in dunklen, kalten Zimmern gezwungen, Kontakt gab es nur zum Bauer selbst und seiner Familie. Das hatte eine Abstump-

fung und eine Verfestigung des sozialen Analphabetismus zur Folge. Aus den Paketen, die aus der Heimat kamen, entfernte man polnische Bücher und Zeitungen; man schränkte das Praktizieren von Religion ein.

Barbara Sznajderska (Lach) aus einem Dorf bei Kolberg erinnert sich an das tragische Ende einer von polnischen Jugendlichen organisierten Tanzveranstaltung (es wurde auf nur einer Mundharmonika gespielt). Sie wurden von Deutschen umkreist, die »Jagd« machten auf die weglaufenden Polinnen und Polen, auf sie schossen und mit Fäusten und Knüppeln zuschlugen. Ein Pole, der auf der Flucht in die Persante sprang, wurde am Kopf getroffen und ertrank.³⁷

AUSWIRKUNGEN DER POLENFEINDLICHEN PROPAGANDA IM ALLTAG

Man kommt kaum umhin, das Panorama des Schicksals der polnischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter am Arbeitsort zu ergänzen um die Anfeindungen in der Öffentlichkeit, auf der Straße. Die anti-polnische und rassistische Propaganda nährte eine aggressive und feindselige Stimmung, die zusätzlich durch im Radio gesendete Reden von Hitler und Goebbels, Parteifeiern, Führer-Geburtstage, HJ- und BDM-Märsche etc. verstärkt wurde. Am schlimmsten war es wohl in Dörfern und Kleinstädten. Beschimpfungen wie »Du polnisches Schwein!« waren hier gang und gäbe. Hier waren Polen durch den täglichen Kontakt mit Deutschen häufiger als in Städten gezwungen, ihre Mützen abzulegen, auf dem Bürgersteig Platz zu machen und die Abneigung und Aggression zu spüren, die im Verlauf von zwei Jahrzehnten unter anderem von konservativen, protestantischen Nationalisten aus der ehemaligen Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) und ihrem Organ, der »Pommerschen Tagespost«, gesät worden waren.

Militärpolizisten entwickelten oft ein obsessives und fanatisches Interesse an der soliden Anbringung des Buchstabens »P«, wie zum Beispiel im Mai 1941 bei einem Polen und einer Polin, die in einer Gaststätte im Dorf Zeitlitz im Kreis Regenwalde angestellt waren.³⁸ Als eine Form der Bestrafung polnischer Arbeiter, in deren Baracke ihre Besitzerin Musik und Alkoholkonsum festgestellt hatte, was zur Folge hatte, dass einer von ihnen am Sonntag der Arbeit fernblieb, schlug ein Militärpolizist aus Plathe harte Maßnahmen vor. Gefahr drohte auch seitens der sich auf Heimaturlaub befindenden Soldaten. Für junge ausländische Arbeiterinnen und Arbeiter und deren Kinder waren weiterhin Gruppen von Dorfjugendlichen gefährlich. Letztere waren beeinflusst von der Propaganda im Deutschen Jungvolk, der Hitlerjugend und nationalsozialistischen Internaten (Nationalpolitische Erziehungsanstalten (Napolita) und Adolf-Hitler-Schulen (AHS)). Dort wurden Nachrichten über deutsche »Siege an allen Fronten« freudig verfolgt oder, aufgrund ihres zunehmenden Ausbleibens, frustriert zur Kenntnis genommen. Beide Gefühlsregungen manifestierten sich hin und wieder in Form von körperlichen Angriffen auf polnische Jungen und Mädchen, inklusive Faustschlägen und Steinwürfen. Polnischen Mädchen wurde von Hitlerjugendlichen ins Gesicht gespuckt.³⁹

ERSTE ERGEBNISSE DES PROJEKTS »ZWANGSARBEIT IN WESTPOMMERN 1939–1950 IN DER ERINNERUNG VON POLEN UND DEUTSCHEN« ZUR WAHRNEHMUNG »DER DEUTSCHEN«

Im Rahmen des Projekts »Zwangsarbeit in Westpommern 1939–1950 in der Erinnerung von Polen und Deutschen« kristallisiert sich in den Erinnerungen polnischer Zeitzeugen eine Wahrnehmung »der Deutschen« heraus, die die Sicht des polnischen Intellektuellen Antoni Grzymała-Siedlecki widerspiegelt, der im Herbst 1944 schrieb: »Wenn [der Nazi-] Mechanismus der Psyche einmal ins Rollen kommt, egal in welche

Richtung, funktioniert er mehr oder weniger wie eine Lokomotive. Solange er nicht entgleist, hält er zu hundert Prozent die Spur des Befehls. Eine blinde Kraft, eine erschreckende Seelenlosigkeit steckt in ihm, der seine Aufgaben erfüllt. Wenn andere Europäer geplant handeln, kommt immer irgendein Moment der Auflockerung, der spontanen Impulse, der Zweifel – ein Nazi, der seine Pflicht erfüllt, legt seinen geistigen Apparat lahm, lässt keine Schwäche zu und führt den Befehl mit höchster Präzision aus.«⁴⁰

Wie ein roter Faden ziehen sich der Eifer der »durchschnittlichen« Deutschen in der Rolle des Besitzers, Aufsehers und oft des Vollstreckers sowie die allgegenwärtige Kontrolle durch die Erzählungen ehemaliger Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Zu den wichtigsten Elementen der Erinnerung der Zeitzeugen gehören: 1) die Intensität des Kontakts zwischen ihnen und Deutschen, die allgegenwärtige Überwachung jeder Handlung während der Arbeit und Freizeit, was den Eindruck erweckte, dass sich die deutschen Volksgenossen beinahe freiwillig in eine Verlängerung des Arms des Führers im Umgang mit dem »fremdvölkischen Volkstum« verwandelten; 2) die Assoziierung dieser Haltung mit dem Charakter des größten Teils der deutschen Bevölkerung; 3) die Assoziierung emotionaler Kälte, eines »kalten Herzens«, eines Gefühls der Überlegenheit und der Gewissheit des Endsiegs mit zivilisatorischen Tugenden, der Effektivität des Handelns mit einer bedingungslosen, aber aktiven Unterordnung gegenüber allen Befehlen von oben, darunter der Bestrafung der Zwangsarbeiter für jedes genommene Ei, Stück Brot, jede Handvoll Korn. Man sah hier eine Bindung des Regimes an den »durchschnittlichen« Deutschen, der in diesen Vergehen eine Schwächung der »Verteidigungsfähigkeit« des Dritten Reiches sah.

Wenn wir das Bild des »guten« Deutschen betrachten, beschränkte sich seine Güte in der Regel auf eine gute Behandlung und gute Ernährung, wobei das mörderische Arbeitsregime

gegenüber dem Zwangsarbeiter oder der Zwangsarbeiterin aufrechterhalten blieb und der Arbeitstag oft von Sonnenaufgang bis nach Sonnenuntergang dauerte. Auch dieser Deutsche nahm den neuen Status des Sklavenbesitzers ohne sichtbare moralische Zweifel an.

Übersetzt aus dem Polnischen von Marek Weber.

Anmerkungen

1 Der gerade 16-jährige, nach Beschreibungen noch sehr kindliche, polnische Zwangsarbeiter Walerjan Wróbel wurde bei einem Fluchtversuch straffällig. Er wurde im Juli 1942 zum Tode verurteilt. Die Vollstreckung erfolgte im August. Der Fall wurde in den 1980er Jahren als Beispiel für die Unrechtsjustiz der nationalsozialistischen Herrschaft bekannt und 1990 verfilmt. 1987 befasste sich das Landgericht Bremen mit der Rechtmäßigkeit des Urteils und hob es auf. [Anm. des Hrsg.]

2 (Schminck-Gustavus, Christoph U.: Das Heimweh des Walerjan Wróbel. Ein Sondergerichtsverfahren 1941/42, Berlin-Bonn: Dietz 1986, S. 106).

3 Białecki, Tadeusz: Wybór, opracowanie i wstęp: Piotr Zaremba, Posłowie, Z nadodrzańskiej ziemi. Wspomnienia Szczecinian, Poznań: Wydawnictwo Poznańskie 1974, S. 300–301. Vgl. Lord Russel of Liverpool: Pod biczem swastyki. Krotka historia hitlerowskich zbrodni wojennych, [Originaltitel: »The Scourge of the Swastika. A short History of Nazi Scourge of Nazi War Crimes«] Warszawa: Czytelnik, 1959, S. 176–177. Der folgende Auszug stammt aus einem Dokument, das man bei einem deutschen Kriegsgefangenen fand: »In Frauenbädern arbeiteten manchmal auch Männer, die den Frauen sogar beim Einseifen ihres Körpers halfen. Männer fotografierten Frauen in den Bädern. Die meisten der Frauen waren ukrainische Bäuerinnen, die sehr sittenstreng und bescheiden sind; eine solche Behandlung müssen sie als Missachtung ihrer Menschenwürde empfunden haben.«

4 May, Herbert (Hrsg.): Zwangsarbeit im ländlichen Franken 1939–1945, Bad Windsheim: Verlag Fränkisches Freilandmuseum in Bad Windsheim, 2008, S. 54. Dort liest man über Stefan W., der im März 1941 gefangen und ins Durchgangslager in Krakau gebracht wurde, »wo die Deportierten unter unwürdigen Umständen »entlaust« und medizinisch auf Tauglichkeit untersucht wurden.«

5 Vgl. beispielsweise das ärztliche Attest einer 18-jährigen, nach Franken deportierten Ukrainerin [4.6.1943 r.], ausgestellt durch eine deutsche Ärztekommision in Kiew, in: May: Zwangsarbeit, S. 56.

6 Erinnerungen von Walentyna Walkowiak, Mädchenname Wielińska, wohnhaft in Stettin, geb. 9.2.1925 in Gostyń [Woiwodschaft Posen], deportiert im Dezember 1940 in die Munitions- und Waffenfabrik Lübeck-Schlutup – »Desinfektion vor Ort in Lübeck«; Erinnerungen von Irena Kosciów, Mädchenname Semczyk, geb. 14.01.1927 in Czaszyn, Kreis Lesko, deportiert am 16.01.1943 über Krakau [dort »desinfiziert«] in die Vereinigte Textil-Werke K.H. Barthel & Co., Werke Zwittau, Sudetengau. Dort hat sie bis Kriegsende gearbeitet.

7 Piskorski, Jan Maria: Wygnańcy. Przesiedlenia. Uchodźcy w dwudziestowiecznej Europie, Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe 2010, S. 114–115, 117. Auf deutsch erschienen unter Piskorski, Jan M.: Die Verjagten: Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts, München: Siedler, W J 2013.

8 Siehe beispielsweise Pospieszalski, Marian Karol: Polska pod niemieckim prawem 1939–1945 (Ziemie Zachodnie), Poznań: Wydawnictwo Instytutu Zachodniego 1946; Madajczyk, Czesław: Polityka III Rzeszy w okupowanej Polsce, Band 1, Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe (1970); Łuczak, Czesław, Wybór i opracowanie: Dyskryminacja Polaków w Wielkopolsce w okresie okupacji hitlerowskiej. Wybór źródeł, Poznań: Instytut Zachodni 1975; Pilichowski, Czesław (Hrsg.) (Einleitung von Bafia Jerzy): Zbrodnie i sprawy. Ludobójstwo hitlerowskie przed sadem ludzkości i historii, Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe 1980, Artikel in dieser Publikation, u. a.: Kasperek Józef: Niektóre aspekty werbunku na przymusowe roboty do III Rzeszy z dystryktu lubelskiego, S. 419–444; Sułek, Jerzy, Józef Lipiec und Henryk Piskunowicz (Hrsg.): Zachować pamięć. Relacje i wspomnienia obywateli polskich z pracy niewolniczej i przymusowej na rzecz III Rzeszy, Warszawa Band 1-2, Warszawa: Wydawnictwo Fundacji Polsko-Niemieckiej »Pojednanie« 2005–2006.

9 Ich danke Herrn Marek Lupa, Archivar des Staatsarchivs in Stettin für seine Hilfe bei der Auswahl der Bilder.

10 Budrass, Lutz: »Zur Heinkel-Ausstellung“, in: Zeitgeschichte regional, 6. Jg. H. 2 (2002) S. 91–97. Ernst Heinkel gründete 1922 die Ernst Heinkel Flugzeugwerke und Warnemünde und kooperierte später mit Wernher von Braun und den Versuchsanstalten in Peenemünde. Das Flugzeug Heinkel H176 wurde in Peenemünde erprobt. [Anm. des Hrsg.] Zu Heinkels Initiative zur Hinzuziehung polnischer und jüdischer Arbeitskräfte aus dem Generalgouvernement im Juli 1942 siehe Seeber, Eva: Robotnicy przymusowe w faszystowskiej gospodarce wojennej. Deportacja i wyzysk obywateli polskich ze szczególnym uwzględnieniem położenia robotników z tzw. Generalnego Gubernatorstwa (1939–1945) (Zwangsarbeiter in der faschistischen Kriegswirtschaft: die Deportation und Ausbeutung polnischer Bürger unter besonderer Berücksichtigung der Lage der Arbeiter aus dem sogenannten Generalgouvernement, 1939–1945), ins Polnische übersetzt von Meder Józef Marian, Warszawa:

Książka i Wiedza 1972.

11 Rybicki, Hieronim: *Utracona młodość. Wspomnienia i refleksje z okresu wojny i okupacji 1939–1945*, Słupsk: Wydawnictwo Akademii Pomorskiej w Słupsku 2008, S. 76. Zum Dorf Gościerzyn, Kreis Znin, Warthegau, über die Arbeit bei Paul Schulz heißt es: »Auf dem Hof gab es immer irgendwas zu tun, auch wenn es sinnlose Arbeit war – die Zeit musste komplett ausgefüllt werden. Das war die Hauptdevise in diesem System der Versklavung: Der Arbeiter sollte keine Zeit zum Verschmaufen haben und vollständig ausgenutzt werden. Es gab keine Normzeiten, keine täglichen Arbeitslimits ...«

12 Siehe Aly, Götz: *Państwo Hitlera: [Hitlers Volksstaat]*, Übersetzung Wojciech Łygaś, Gdańsk: Oficyna Wydawnicza FINNA 2006. Für einen großen Teil der polnischen Intellektuellen, darunter der Germanisten, waren die Enthüllungen über die jungen Jahre Heinrich Bölls erschütternd, der in der Besatzungszeit in Frankreich war, wo er für Franzosen zu einem der Millionen deutscher Soldaten »Doryphores«, also Kartoffelkäfer, wurde, die alles leerkauften und wie Kamele bepackt auf Heimaturlaub zu ihren Familien fuhren. Ebd., S. 126, 130–134, 142.

13 Galinski, Dieter: »Drodzy Polacy zwiedzający wystawę!« Hamburg, Juni 1987, in: *Tajemnica pojednania jest PAMIĘĆ. Robotnicy przymusowi i jeńcy wojenni w »Trzeciej Rzeszy«*, Hamburg: Körber-Stiftung 1987, S. 7. Auf Deutsch erschienen unter »Das Geheimnis der Versöhnung heißt Erinnerung: Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene im »Dritten Reich««; eine Ausstellung, Hamburg: Körber-Stiftung 1987.

14 Die Beschriftungen in der Scheune stammen aus der Zeit zwischen dem 20. Januar und dem 24. März 1940. Kurka, Grzegorz: *Pamiętnik robotnika przymusowego z majątku von Puttkamerów we Wrzosowie*, [Manuskript], Kamień Pomorski 2011.

15 Siehe Ausstellung Szczecin i jego mieszkańcy w okresie II wojny światowej, Autor der Ausstellung: Tomasz Ślepowroński, Instytut Historii i Stosunków Międzynarodowych, Szczecin, Pl. Lotników, Eröffnung: 1. September 2009 [Feierlichkeiten in Stettin unter dem Namen: »Pogranicze Pamięci i Pojednania.« Szczecin 1939–2009].

16 Erinnerungen von Anastazja Szwarz, wohnhaft in Pomierzyn, Woiwodschaft Westpommern, geb. 1.11.1925 in Świebodna bei Pruchnik, Kreis Jarosław, deportiert im Februar/März 1942 ins Dorf Wiesenthal, Kreis Forchheim in Oberfranken, wo sie sich bis zum Kriegsende befand.

17 Golczewski, Kazimierz: »Powiat nowogardzki w latach drugiej wojny światowej«, in: Golczewski, Kazimierz (Hrsg.): *Z dziejów ziemi nowogardzkiej*, Poznań-Szczecin: Wydawnictwo Poznańskie 1971, S. 79.

18 Die »Polenerlasse« vom 8. März 1940 schufen diskriminierend-rassistische Sonderregelungen hinsichtlich der Arbeits- und Lebensbedingungen der polnischen »Zivilarbeiter«, de facto Zwangsarbeiter. [Anm. des Hrsg.]

19 »Allgemeine Richtlinien über die Beschäftigung und Überwachung polnischer Arbeitskräfte in Pommern« Stettin, den 14. Februar 1940, unterschrieben: »Der Präsident des Landesarbeitsamtes Pommern, Boening, Der Landesbauernführer, Bloedorn«, id. Man beschrieb ausführlich die »Gräueltaten der Polen«: »Deutsches Volk! Vergiß nie, daß die Gräueltaten der Polen den Führer zwangen, mit seiner bewaffneten Wehrmacht unsere Volksdeutschen zu schützen. Der September 1939 hat auf volksdeutscher Seite in Polen 58 000 Opfer gefordert.« id. »Deutsche, seid zu stolz, euch mit Polen einzulassen!“ Darin unter anderem folgende Parolen: »Gebt den Polen auch sonst keine Vergünstigungen“, »Seid gegenüber den Polen selbstbewußt«, »Haltet das deutsche Blut rein«, »Größte Vorsicht im Umgang mit Kriegsgefangenen«, »Denkt vor allem an die Spionagegefahr«, dokumentiert in: Archiwum Państwowe w Szczecinie, Zbiór Dr Bogdana Frankiewiczza 1923–2003, Sign. 134. [i. F.: AP Szczecin].

20 Frankiewicz, Bogdan: »Z dziejów gospodarczych powiatu łobeskiego w okresie II wojny światowej«, in: Tadeusz Białecki (Red.): Z dziejów ziemi łobeskiej, Szczecin Instytut Zachodniopomorski 1971, S. 151.

21 Archiwum Państwowe Szczecin, Starostwo Powiatowe w Łobzie, Nr 274, Gend-Meister Kreis Regenwalde an den Landrat in Labes, 30.05.1940, bezüglich der Klärung von Uhrzeiten, in denen Polen an ihren Einsatzorten Gaststätten besuchen dürfen sollten: »Der Aufenthaltsraum liege abgesondert und ist durch einen besonderen Eingang zu erreichen. Am Eingang ist ein Plakat mit der Aufschrift anzubringen: »Eintritt nur für Zivilpolen gestattet.« (i. F.: AP).

22 Frankiewicz, Bogdan: Hitlerowskie obozy pracy przymusowej oraz obozy karne i jenieckie na terenie Szczecina w latach II wojny światowej, in: Przegląd Zachodniopomorski, 4 (1965), S. 117–139.

23 Gasztold, Tadeusz: Polacy na robotach przymusowych w rolnictwie Pomorza Zachodniego 1939–1945, Gdańsk: Wydawnictwo Morskie 1971, S. 105, Fußnote 65.

24 Frankiewicz, Bogdan: Praca przymusowa na Pomorzu Zachodnim w latach II wojny światowej, Poznań: Wydawnictwo Poznańskie 1969, S. 123.

25 Frankiewicz, Bogdan: Praca przymusowa, S. 33–37, 135–136.

26 AP Szczecin, Zbiór Dr Bogdana Frankiewiczza 1923–2003, Nr 44. Erinnerungen vom März 1987.

27 Kern, Henryk, geb. 1925 in Lodz, ab 1940 in einem Hotel in Stralsund, in: Aniszewska, Jolanta, Clemens, Petra, Misgajski, Susanna: Miejsca pracy przymusowej Polaków w Stralsundzie i Stargardzie, Rostock: Stadtdruckerei Weidner (2011), S. 55.

28 Erinnerungen von Irena Leśniewska, wohnhaft in Lehrte, geb. 1926 in Lodz, von wo sie im April 1941 deportiert wurde. Von da an bis Kriegsende in Horst-Seebad, Rewahl und Treptow als Dienstmädchen und Kellnerin. [Manuskript]

29 Czarnecka, Zofia: Wspomnienia młodej dziewczyny z czasów okupacji hit-

lerowskiej 1939–1945, Drawsko, Dezember 1958. [Manuskript] Czarnecka Zofia, wohnhaft in Drawsko, geb. 1925 in Piaseczno bei Warschau. Ab 1941 Zwangsarbeit auf einem Bauernhof bei Drawsko, 1942 Gestapo-Gefängnis in Kutno, Gefängnis in Thorn, Straflager in Hohensalza, 1944 dann Dienstmädchen in Falkenburg, Gestapo-Gefängnis in Stettin, Zwangsarbeit in den Hydrierwerken in Pölitz, ab Januar 1945 auf einem Bauernhof bei Falkenburg.

30 Fotos aus dem Album von Antonina Abramiuk aus Stettin, geb. 1929 in Busko Zdrój, 1941 mit ihrer Familie auf ein Landgut in Üfingen bei Braunschweig gebracht, 1943 von den Eltern getrennt, als Dienstmädchen in Steierberg, im Haus des Oberingenieurs Wilhelm Werz, 1944 zur Gartenarbeit in Nortenhof bei Braunschweig eingeteilt, wo sie bis Kriegsende blieb. Das erwähnte Foto zeigt die Familie Werz.

31 Golczewski, Kazimierz: Powiat nowogardzki, S. 79–80.

32 Stencel, Piotr: »Lotyń w latach 1939–1945«, Manuskript, in: Stacja Naukowa Polskiego Towarzystwa Historycznego w Słupsku, in: Tadeusz Gasztold: Polacy, S. 118.

33 Tardecki, Michał: »Wspomnienia«, Manuskript, in: Stacja Naukowa Polskiego Towarzystwa Historycznego w Słupsku, in: Gasztold Tadeusz: Polacy, S. 147.

34 Wąs, Stanisław: »Wspomnienia«, Manuskript, in: Stacja Naukowa Polskiego Towarzystwa Historycznego w Słupsku, in: Gasztold Tadeusz: Polacy, S. 123.

35 Golczewski, Kazimierz: »Powiat chojeński na przełomie lat 1944–1945«, in: Białecki, Tadeusz (Hrsg.): Z dziejów ziemi chojeńskiej, Szczecin: Instytut Zachodniopomorski 1969, S. 178.

36 Gasztold, Tadeusz: Polacy, S. 72.

37 Kroczyński, Hieronim: »Sytuacja jeńców i robotników przymusowych na ziemi kołobrzesckiej w okresie II wojny światowej«, in: Gaziński Radosław: (Red.), I Konferencja Naukowa »Dzieje wsi pomorskiej«, Włociscibórz: Dygowski-Szczecin: Wydawnictwo Alta Press (2004), S. 43–44.

38 AP Szczecin, Starostwo Powiatowe w Łobzie, Nr. 268 Fol. 123–134: Bez.-Oberwachmeister d. Gend. A. W. Stahlke, Tätigkeitsbericht über die am 7. und 8.5. 1841 vom Polenüberwachungskommando im Kreis Regenwalde durchgeführten Strafe: »Die bei dem Gastwirt Walter Richart in Zeiltitz beschäftigte Polin Luci Peszarski und der Pole Franz Grabowski hatten ihre P-Zeichen falsch angebracht, teilweise fehlten dieselben ganz. R. wurde angewiesen, die Polen schärfer zu überwachen.«

39 Erinnerungen von Janina Habelman, wohnhaft in Stettin, geb. 1921 in Międzyzlesie bei Warschau, ab Juni 1940 Zwangsarbeiterin im Dorf Götemitz auf Rügen, in Franzburg, bei Deutsche Krone und bei Bydgoszcz. Der Spuckvorfall ereignete sich in Franzburg; Gasztold: Polacy, S. 182.

40 Siedlecki-Grzymała, Antoni: »Sto jedenaście dni letargu«, in: Glensk, Jo-

achim (Hrsg.): Niemcy w opinii własnej i świata, Poznań: Wydawca Instytut Zachodni 1994, S. 95.

Literaturverzeichnis

Bialecki, Tadeusz: Wybór, opracowanie i wstęp: Piotr Zaremba, Połowie, Z nadodrzańskiej ziemi. Wspomnienia Szczecini-an, Poznań: Wydawnictwo Poznańskie 1974.

Budrass, Lutz: »Zur Heinkel-Ausstellung«, in: Zeitgeschichte regional, 6. Jg. H. 2 (2002) S. 91–96.

Czarnecka, Zofia: Wspomnienia młodej dziewczyny z czasów okupacji hitlerowskiej 1939–1945, Drawsko, Dezerber 1958. [Manuskript]

Frankiewicz, Bogdan: Praca przymusowa na Pomorzu Zachodnim w latach II wojny światowej, Poznań: Wydawnictwo Poznańskie 1969.

Frankiewicz, Bogdan: »Z dziejów gospodarczych powiatu łobeskiego w okresie II wojny światowej«, in: Tadeusz Bialecki (Red.): Z dziejów ziemi łobeskiej, Szczecin Instytut Zachodniopomorski 1971, S. 151.

Galinski, Dieter: »Drodzy Polacy zwiedzający wystawę!« in: Tajemnica pojednania jest PAMIĘĆ. Robotnicy przymusowi i jeńcy wojenni w »Trzeciej Rzeszy«, Hamburg: Körber-Stiftung 1987, S. 7.

Gasztold, Tadeusz: Polacy na robotach przymusowych w rolnictwie Pomorza Zachodniego 1939–1945, Gdańsk: Wydawnictwo Morskie 1971.

Golczewski, Kazimierz: »Powiat chojeński na przełomie lat 1944–1945«, in: Bialecki, Tadeusz (Hrsg.): Z dziejów ziemi chojeńskiej, Szczecin: Instytut Zachodniopomorski 1969, S. 178.

Golczewski, Kazimierz: »Powiat nowogardzki w latach drugiej wojny światowej«, in: Golczewski, Kazimierz (Hrsg.): Z dziejów ziemi nowogardzkiej, Poznań-Szczecin: Wydawnictwo Poznańskie 1971, S.79.

Götz, Aly: Państwo Hitlera [Hitlers Volksstaat], Übersetzung Wojciech Łygaś, Gdańsk: Oficyna Wydawnicza FINNA 2006.

Kasperek, Józef: »Niektóre aspekty werbunku na przymusowe roboty do III Rzeszy z dystryktu lubelskiego«, in: Pilichowski, Czesław [Hrsg.], Bafia Jerzy: Zbrodnie i sprawcy. Ludobójstwo hitlerowskie przed sadem ludzkości i historii, Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe 1980, S. 419–444.

Kroczyński, Hieronim: »Sytuacja jeńców i robotników przymusowych na ziemi kołobrzesckiej w okresie II wojny światowej«, in: Gaziński Radosław (Hrsg.), I Konferencja Naukowa: Dzieje wsi pomorskiej, Włoscibórz: Dygowo-Szczecin: Wydawnictwo Alta Press 2004.

Kurka, Grzegorz: Pamiętnik robotnika przymusowego z majątku von Puttkamerów we Wrzosowie, [Manuskrypt], Kamień Pomorski, 2011.

Łuczak, Czesław: Dyskryminacja Polaków w Wielkopolsce w okresie okupacji hitlerowskiej. Wybór źródeł, Poznań: Instytut Zachodni 1975.

Madajczyk, Czesław: Polityka III Rzeszy w okupowanej Polsce, Band 1, Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe (1970); Documenta Occupationis, T. I-10, Poznań 1945–2010.

May, Herbert (Hrsg.): Zwangsarbeit im ländlichen Franken 1939–1945, Bad Windsheim: Verlag Fränkisches Freilandmuseum in Bad Windsheim, 2008.

Müller, Thomas: Zwangsarbeit in der Grenzzone. Der Kreis Aachen im Zweiten Weltkrieg, Aachen: Shaker Verlag 2003.

Pilichowski, Czesław [Hrsg.], Bafia Jerzy: [Einleitung], Zbrodnie i sprawcy. Ludobójstwo hitlerowskie przed sadem ludzkości i historii, Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe 1980.

Piskorski, Maria Jan: Wygnańcy. Przesiedlenia. Uchodźcy w dwudziestowiecznej Europie, Warszawa: Państwowe Wydawnictwo Naukowe 2010.

Pospieszalski, Marian Karol: POLSKA pod niemieckim prawem 1939–1945 (Ziemie Zachodnie), Poznań: Wydawnictwo Instytutu Zachodniego 1946.

Pospieszalski, Marian Karol: Hitlerowskie prawo okupacyjne w Polsce. Część 2, Cz. II. Generalna Gubernia, Generalna Gu-

bernia. Wybór dokumentów i próba syntezy, Poznań: 1958.

Russel of Liverpool, Lord: Pod biczem swastyki. Krotka historia hitlerowskich zbrodni wojennych, [Originaltitel: The Scourge of the Swastika. A Short History of Nazi Scourge of Nazi War Crimes], Warszawa: Czytelnik, 1959.

Rybicki, Hieronim: Utracona młodość. Wspomnienia i refleksje z okresu wojny i okupacji 1939–1945, Słupsk: Wydawnictwo Akademii Pomorskiej w Słupsku 2008.

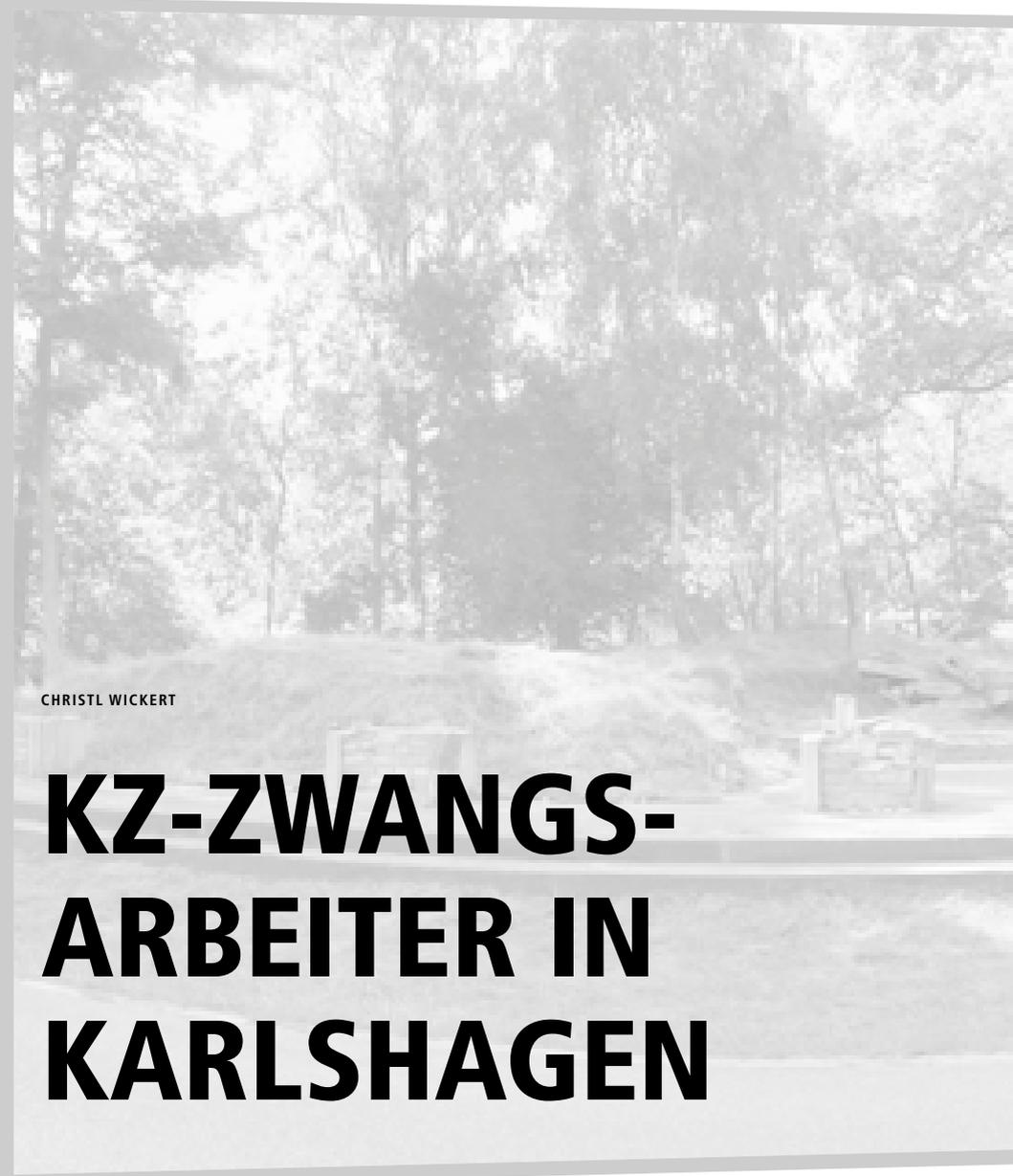
Schminck-Gustavus, Christoph U.: Das Heimweh des Walerjan Wróbel. Ein Sondergerichtsverfahren 1941/42, Berlin-Bonn: Dietz 1986.

Seeber, Eva: Robotnicy przymusowe w faszystowskiej gospodarce wojennej. Deportacja i wyzysk obywateli polskich ze szczególnym uwzględnieniem położenia robotników z tzw. Generalnego Gubernatorstwa (1939–1945), ins Polnische übersetzt von Meder Józef Marian, Warszawa: Książka i Wiedza 1972.

Ślepowroński, Tomasz: Szczecin i jego mieszkańcy w okresie II wojny światowej, (Autor der Ausstellung) Instytut Historii i Stosunków Międzynarodowych, Szczecin, Pl. Lotników, Eröffnung: 1. September 2009 [Feierlichkeiten in Stettin unter dem Namen: »Pogranicze Pamięci i Pojednania.« Szczecin 1939–2009].

Siedlecki-Grzymała, Antoni: »Sto jedenaście dni letargu«, in: Niemcy w opinii własnej i świata, Glensk Joachim : Sammlung und Bearbeitung, Poznań: Wydawca Instytut Zachodni 1994.

Sułek, Jerzy (Vorwort), Lipiec, Józef, Piskunowicz, Henryk: Zachować pamięć. Relacje i wspomnienia obywateli polskich z pracy niewolniczej i przymusowej na rzecz III Rzeszy, Warszawa Band 1-2: Wydawnictwo Fundacji Polsko-Niemieckiej »Pojednanie« 2005–2006.



CHRISTL WICKERT

KZ-ZWANGS- ARBEITER IN KARLSHAGEN

Außenlager des Männer-
lagers Ravensbrück



In den militärischen Versuchsanstalten in Peenemünde gab es zwei Männer-Konzentrationslager, die als Außenlager von Ravensbrück verwaltet wurden. Wie sah das Alltagsleben der KZ-Zwangsarbeiter dort, in Karlshagen, aus? Die Erinnerungen von Überlebenden geben dazu wenig Auskünfte. Auch sind geschlechtsspezifische Unterschiede festzustellen: Männer sprechen, beziehungsweise schreiben kaum über den KZ-Alltag, Frauen gehen dagegen sogar ins Detail. Aufgrund der wenigen verfügbaren Quellen direkt zum KZ-Alltag in Karlshagen werden hier Erzählungen von männlichen Häftlingen zum Überleben im KZ-Komplex Ravensbrück mit einbezogen.

KARLSHAGEN IM KZ-SYSTEM

Das Außenlager Karlshagen I wurde von Mai 1943 bis Februar 1945 von der Luftwaffe und Karlshagen II vom 17. Juni 1943 bis Oktober 1943 von der Heeresversuchsanstalt betrieben. Die beiden Lager gehörten zu den acht Außenlagern des Männerlagers Ravensbrück. »Männerlager« mag überraschen. Tatsächlich ist Ravensbrück meist als Frauen-KZ bekannt, das seit Dezember 1938 von Häftlingen aus Sachsenhausen am Schwedtsee nahe Fürstenberg/Havel errichtet und am 18. Mai 1939 eröffnet worden war. Das Männerlager bestand von 1941 bis 1945.¹ Es wurde am Rande des Frauenlagers neben dem Industriebau errichtet, denn die SS benötigte für den weiteren Lagerausbau männliche Arbeitskräfte und Bauspezialisten. Mit dem verstärkten Zwangsarbeitseinsatz in der Rüstungsindustrie ab 1942 wurden im gesamten KZ-System, so auch in Ravensbrücker Außenlagern, zusätzlich Arbeitskräfte, Männer und Frauen, von der SS »vermietet«.

Das Männerlager und seine Außenlager unterstanden dem Ravensbrücker Kommandanten. Die innere Verwaltung müssen wir uns als eine gesonderte Unterabteilung neben den aus den KZs bekannten Fachabteilungen Kommandantur, Politische Abteilung, Schutzhaftlager, Arbeitseinsatz, Medizinische Abteilung, Schulungsabteilung und Wachmannschaften vorstellen.² Alle Kontakte zur Zentrale aller Konzentrationslager in Oranienburg, der Amtsgruppe D des SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamtes, und anderen KZs liefen über die entsprechenden Fach-Abteilungen/Abteilungsleiter.

FAKTEN ZUM KZ-ZWANGSARBEITSEINSATZ IN KARLSHAGEN

Nach dem überlieferten Nummernbuch lebten in Karlshagen I durchschnittlich 1 200 Männer aus der Sowjetunion, Polen, Frankreich und den Niederlanden. Insgesamt befanden sich

hier in der Zeit des Bestehens des Lagers 1 800 Häftlinge.³ Das Lager hatte vier Unterkunftsbaracken sowie Funktionsbaracken für Küche, Lager, Revier und Wäscherei, die durch einen Stacheldrahtzaun und Wachtürme gesichert waren. Die SS-Baracken befanden sich vor dem Lagereingang an der Straße zum Flugplatz und zum Werk. Die 650 Häftlinge des Lagers Karlshagen II waren im Untergeschoss der Halle F 1 des Heereswaffenamtes untergebracht.

Der Arbeitseinsatz wurde in zwei 12-Stundenschichten geleistet: Im Auftrag der Luftwaffe erfolgten durch Häftlinge des Lagers Karlshagen I Abschlusserprobungen der V1⁴, Verlängerung der Startbahn für das Jagdflugzeug M3 163⁵, Bau von Abschussrampen, Erdarbeiten wie z. B. Bau von Schutzwällen, Bombenentschärfung, Aufräumarbeiten nach Bombenschäden sowie Verladearbeiten im Hafen von Peenemünde. Das berüchtigtste Kommando war der »Bunkerbau«: 400 Häftlinge mussten einen großen Bunker errichten, um die Produktion vor Bombenangriffen zu sichern. Die Hälfte soll hierbei ums Leben gekommen sein.⁶ Im Rahmen des »Jägerprogrammes« wurden ab September 1944 Flakgeschosse und V-Waffen produziert, bevor im Januar 1945 vor der herannahenden Front alle Erprobungen eingestellt wurden.

Die seit dem 17. Juni 1943 in Karlshagen II eingesetzten Häftlinge hatten Bau- und Montagearbeiten für die Einrichtungen der Heeresversuchsanstalt Peenemünde zu verrichten, erste Fertigungsarbeiten an der V1 auszuführen und die Vorbereitungen für den Bau eines Lagers für 2 500 Häftlinge zu treffen. Nach einem Bombenangriff entschied die Leitung des Heereswaffenamtes die Untertageverlagerung nach Mittelbau am 13. Oktober 1943.⁷

Von Conrad Finkelmeier⁸, dem Lagerschreiber, und Karl Gerber⁹, einem der Blockältesten, der auch in mehreren Außenlagern eingesetzt war, wissen wir einiges über die Insassen des



Überreste der Fertigungshalle F1 für die V2, in der sich auch das KZ Karlshagen II befand, September 2013 Jikeli

Männerlagers und seiner Außenlager: Unter den Inhaftierten waren politische Häftlinge aus allen europäischen Ländern. Nicht wenige waren Zeugen Jehovas, die den Kriegsdienst verweigert hatten. Verurteilte nach dem § 175 kämpften auch im KZ gegen homophobe Vorurteile, wovon etliche Berichte von Überlebenden zeugen. Zwangsarbeiter aus der Sowjetunion, Polen und Tschechien waren vielfach als Jugendliche nach Deutschland verschleppt und nach Fluchtversuchen ins KZ deportiert worden. Sowohl der jüngste als auch der älteste Häftling des Männerlagers gehörten zu den aus rassistischen Gründen Verfolgten: Der Jüngste war Sinto Franz Geisler, er kam Anfang August 1944 im Alter von vier Jahren im Rahmen der Evakuierung/Auflösung aus dem »Zigeunerlager Auschwitz-Birkenau« nach Ravensbrück. Seine Spur verliert sich im März 1945 im KZ Sachsenhausen. Der Älteste war der ungarische Jude David Großmann, Anfang November 1944 mit einem Transport aus der Slowakei eingeliefert; er starb am 21. Dezember 1944 im Alter von 87 Jahren.

Überlebende politische Häftlingen berichten mit Abscheu über als »Kriminelle« und »Berufsverbrecher« inhaftierte Männer, die bis 1943 als »Funktionshäftlinge« willige Gehilfen der SS waren und für ihre eigenen Vorteile Mitgefangene misshandelten und mordeten und nicht selten auch Strafen und Hinrichtungen veranlassten und durchführten. In den ersten beiden Jahren lag die Sterberate im Männerlager infolge dessen doppelt so hoch wie im gleichen Zeitraum im angrenzenden Frauenlager. Das änderte sich erst 1943, als nach dem Austausch der SS-Verantwortlichen politische Häftlinge Funktionen in der Verwaltung übernahmen und die beiden tschechischen Ärzte František Šiř und Ladislav Pekárek im Krankenrevier arbeiteten und – wenn auch mit dürftigen Mitteln – Kranke und Verletzte pflegten. In den Außenlagern, insbesondere in Karlsruhen, war das Überleben dagegen im gleichen Zeitraum infolge der Schwerstarbeit, Mangelernährung, nicht vorhandener medizinischer Versorgung und ohne jeden Arbeitsschutz vor Ort schwieriger.

QUELLEN ZUR GESCHICHTE DER MÄNNER IM KZ-KOMPLEX RAVENSBRÜCK

Lange Jahre wurde das Männerlager in der Historiografie nicht beachtet, obwohl bereits an der Eröffnung der Gedenkstätte 1959 Überlebende des Männerlagers teilgenommen hatten und Erinnerungsberichte existierten: »Es ist nun ein Frauentreffen geworden, und das Männerlager ist gänzlich in den Hintergrund geschoben worden. (...) Wir müssen jedoch auch an unsere Kameraden denken. Es waren viele prächtige Kerle, und unsere Toten dürfen auch nicht vergessen werden.« schrieb der polnische Überlebende Józef Kwietniewski an Karl Gerber, kommunistischer Überlebender des Männerlagers aus Nürtingen, nach den Feiern.¹⁰ Die beiden hatten sich 1959 in Ravensbrück wiedertreffen. Es dauerte bis 1996, bis das Gedenken an die Häftlinge im Männerlager Teil der offiziellen Ge-

denkveranstaltungen wurde, nicht zuletzt Dank des Einsatzes des Schwulen- und Lesbenverbandes Deutschlands.

Bereits 1947 hatte der Sozialdemokrat Conrad Finkelmeier aus Halle seine Erinnerungen veröffentlicht. Die Publikation fand kaum Resonanz. Gar nicht erst publiziert wurde das umfangreiche Manuskript seines Freundes Karl Gerber, der von Bernhard Strebel als »der Chronist des Lagers« bezeichnet wird.

Im Archiwum Państwowe m. st. Warszawy (Staatsarchiv Warschau) findet sich das Nummernbuch des Männerlagers¹¹, das alle Männer aus dem Ravensbrück-Komplex dokumentiert. Insgesamt sind in dem von dem polnischen Überlebenden Józef Kwietniewski bei der Befreiung geretteten Nummernbuch 20 000 Männer registriert. 17 000 der im Nummernbuch registrierten Häftlinge waren in einem Außenlager zur Zwangsarbeit eingesetzt. Sie wurden meist aus anderen KZs wie Buchenwald, Natzweiler-Struthof und Sachsenhausen direkt in die Außenlager transferiert.

Włodzimierz Kuliński, der als Jugendlicher in Ravensbrück inhaftiert war, verfasste 1984 eine wenig beachtete Broschüre in polnischer Sprache. Anhand der Einträge in den Nummernbüchern erstellte er ein Kalendarium der insgesamt etwa 2 000 Todesfälle im Männerlager und seinen Außenlagern. Wie verheerend die Lebensverhältnisse in Karlshagen in beiden Lagern waren, belegt die Tatsache, dass hier ab 1943 – neben dem Außenlager Barth (seit November 1943 ein Verlagerungsbetrieb der Ernst Heinkel A.G. Rostock-Marienehe) – mit Abstand die meisten Männer aus dem Komplex Ravensbrück infolge der schweren Arbeitsbedingungen starben. Bernhard Strebel errechnete, dass 60 Prozent aller zwischen Oktober 1943 und Dezember 1944 registrierten Todesfälle in den Außenlagern Karlshagen I und II sowie Barth verursacht wurden.¹² Kuliński betonte, dass in Karlshagen mehr Häftlinge zum Zwangsarbeitseinsatz gezwungen wurden als im Männerlager in Ra-

vensbrück und die Kapazitäten für die Unterbringung von Anfang an nicht ausreichend gewesen seien.¹³ 250 Todesopfer (bei 1 800 Häftlingen) sind für Karlshagen belegt, aber wir können davon ausgehen, dass es mehr waren. Gerber schrieb 1950 von an die 500 Opfern, eine Zahl, die vermutlich nur auf »Hörensagen« beruht. In Barth hingegen sind ungefähr 500 Todesfälle bei knapp 3 000 männlichen Häftlingen registriert.

ERINNERUNGEN AN DAS MÄNNERLAGER

Es gibt im Vergleich zum Frauenlager Ravensbrück weniger Berichte über das Männerlager und seine zugeordneten Außenlager. In beiden deutschen Staaten fand diese Gruppe Ravensbrücker Häftlinge wenig Gehör.

»Wir Überlebenden wollen an die Gräber der Toten treten, die der Weltkrieg des grauenhaften ›Dritten Reiches‹ forderte, (...)



Überreste eines Wachhauses des KZ Karlshagen I. September 2013 Jikeli

im Geiste vor die Asche derer, die keine Gräber haben, vor das Bild der starken und freien ungebrochenen Geister, deren Körper der Vernichtung der Mordlager preisgegeben wurden. (...) Nie wieder darf die Wahrheit ihr reines Antlitz verhüllen vor der verzerrten Fratze der gemeinen Lüge.«¹⁴

Conrad Finkelmeiers Bericht war nicht nur einer der wenigen früh gedruckten Erinnerungen an das Überleben im KZ, sondern der bis heute ausführlichste publizierte Bericht über das Männerlager Ravensbrück. Der Autor war nach der Befreiung nach Halle zurückgekehrt, er schrieb im »antifaschistischen Duktus«, was er als Lagerschreiber erinnerte und für die Zukunft bewertete.

Auch Erika Buchmann (1902–1971), 1935 als Stuttgarter Kommunistin wegen Vorbereitung zum Hochverrat verurteilt, seit 1940 Häftling im KZ Ravensbrück, hatte bereits im Sommer 1945 begonnen, Berichte von Überlebenden des KZ Ravensbrück zu sammeln. Darunter befinden sich auch schriftliche Stellungnahmen von den bereits erwähnten Finkelmeier, Gerber, Kuliński und Kwietniewski. Buchmann hat damit eine Grundlage zur Ravensbrück-Erzählung in der DDR gelegt.¹⁵ Sie ist aber auch dafür mitverantwortlich, dass das Männerlager »vergessen« wurde. Finkelmeier sah sich dagegen ausdrücklich im Auftrag der ermordeten männlichen Mitgefangenen, dafür Sorge zu tragen, dass die Verbrechen und Missachtung der Menschenwürde nicht vergessen werden.

Wie in der DDR waren in der Bundesrepublik die Erinnerungen der Überlebenden des Männerlagers und seiner Außenlager kein öffentliches Thema. Karl Gerber hatte wesentlich zur Anklageerhebung gegen den Leiter des Männerlagers, Rudolf Beer (Oktober 1941 bis Juli 1944), vor dem Stuttgarter Landgericht 1949 beigetragen, der zuvor in Auschwitz und danach in Natzweiler-Struthof sowie zuletzt noch als Kommandant in Kauen eingesetzt war. Er wurde 1950 zu 15 Jahren Haft verurteilt.

Beim Sammeln von Zeugenaussagen wurde Gerber anfänglich von seinem in den Westen geflüchteten Freund Konrad Finkelmeier unterstützt. 1955 kam Beer vorzeitig frei und starb 1981, nachdem wegen Verhandlungsunfähigkeit ein erneutes Verfahren eingestellt worden war. 1955 schrieb Gerber zweimal an die Alliierte Hohe Kommission: Er beklagte die Entlassung Beers.¹⁶

Schon Anfang 1950 hatte Gerber nach der vorzeitigen Haftentlassung des Leiter des Außenlagers Karlshagen Hans Baumgart an die Alliierte Hohe Kommission geschrieben und auf seine Funktion in Peenemünde aufmerksam gemacht. Antwortschreiben befinden sich im Nachlass nicht, womöglich blieben seine Briefe unbeantwortet.¹⁷

Zusammenfassend ist festzustellen: Über den Tagesablauf und Überlebenskampf der Männer im KZ-Komplex Ravensbrück finden sich in den autobiografischen Texten nur sehr spärliche Hinweise. Auch in vorliegenden Interviews berichten Überlebende nur cursorisch über den Alltag.

ÜBERLEBEN – EINE FORM DES WIDERSTANDES: MÄNNER ERZÄHLEN VON »AKTIONEN«, FRAUEN BERICHTEN ÜBER DEN ALLTAG

Ruth Klüger, die als 11-Jährige mit ihrer Mutter in die Konzentrationslager Theresienstadt, Auschwitz und Groß-Rosen verschleppt worden war, verwies auf die Unterschiede der Erinnerungen und Erzählungen von Männern und Frauen, die sie darauf zurückführte, dass beide Geschlechter »weitgehend anders leben und mit anderen Erwartungen erzogen werden«. Aus ihren Beobachtungen schloss sie, »dass Frauen mehr über Gut und Böse wissen als Männer, die das Gute oft trivialisieren (oder nicht thematisieren) und das Böse dämonisieren«. ¹⁸ Diese Beobachtungen decken sich mit den Forschungser-

gebnissen zu Frauenwiderstand und Verfolgung im NS und Erfahrungen der Autorin in lebensgeschichtlichen Interviews mit KZ-Überlebenden im Rahmen von Ausstellungsprojekten.¹⁹ Im Zentrum der Erzählungen von Frauen standen oft die kleinen Wunder im KZ-Alltag und die gegenseitige Hilfe zum Überleben.²⁰ Männer dachten hingegen lange nach, wenn sie nach alltäglichen Erfahrungen gefragt wurden. Über Sabotage, gelungene Fluchten und andere Aktionen berichteten sie selbstverständlich. Womöglich stand dem auch die Tatsache im Wege, dass »KZ-Alltag« als Forschungsthema nicht ernst genommen wurde. Marek Edelman, Kommandant der Jüdischen Untergrundorganisation im Warschauer Ghetto, monierte 2009 kurz vor seinem Tod, dass ihn nie jemand nach Alltagserfahrungen befragt habe.²¹ Er hatte das Interview vergessen, in dem er 34 Jahre zuvor erstmals über seine Erinnerungen an seine Position und sogar über den Alltag im Ghetto gesprochen hatte. Seine damalige Interviewerin Hanna Krall, die das Warschauer Ghetto als Kind überlebte, hatte die damalige Aussage in literarischer Form verarbeitet und 1976 erstmals publiziert.²²

Ein überlebender politischer Häftling betonte bei einer Befragung im Polizeipräsidium Berlin zum Alltag im Außenlager Karlshagen I 1949: »Die gemeinsamen Leiden haben uns miteinander verbunden, besonders die politischen Häftlinge. Wir hatten alle einen gemeinsamen Feind, den deutschen Faschismus. Selbstverständlich lebten die einzelnen Nationen in einem sehr engen Kollektiv miteinander.«²³

Als eine »Heldenerzählung« ist der Bericht des sowjetischen Jagdfliegers Michail Devjataev einzuordnen. Er wurde 1917 geboren und am 13. Juli 1944 nach einem Flugzeugabschuss bei Lwiw/Lemberg gefangen genommen. Aus dem KZ Sachsenhausen wurde er im November 1944 nach Karlshagen überstellt. Im Nummernbuch des Männerlagers Ravensbrück ist er unter der Nummer 11024 registriert. Am 8. Februar

1945 gelang ihm mit neun Mithäftlingen mit einer gekaperten Heinkel 111²⁴ die Flucht. Er schrieb in seinen 1963 in der Sowjetunion publizierten Erinnerungen nur an einer einzigen Stelle sehr kurz, aber emotional über die Lebensverhältnisse in Karlshagen im Zusammenhang mit seinem ersten Einsatz am Tag nach der Ankunft: »Am anderen Tag teilte man mich dem Flugplatz-Kommando zu. Auf dem Flugplatz entluden wir Zement, karrten Sand heran, schütteten die Bombentrichter zu, betonierten die Flugbahn. Unsere Hände und Füße waren starr vor Kälte. Eisiger Wind wehte vom Meer her. (...) Um uns ein wenig davor zu schützen, zogen wir die Zementsäcke unter unsere zerschlissene Häftlingskleidung an. Dafür schlug man uns mit Knüppeln.«²⁵

Mit Hilfe eines deutschen »Funktionshäftlings« war Devjataev in das Kommando direkt auf dem Flugplatz eingeteilt worden.

Techniker und Nachbarn, die die Häftlinge beobachten konnten und nach der Befreiung im Rahmen von juristischen Ermittlungen befragt wurden, strichen das elende Aussehen der KZ-Zwangsarbeiter heraus. So sagte der Schweinepfleger Hans Wienholz, 1940–1945 Kraftfahrer in Peenemünde, am 9. Januar 1969 vor Ermittlern des DDR-Staatssicherheitsdienstes aus: »In meiner Gegenwart hat ein Kapo einen Häftling mit einem Knüppel vor den Kopf geschlagen. Ich habe diesen Häftling nie wieder gesehen. (...) Der Gesundheitszustand der Häftlinge war äußerst schlecht. Sie waren fast verhungert, krank und sehr schwach. Persönlich habe ich gesehen, wie sie (lediglich) Kartoffelschalen aßen. Ihre Bekleidung war zerlumpt und an den Füßen trugen sie Holzschuhe. (...) Die Häftlinge mussten unter vollkommen menschenunwürdigen Verhältnissen leben.«²⁶

Michail Devjataev baute seine Erzählung über seinen Zwangsarbeitseinsatz in Karlshagen so auf, als ob er von Beginn an auf eine Flucht mit einem deutschen Jagdflugzeug hingearbeitet

hätte: »Ich begann, die deutschen Flugzeuge aufmerksam zu betrachten. Dafür nutzte ich jede noch so geringe Möglichkeit. (...) Öfters mussten wir die Trümmer der Flugzeuge wegräumen. Während dieser Arbeit riss ich verschiedene Hinweistäfelchen von den Bedienungsbrettern. Ich versteckte sie in den Taschen und in meiner Schüssel. Im Block versuchte ich sie zu entziffern. So machte ich mich allmählich mit der Bedienung der Geräte bekannt.«²⁷

Die Realität des Alltags war dagegen von Witterung, Hunger, Krankheiten bestimmt. Die Möglichkeiten zu Flucht und Sabotage waren von vielen Zufällen abhängig, die nie vorhersehbar waren. Im Zentrum von Devjataevs Bericht steht der Moment, als es ihm am 8. Februar 1945 gelang, das Jagdflugzeug He 111 vom Flugplatz Karlshagen abzuheben: »Da spürte ich, dass sich der hintere Teil des Flugzeugs vom Boden abhob. Die Geschwindigkeit nahm zu (...). Viermal schlugen die Räder auf die zementierte Bahn. Endlich – der letzte Aufschlag und der Boden blieb zurück. Das Flugzeug war in der Luft!«²⁸

EXKURS

Devjataev flog das durch die Luftabwehr der Roten Armee schwer beschädigte Flugzeug bis hinter die sowjetischen Linien. In den Verhören durch den militärischen Abwehrdienst der Roten Armee konnte er Informationen über das Ravensbrücker Außenlager Karlshagen I liefern. Es blieb aber der Verdacht, dass er ein deutscher Spion sei. Alle zehn Männer wurden in Strafbataillone versetzt. Erst im November 1945 wurde Devjataev demobilisiert und kehrte zu seiner Familie nach Kasan zurück. Ebenso wie den anderen ehemaligen sowjetischen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern begegnete man ihm bei der Wiedereingliederung in den normalen Alltag mit Misstrauen.²⁹ Nach der Abrechnung mit dem Stalinismus auf dem XX. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 wurden die Verdäch-

tigungen gegenüber einem großen Teil der Kriegsveteranen beendet. Daraufhin erhielt Devjataev auf Beschluss des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR am 15. August 1957 den Titel »Held der Sowjetunion«.

ERINNERN UND KEINE ERLÖSUNG

Auf Nachfragen werden erst in den letzten Jahren die elenden Lebensverhältnisse in Interviews durch betroffene Überlebende angesprochen. Zu hinterfragen ist, ob und wie dies die Interviewer provozierten bzw. die Interviewpartner eine entsprechende Erwartungshaltung kannten und erfüllen wollten. Für KZ-Überlebende, Männer wie Frauen, bringt das Sprechen über ihre Erlebnisse auch die Erinnerung an vergessene Demütigungen und seelische Verwundungen mit sich. Erinnerung ist für sie keine Erlösung, wie das im öffentlichen Diskurs oft diskutiert wird.³⁰ Die Leiden und die Erlebnisse der Männer in Karlshagen können Nachgeborene nie nachvollziehen. Sie wurden rigoros für die Interessen der Raketenforschung mit schwersten Hilfsarbeiten ausgenutzt. »Ehemalige Peenemünder« (Peenemünder Ingenieure) hielten noch 50 Jahre nach dem Start der ersten Rakete vom Versuchsgelände 1993 an der Behauptung fest, dass es auf dem Versuchsgelände keine KZ-Häftlinge gegeben habe.³¹ Auch dies war eine weitere Demütigung. Die unmenschliche Behandlung, die sie durchgemacht hatten, in Worte zu fassen, war ihnen zusätzlich erschwert und gar unmöglich gemacht. Widerstandsgeschichten wie Sabotage-Versuche zu erzählen, lenkte ab. Sie waren in das Leben nach dem Überleben leichter zu integrieren.

Anmerkungen

1 Strebels, Bernhard: Das KZ Ravensbrück. Geschichte eines Lagerkomplexes, Paderborn u. a. 2003, hier S. 289–319; Ders.: »Das Männerlager im KZ Ravensbrück 1941–1945«, in: Dachauer Hefte 14, 1998, S. 141–173.

2 Siehe einen kurzen Überblick über die KZ-Abteilungen und ihre Aufgaben: Wickert, Christl: »Täterkarrieren. Die SS-Lagerleitung Sachsenhausen 1942–1945«, in: IWK 33 (1997), 2, S.173–211.

3 Siehe auch das Tagebuch des Lagerschreibers Georg Hüttel, Bundesarchiv Ludwigsburg AR-Z 108/70.

4 Die V1 war der erste militärisch genutzte Marschflugkörper, der ab Mai 1944 gegen Belgien und England eingesetzt wurde. Den Begriff hatte Propagandaminister Goebbels für eine von insgesamt drei »Vergeltungswaffen« geprägt.

5 Die Flugzeugfirma Messerschmitt hatte das Jagdflugzeug bis zur Testreihe 1942 entwickelt; es sollte die »Wunderwaffe für den Endsieg« sein. Nach erfolglosen Versuchen in Peenemünde begann die Serienfertigung erst im Mai 1944. Siehe dazu: Wolfgang Späte: Der streng geheime Vogel M 163. Ihre Piloten, ihre Konstrukteure, ihre Einsätze, München 1983.

6 »Der Betrieb ... kann mit Häftlingen durchgeführt werden.« Zwangsarbeit für die Kriegerakete, Peenemünder Hefte 3, 2009, hrsg. von Christian Mühl-dorfer-Vogt/Historisch-Technisches Museum Peenemünde.

7 Meyer, Angelika u. a.: »Die Außenlager des Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück – eine Bestandsaufnahme«, in: Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland 8, Bremen 2004, S. 60–83, hier S. 77; Wagner, Jens-Christian: Zwangsarbeit für den »Endsieg«. Das KZ Mittelbau-Dora 1943–1945, Erfurt 2006

8 Finkelmeier, Conrad: Die braune Apokalypse, Halle 1947.

9 Gerber, Walter: Lagertagebuch, unveröff. Manuskript 1950. Das Manuskript wurde der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück von Walter Gerber überlassen.

10 Nachlass Karl Gerber, Auszüge in Kopie im Archiv der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück. Ich danke Walter Gerber für weiterführende Informationen.

11 Archiwum Państwowe m. st. Warszawy, Kopie im Archiv der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück KL Ravensbrück 49–52.

12 Strebel: Das KZ Ravensbrück, S. 455/56.

13 Kuliński, Włodzimierz: Kurze Information über das Männerkonzentrationslager Ravensbrück, Warschau 1984, Übersetzung S. 97/98, Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück KL 34/13–17.

14 Finkelmeier: Die braune Apokalypse, S. 149.

15 Philipp, Grit: Erika Buchmann (1902–1971). Kommunistin, Politikerin, KZ-Überlebende, Berlin 2013.

16 Hinweis aus den Nachlasspapieren von Karl Gerber, Walter Gerber (Nürtingen), in Kopie Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück.

17 Baumgart war im Dezember 1948 in Rastatt von einem französischen Militärgericht zu lebenslanger Haft wegen seiner Verbrechen im Dachauer Außenlager Kaufering verurteilt worden. 1970 ging Hans Baumgart als Grundschul-

lehrer in Freiburg/Breisgau in Pension.

18 Klüger, Ruth: *Frauen lesen anders*, München 2011, S. 83/84 und 91; dies.: *weiter leben*, Göttingen 1992.

19 Wickert, Christl (Hrsg.): *Frauen gegen die Diktatur – Verfolgung und Widerstand im nationalsozialistischen Deutschland*, Berlin 1995; Eschbach, Ina, Detlef Garbe, Hermann Kaienburg und Christl Wickert: *Steinhaus II. KZ Neuengamme und die Nachgeschichte*, KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Hamburg 2003.

20 Ellger, Hans: *Zwangsarbeit und weibliche Überlebensstrategien*, Berlin 2007, S. 279–301.

21 Vgl. dazu: Alice Botas Besprechung seiner letzten Veröffentlichung »Die Liebe im Ghetto« in: *Die Zeit*, 20. Mai 2013, S. 48; Brücker, Eva: «Le pire c'était qu'on a commencé à devenir comme eux.» – Leben mit der Erinnerung. Biographische Interviews mit Überlebenden des KZ Sachsenhausen 50 Jahre nach der Befreiung, in: *Werkstattgeschichte 13, Konzentrationslager und Erinnerung*, Hamburg 1996, S. 19–38.

22 Krall, Hanna: *Dem Herrgott zuvorkommen (Zdażyć przed panem bogiem)*. Ein Tatsachenbericht, München 1979.

23 Sammlung Buchmann, Bericht 940/1, Abschrift S. 229, Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück.

24 Die Flugzeugfirma Ernst Heinkel A.G. aus Rostock-Marienehe, die seit 1942 auch in Oranienburg ein Zweigwerk mit KZ-Häftlingen betrieb und 1943 nach den Bombardierungen des Hauptwerkes die Produktion von Rostock nach Schwarzenpfostverlagerte, hatte die He 111 zunächst als Verkehrsflugzeug konzipiert und ab 1934 als Bomber weiter entwickelt. Sie kam erstmals mit der Legion Condor im Spanischen Bürgerkrieg zum Einsatz, dann wurde sie die Hauptstütze der Luftschlacht mit England 1940/41 und im Winter 1942/43 zur Versorgung der 6. Armee bei Stalingrad eingesetzt.

25 Devjataev, Michail: *Pobeg iz ada (Flucht aus der Hölle)*, Saransk 1963, S. 72. Der Text orientiert sich an der sowjetischen Rezeption des »Großen Vaterländischen Krieges«. Für Hinweise und Übersetzung danke ich meiner Kollegin Ramona Saveedra Santis.

26 BSTU ZUV 34 Ermittlungen gegen Unbekannt, Bd. I.

27 Devjataev: *Pobeg iz ada (Flucht aus der Hölle)*, S. 77.

28 Ebd., S. 92.

29 Stratiewski, Dmitri: *Sowjetische Kriegsgefangene in Deutschland 1941–1945 und ihre Rückkehr in die UdSSR*, Berlin 2008.

30 Kritisch dazu: Jureit, Ulrike und Schneider, Christian: *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*, Stuttgart 2010, S. 38–53.

31 Die Ingenieure waren hingegen am 18. Juni 1943 vom Chef des Raketenprogramm Walter Dornberger beim Betriebsappell in der Halle F1 über die Anwesenheit von KZ-Häftlingen informiert worden. Bei diesem Appell vor an die

5 000 Gefolgschaftsmitgliedern führte er unter Punkt 26 aus: »Das 4. Kriegsjahr bringt es mit sich, dass wir jetzt außer deutschen Soldaten, Angestellten und Arbeitern hier in Peenemünde mit dem Einsatz von Ausländern, K.Z.-Häftlingen und Gefangenen zu rechnen haben. Halten Sie Abstand von den Gefangenen und ausländischen Arbeitern. Arbeiten Sie ihnen vor, zeigen Sie ihnen, was ein Deutscher kann. Aber schikanieren Sie die Leute nicht.« Kopie der Ansprache im Archiv des Historisch-Technischen Museums Peenemünde.

Literatur- und Quellenangaben

Bota, Alice (Buchbesprechung): »Marek Edelman »Die Liebe im Ghetto«, in: Die Zeit, 20. Mai 2013.

Brücker, Eva: »Le pire c'était qu'on a commencé à devenir comme eux.« – Leben mit der Erinnerung. Biographische Interviews mit Überlebenden des KZ Sachsenhausen 50 Jahre nach der Befreiung, in: Werkstattgeschichte 13, Konzentrationslager und Erinnerung, Hamburg 1996, S. 19–38.

Devjataev, Michail: Pobeg iz ada (Flucht aus der Hölle), Saransk 1963.

Ellger, Hans: Zwangsarbeit und weibliche Überlebensstrategien, Berlin 2007.

Eschebach, Ina, Garbe, Detlef, Kaienburg, Hermann und Wickert, Christl: Steinhaus II. KZ Neuengamme und die Nachgeschichte, KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Hamburg 2003.

Finkelmeier, Conrad: Die braune Apokalypse, Halle 1947.

Gerber, Walter: Lagertagebuch, unveröff. Manuskript 1950.

Jureit, Ulrike und Schneider, Christian: Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung, Stuttgart 2010.

Klüger, Ruth: Frauen lesen anders, München 2011.

Klüger, Ruth: weiter leben, Göttingen 1992.

Kuliński, Włodzimierz: Kurze Information über das Männerkonzentrationslager Ravensbrück, Warschau 1984 (Übersetzung Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück KL 34/13–17).

Krall, Hanna: Dem Herrgott zuvorkommen (Zdażyć przed panem bogiem). Ein Tatsachenbericht, München 1979.

Meyer, Angelika u. a.: »Die Außenlager des Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück – eine Bestandsaufnahme«, in: Bei-

träge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland 8, Bremen 2004, S. 60–83.

Mühldorfer-Vogt, Christian und Historisch-Technisches Museum Peenemünde (Hrsg.): »Der Betrieb ... kann mit Häftlingen durchgeführt werden.« Zwangsarbeit für die Kriegsrakete, Peenemünder Hefte 3, 2009.

Philipp, Grit: Erika Buchmann (1902–1971). Kommunistin, Politikerin, KZ-Überlebende, Berlin 2013.

Späte, Wolfgang: Der streng geheime Vogel M 163. Ihre Piloten, ihre Konstrukteure, ihre Einsätze, München 1983.

Strebel, Bernhard: Das KZ Ravensbrück. Geschichte eines Lagerkomplexes, Paderborn u. a. 2003.

Strebel, Bernhard: »Das Männerlager im KZ Ravensbrück 1941–1945«, in: Dachauer Hefte 14, 1998, S. 141–173.

Stratievski, Dmitri: Sowjetische Kriegsgefangene in Deutschland 1941–1945 und ihre Rückkehr in die UdSSR, Berlin 2008.

Wagner, Jens-Christian: Zwangsarbeit für den »Endsieg«. Das KZ Mittelbau-Dora 1943–1945, Erfurt 2006.

Wickert, Christl: Täterkarrieren. »Die SS-Lagerleitung Sachsenhausen 1942–1945«, in: Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der Arbeiterbewegung 33 (1997), 2, S. 173–211.

Wickert, Christl (Hrsg.): Frauen gegen die Diktatur – Verfolgung und Widerstand im nationalsozialistischen Deutschland, Berlin 1995.

III Verzerrte Wahrnehmungen in der langen Nachkriegszeit

RAINER EIFELD

DER »MYTHOS PEENEMÜNDE«

Entstehung, Verfestigung und erste Risse:

Eberhard Rees; Hans K. Kaiser; Peter P. Wegener



Die reale Heeresanstalt Peenemünde stellte einen Mikrokosmos des »Dritten Reiches« dar, tief verstrickt in die Funktions- und Herrschaftsmechanismen des NS-Regimes: Entwicklung einer Terrorwaffe; Raketenmontage durch KZ-Häftlinge – erst im Versuchsserienwerk Peenemünde, danach im Mittelwerk bei Nordhausen; Hofierung Heinrich Himmlers, um über ihn Hitler an der Raketenentwicklung zu interessieren; die Ingenieure eine zeittypische Mischung aus überzeugten Nazis, politischen Mitläufern, Opportunisten sowie der Mehrzahl derer, für die einzig und allein »das Projekt« zählte. NSDAP-, SA- oder SS-Mitgliedschaft war gang und gäbe in höheren Positionen der Ingenieurshierarchie.¹

I. KONSTRUKTION UND EROSION EINES MYTHOS

Der »Mythos Peenemünde« dagegen präsentierte die Heeresanstalt als heile Welt nüchternen Techniker, immun gegen ideologische Versuchungen, »Wiege der Raumfahrt«, auf Distanz bedacht zum despotischen Regiment Hitlers, funktional getrennt vom Sklavenstaat der SS im Mittelwerk. Der Mythos half den Ingenieuren, vor sich selbst, vor den Alliierten, vor der Geschichte zu bestehen. Der deutschen Gesellschaft erlaubte er lange Zeit, sich in einer Leistung wiederzuerkennen, auf die alle Welt zurückgreifen musste. Die Funktion des Mythos bestand in Täuschung und Verklärung.

Der Grundstein für den »Mythos Peenemünde« wurde 1945 in Garmisch-Partenkirchen gelegt, während der Internierung und Befragung mehrerer hundert Peenemünder Ingenieure durch amerikanische Behörden. Die Ausformulierung des Mythos erfolgte 1952 in Walter Dornbergers Memoiren, betitelt V 2 – Der Schuss ins Weltall, sogleich ins Amerikanische übersetzt und binnen sechs Jahren in der Bundesrepublik dreimal aufgelegt.

In Garmisch-Partenkirchen bewährte sich ein weiteres Mal die in Peenemünde entstandene »verschworene Gemeinschaft«² der Konstrukteure, nach dem Eindruck amerikanischer Vernehmer »nachhaltig gelenkt durch Dr. Dornberger und Prof. von Braun« – notfalls unter Einsatz der Drohung, von einer eventuellen Übersiedlung in die USA ausgeschlossen zu werden.³ Mit dem Ziel, »sich ihre Position zu erhalten« durch Weiterarbeit für die Sieger, gaben Dornberger und von Braun eine einheitliche Sprachregelung vor. Sie verknüpfte militärische und zivile Bezüge einer verlockend ausgemalten »vollständigen Beherrschung der Raketentechnik« zu jener gezielten »Verkaufsstrategie«, die sich schon bei der Werbung für das Aggregat 4 (die spätere V2) bewährt hatte. Fragen nach der Misshandlung der Häftlinge im Mittelwerk wurden abgebogen mit dem Hinweis

auf die Zuständigkeit der SS. Ansonsten spielte man die Existenz des Mittelwerks möglichst herunter.

Dornbergers Memoiren entstanden unter der »redaktionellen Mitarbeit« Franz Ludwig Neher.⁴ Sie enthielten eine Mischung aus Fiktion und Realität. Dornbergers wiederholte Avancen bei Himmler, über den er hoffte, an Hitler heranzukommen, wurden unterschlagen, der »aufgeklärte« Geist der Ingenieure systematisch kontrastiert mit dem »mangelnden Verständnis« eines despotischen Regimes. Über die Ausbeutung von KZ-Häftlingen im Mittelwerk verloren Dornberger und Neher kein Wort; ebenso schwiegen sie über deren Einsatz in Peenemünde.⁵ Neher (1896–1970), freier Schriftsteller und seit 1951 Pressereferent der Gesellschaft für Weltraumforschung, hatte während der 1930er und 1940er Jahre Luftfahrtreportagen und Fliegerromane verfasst. Der Mythos Peenemünde mit seinen Unwahrheiten, Auslassungen, Dramatisierungen war zum Teil (s)ein literarisches Produkt.

Auch nach dem Tod von Brauns (1977) und Dornbergers (1980) verbreiteten »alte Peenemünder«, wie sie sich selbst gern nannten, den Mythos weiter – an der Spitze Eberhard Rees (1908–1998), apostrophiert als »der Mann hinter Werner von Braun«, Stellvertreter von Brauns in Peenemünde, sein Nachfolger in Huntsville. Der Neuausgabe von Dornbergers Memoiren mit zeitgemäß verändertem Titel: Peenemünde – Die Geschichte der V-Waffen schickte er 1980 ein Geleitwort voraus, in dem er schrieb, das Buch könne

»(...) bis heute mit Fug und Recht als das Standardwerk bezeichnet werden, weil es an Objektivität und Tatsachenmaterial weit herausragt (...) Was mich an dem Buch von Dr. Dornberger so besonders fasziniert hat, (...) ist der unglaubliche Mut, mit dem er (...) in den Auseinandersetzungen um die Großrakete (...) in härtesten Kriegszeiten hervortrat (...) Oft stand er der Macht und den Intrigen der Rüstungs-Dienststel-

len und der SS-Führung allein gegenüber.«⁶

Mit diesem Geleitwort wurde Peenemünde – Die Geschichte der V-Waffen als Ullstein-Taschenbuch immer wieder nachgedruckt – bis zur 17. Auflage 2008.

Eine kürzlich erschienene Biographie Eberhard Rees', unter dem Titel Mit Schrauben und Bolzen auf den Mond, verfasst von dem in Rees' Geburtsort Trossingen ansässigen Museumsleiter Volker Neipp, ignorierte weitgehend den Forschungsstand über Peenemünde. Immerhin konzidierte Neipp, es sei »(...) davon auszugehen, dass er [gemeint: Rees] weiß, wer die Stollen [i. e. des Mittelwerks] baut und die A 4 dort zusammensetzt«.⁷ Doch Rees war über mehr informiert als nur über das Mittelwerk. Im Sommer 1943 arbeitete er mit Arthur Rudolph, auf dessen Anforderung mehrere hundert KZ-Häftlinge in Peenemünde eingesetzt wurden, bei der Vorbereitung der Raketenmontage im Versuchsserienwerk zusammen. Er fungierte zeitweise als Rudolphs Vorgesetzter, und er nahm teil an der Ingenieurskonferenz unter Vorsitz von Brauns im August 1943, die den Einsatz der vorhandenen Häftlinge bei der anvisierten Untertagefertigung empfahl. Der nächste Abschnitt befasst sich eingehender mit Rees' Rolle.

1949, drei Jahre vor Dornbergers Erinnerungen, erschien in Stuttgart eine Kleine Raketenkunde von Hans K. (Karl) Kaiser (1911–1985). Ihr Verfasser hatte 1943–1945 in Peenemünde an der Triebwerksentwicklung und bei ballistischen Bahnrechnungen mitgewirkt. Im Zuge der Etablierung des Mythos nahm Kaiser vorweg, was anschließend Dornberger, später von Brauns technischer Assistent Dieter Huzel (1912–1994) praktizieren sollten: Sein Satz: »Inzwischen wurde auch mit der Massenherstellung (zuletzt ca. 400 Stück pro Monat) begonnen, und zwar in dem unterirdischen »Mittelwerk« in Niedersachsen bei Nordhausen«⁸ erweckte den Eindruck, es habe sich um eine völlig normale, x-beliebige Produktionsstätte gehan-

delt. Entsprechend ließ Dornberger dort, wo er auf den »Fertigungsfluß des Mittelwerks« zu sprechen kam,⁹ mit keinem Wort erkennen, dass Zwangsarbeit diesen Fluss in Gang gehalten hatte. Und Huzel beschrieb 1962 detailliert Taktstraße und Tunnelsystem der »grandiosen«, »gigantischen« Untertagefabrik,¹⁰ ohne auch nur mit einem Satz auf Konzentrationslager und Häftlingsarbeit einzugehen.

Doch Kaiser beließ es nicht dabei. Ein knappes Jahrzehnt später, 1958, veröffentlichte er unter Pseudonym und an einem ungewöhnlichen Ort einen Bericht in Romanform, betitelt Raketen über Peenemünde. Hier beschrieb er das Mittelwerk als »alpträumenhaften Ort«, an dem KZ-Häftlinge schufteten, »von scharfen Kommandos ihrer Wächter gescheucht«. Damit hatte er, noch sehr »vorsichtig«, mit der von Dornberger vorgegebenen Sprachregelung (»Falsches wird endgültig richtiggestellt«)¹¹ an einem zentralen Punkt gebrochen. Der übernächste Abschnitt geht dieser ersten ansatzweisen Demontage des Mythos in literarischer Form genauer nach.

Hans K. Kaisers allmählicher Sinneswandel, der sich in seiner veränderten Darstellung niederschlug, dürfte herbeigeführt worden sein durch einen Besuch, den er im Februar 1945 dem Mittelwerk abstattete. Das verbindet ihn mit Peter P. Wegener (1917–2008), der in Peenemünde an der Entwicklung des ersten Überschall-Windkanals mitarbeitete. Wegener suchte das Mittelwerk Anfang April 1945 auf, um dort lagernde Dokumente sicherzustellen. Wie er 1996 in seinen Memoiren mit dem Titel *The Peenemünde Wind Tunnels* schrieb, »(...) veränderte diese dramatische Erfahrung meine frühe Sicht auf meinen Aufenthalt in Peenemünde und wurde ein grundlegender Bestandteil meiner Erinnerungen«. ¹² Wegener schilderte nicht nur eingehend das bedrückende Bild, das sich ihm bot, und suchte wiederzugeben, was er dabei empfunden hatte. In einem »Rückblick« setzte er sich auch auseinander mit der Literatur und mit einer Reihe von Dokumenten, die während

der 1980er und 1990er Jahre ans Licht kamen.¹³ Der Schlussabschnitt wirft einen genaueren Blick auf Wegeners noch zu wenig gewürdigte Memoiren.

II. EBERHARD REES: DIE VERWANDLUNG VON »RAKETENTRÄUMEN IN REALITÄT« MITTELS ZWANGSARBEIT

Rees studierte von 1927 bis 1934 Maschinenbau in Stuttgart und Dresden. Am 1.11.1933 – nicht 1934, wie Neipp schreibt¹⁴ – trat er der SA bei und wurde am 20.6.1934 verpflichtet. Enno Heidebroek, sein Lehrer an der TH Dresden, vermittelte dem Diplom-Ingenieur eine Tätigkeit in einem Leipziger Stahlwerk, bei der Rees durch Organisations- und Planungsgeschick sowie akribische Arbeitsweise auffiel.¹⁵ Heidebroek, den Dornberger im Herbst 1939 als Betriebsdirektor des Entwicklungswerks und Stellvertreter von Brauns für Peenemünde angefordert hatte, verließ die Heeresanstalt bereits ein halbes Jahr später, nach dem Tod seiner Frau. Als Nachfolger schlug er Eberhard Rees vor.¹⁶ Mit seiner ausgeprägten Abneigung dagegen, im Rampenlicht zu stehen, wie seiner ausgesprochen praktischen Ader sollte Rees sein gesamtes Berufsleben lang, in Peenemünde wie in Huntsville, von Brauns Stellvertreter bleiben – ausgenommen die letzten drei Jahre (1970–1973), während derer er in dessen Nachfolge als Direktor des Marshall Space Flight Center der NASA fungierte. In ihrem Nachruf schrieb die New York Times, Rees habe auf die Frage, wie er seine lange Partnerschaft mit von Braun beschreiben würde, trocken geantwortet: »Ich bin zuständig für die Schmutzarbeit.«¹⁷

Bereits seit 1939 betrieb das Heereswaffenamt (Abteilung Waffenprüfwesen, Gruppe VI, Ministerialrat Godomar Schubert) in Peenemünde die Errichtung einer Fertigungsstelle für die A4-Serienmontage. Seit Ende 1941 fungierte sie unter der Bezeichnung Versuchsserienwerk (VW). Als technischer Direktor eingesetzt wurde Arthur Rudolph, der mit Max Va-

lier zusammengearbeitet hatte, 1931 der NSDAP beigetreten war (Nummer 562 007) und Wernher von Braun 1937 von Kummersdorf nach Peenemünde begleitet hatte. Bei einer Besprechung am 8.9.1941 vereinbarten von Braun, Rees und Rudolph Grundsätze der Zusammenarbeit zwischen Entwicklungs- und Versuchsserienwerk.¹⁸ Diese Übereinkunft sicherte von Braun als technischem Direktor der Heeresversuchsstelle Peenemünde (HVP), wie die Bezeichnung damals noch lautete, die abschließende Zuständigkeit auch bei Fertigungsfragen in der Weise,

»dass die HVP als Stammwerk die Vorbereitung des Nachbaues in der FSP [=Fertigungsstelle Peenemünde] zentral in der gleichen Weise steuert, als wenn die FSP ein beliebiges industrielles Nachbauwerk wäre.«¹⁹

Die von den leitenden Peenemünder Konstrukteuren nachträglich immer wieder behauptete angebliche funktionale Trennung von Entwicklung und Fertigung erwies sich also von Anfang an als Fiktion. Es entsprach der Logik der getroffenen Regelung, dass von Brauns Vertreter Rees im Sommer 1943 zweimal zum »Produktionszaren« der Heeresanstalt bestimmt wurde: Nachdem Minister Speer den Sonderausschuss A4 unter Vorsitz von Gerhard Degenkolb eingerichtet hatte, nahm der Druck auf die Heeresanstalt rapide zu, als immer neue Fertigungsprogramme mit immer irrealen Stückzahlen zu kursorieren begannen.

Am 30. April ernannte ein Befehl des Kommandeurs Leo Zanssen Rees zum Sonderbeauftragten für anderthalb Monate mit der Aufgabe,

»(...) alle Maßnahmen zu einem beschleunigten Fertigungsanlauf im Versuchsserienwerk zu ergreifen (...) Er behält in dieser Zeit seine Aufgaben als Betriebsdirektor des Entwicklungswerkes bei (...) Dir. Rees ist mir dafür verantwortlich, dass bis 15.

6. 43 (...) 20 Geräte A 4 fertigmontiert worden sind. Zur Erfüllung dieses Sonderauftrags ist er befugt, Direktor Rudolph und sämtlichen übrigen Angehörigen des Versuchsserienwerks unmittelbare Weisungen zu erteilen. Dir. Rudolph hat Herrn Rees bei der Erfüllung seines Auftrages in jeder Hinsicht zu unterstützen«. ²⁰

Bei einer Besprechung Dornbergers mit Zanssen sowie Gerhard Degenkolb und dessen Stellvertreter Heinz Kunze am 4. August wurde für die vorgesehene Serienfertigung

»(...) als besonderer Beauftragter mit diktatorischen Vollmachten der bisherige Betriebsdirektor des E[ntwicklungs]W[erks], Dipl.-Ing. Rees[,] eingesetzt. Er arbeitet nach besonderer Dienstanweisung und ist dem Kommandeur ... für die Durchführung des Degenkolb-Programms im V[ersuchsserien]W[erk] voll verantwortlich.« ²¹

Rees wurde angewiesen,

»(...) in Verbindung mit Direktor Rudolph, Dipl.-Ing. Sawatzki und Dr. Thiel (...) sofort ein[en] Plan aufzustellen über den Bedarf an Arbeitskräften für die reine Fertigung und Prüfung im V[ersuchsserien]W[erk] (...) Vorlage bis 20. 8. 43 an Sonderausschuss A 4.« ²²

Am 16. April 1943 hatte Arthur Rudolph den Einsatz von KZ-Häftlingen bei der Serienfertigung empfohlen. Am 2. Juni übergab er gemeinsam mit Offizieren des Heereswaffenamts dem Sonderausschuss A4 eine entsprechende Anforderung. ²³ Da er Eberhard Rees zu diesem Zeitpunkt faktisch unterstand, muss davon ausgegangen werden, dass Rees davon unterrichtet war. Die ersten 200 Häftlinge aus dem KZ Buchenwald trafen Mitte Juni ein, als Rees' Sonderauftrag gerade auslief. Sie mussten um die Fertigungshalle einen Drahtverhau errichten, der elektrisch geladen wurde.

Im Juli folgten die nächsten 400 KZ-Häftlinge, und die Fertigung von Mittelteilen für die Rakete lief in Peenemünde unter Einsatz von Häftlingen an. In der Besprechung am 4. August, deren Protokoll Dornbergers Unterschrift trägt, wurde außer Rees' erwähnter Beauftragung »mit diktatorischen Vollmachten« (Punkt 7) im Einzelnen festgelegt:²⁴

Punkt 11: Die gesamte Serienfertigung sollte »durch Sträflinge« (lies: KZ-Häftlinge) durchgeführt werden.

Punkt 12: »Für Lagerzwecke« im Rahmen der Serienfertigung sollte Rees »das Erdgeschoß der F 1 [= Fertigungshalle 1]« erhalten, in der man die Häftlinge provisorisch untergebracht hatte. »Zu diesem Zweck sind die Kz.-Häftlinge möglichst bald in einem [!] Barackenlager auf den freien Platz des Verwaltungsgebäudes des VW zu verlagern.«

Punkt 14: Die »zugewiesenen deutschen Verstärkungskräfte (...) müssen ausreichen, um (...) die Prüffelder (...) und die reine Fertigung führungsmäßig zu besetzen (...) Das Verhältnis der deutschen Arbeiter zu den Kz.-Häftlingen soll 1:15, höchstens 1:10 betragen (...) Durchführung durch HAP 11/ZP/PA²⁵ und Direktor Rees.«

Rees war also mit dem weiteren Einsatz der Zwangsarbeiter befasst. Der Arbeitskräfte-Bedarfsplan, dessen Erstellung ihm, Arthur Rudolph, Albin Sawatzki und Walter Thiel bis zum 20. August befohlen worden war, konnte bislang nicht gefunden werden. Rees' Beauftragung »mit diktatorischen Vollmachten« erledigte sich infolge der Bombardierung Peenemündes durch die britische Luftwaffe in der Nacht vom 17. zum 18. August. Thiel fand dabei den Tod. Rees blieb in Peenemünde; Rudolph übernahm als Betriebsdirektor »die Einrichtung des [künftigen] Mittelwerks«, Maschinen und Häftlinge (am 13.10.) wurden aus Peenemünde abtransportiert. Sawatzki wurde zum Planungsdirektor des Mittelwerks ernannt.²⁶

Zuvor aber hatte am 25. August eine Runde leitender Konstrukteure getagt, die auf Anweisung Dornbergers die anvisierte Untertageverlagerung erörtern sollte. Sie bestand – in der im Protokoll vermerkten Reihenfolge – aus Wernher von Braun (NSDAP seit 1937, SS seit 1940), Eberhard Rees (SA seit 1933), Hans Maus, Karl Seidenstücker (NSDAP seit 1937), Erich Apel,²⁷ Artur Martin (NSDAP gleichfalls seit 1937) und Hans Lindenmayr. Die Ingenieure besprachen nicht nur Fragen der Auftragserteilung für die A4-»Großserie«, der Einzelteilfertigung, Betriebsmittelplanung und Materialdisposition. Sie fassten auch konsequent die weitere »Nutzung« der bereits vorhandenen KZ-Häftlinge ins Auge:

»Die Belegschaft für (...) Mittelteile- und Heckfabrikation könnte aus dem Häftlingslager F 1 gestellt werden. Das deutsche Führungspersonal ist dabei zuzugeben.«²⁸

Rees mochte durchaus »liberal erzogen« worden, der Vater mit Theodor Heuss befreundet gewesen sein.²⁹ Doch die »gemeinschaftsbildenden Prozesse«, die in Peenemünde wirksam waren, sorgten für die Verabsolutierung eigener – »technischer« – Prioritäten. Sie schlossen moralische Korrumpierung und Abstumpfung gegenüber der Sklavenarbeit und dem Leiden von KZ-Häftlingen ein.³⁰ Letztendlich entstand hier ein recht genaues Abbild jener »Umwandlung« der deutschen Gesellschaft durch das NS-Regime in eine »rassistische Volksgemeinschaft«, deren Institutionen Michael Wildt überhaupt erst die Fähigkeit zur »entgrenzten Praxis« des Massenmords im besetzten Europa zugeschrieben hat.³¹ »Raketenträume in Realität« zu verwandeln – so die Huntsville Times 1998 in ihrem Nachruf auf Rees – konnte unter einem Regime, das zu solcher Grenzüberschreitung aufrief, den Rückgriff auf Zwangsarbeit ohne weiteres einschließen.

Eberhard Rees' enge Zusammenarbeit mit Arthur Rudolph im Sommer 1943, später dann erneut in Huntsville, schlug sich

Mitte der 1980er Jahre in Rees' Eintreten für Rudolph nieder, nachdem das 1979 geschaffene Büro für Sonderermittlungen des amerikanischen Justizministeriums diesem die Absicht eröffnet hatte, Anklage wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit mit dem Ziel der Ausbürgerung gegen ihn zu erheben.³² Rudolph verzichtete auf seine amerikanische Staatsbürgerschaft und kehrte in die Bundesrepublik zurück. Darauf leitete die Staatsanwaltschaft beim Landgericht Hamburg 1985 ein Ermittlungsverfahren gegen ihn ein wegen »Verdachts der Beteiligung an der grausamen Tötung von Häftlingen«. Alle anderen Taten waren nach deutschem Recht verjährt und nicht mehr verfolgbare.³³

Sowohl in dem amerikanischen wie dem deutschen Ermittlungsverfahren sagte Eberhard Rees zugunsten Rudolphs aus.³⁴ Es trifft jedoch nicht zu, wie Rees' Biograf behauptete, dass Rudolph in Hamburg »schließlich vom Vorwurf der Kriegsverbrechen freigesprochen« wurde.³⁵ Das staatsanwaltliche Ermittlungsverfahren wurde 1987 aus Mangel an Beweisen eingestellt. »Mehr«, so Oberstaatsanwalt Duhn an Walter Häussermann (Huntsville), »kann ein derartiges Verfahren nicht ergeben, keinesfalls eine positive endgültige Entlastung in dem Sinne, dass Rudolph mit Sicherheit nicht in derartiges verstrickt gewesen sein könnte.«³⁶ Trotz dieser klaren Sachlage trugen Konstrukteure und Publizisten, in den USA³⁷ wie in Deutschland (siehe Neipp), das ihrige bei zur Verbreitung einer neuerlichen Apologie.

III. HANS K. KAISER: ZÖGERLICHE ANNÄHERUNG AN DIE WAHRHEIT ÜBER MITTELWERK UND MITTELBAU

Kurz vor Kriegsende, im Februar 1945, befahl SS-Gruppenführer Hans Kammler, dem nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 und Himmlers Ernennung zum Chef der Heeresrüstung schrittweise die Zuständigkeit für Entwicklung und Fertigung sämt-

licher Fernkampfwaffen übertragen worden war, deren Konzentration im Raum Bleicherode. Alle damit befassten Werke – rund 30 Firmen oder Firmengruppen – sollten zur »Entwicklungsgemeinschaft Mittelbau« zusammengefasst und in das »Sperrgebiet Mittelbau« verlagert werden. Von Braun, mit den Planungen für die Verlagerung beauftragt, errechnete, dass rund 7 000 »Gefolgschaftsmitglieder« – der Nazi-Jargon für Betriebsangehörige – untergebracht werden müssten. Jedoch seien rund 3 000 Flüchtlinge in der Gegend zusammengeströmt und blockierten einen Großteil des Raumbedarfs. Seine Schlussfolgerung, mitgeteilt an Kammler und Dornberger am 6. März 1945:

»Eine völlige Evakuierung dieser zusätzlichen Belegung scheitert an der Unmöglichkeit anderweitiger Unterbringung. Sie dürfte bei Anwendung härterer Maßnahmen jedoch zum Teil möglich sein.«³⁸

Die hoffnungslose Überfüllung des »Sperrgebiets Mittelbau« spiegelte sich in einem Brief, den Hans K. Kaiser am 24. Februar 1945 an von Brauns technischen Assistenten Dieter Huzel schrieb.³⁹ Wie er mitteilte, war er mit einem Transport von Peenemünde bis Sangerhausen (35 km vor Nordhausen) gelangt. Seitdem versuche er, auf »Erkundungsfahrten« nach Nordhausen und Bleicherode, behindert durch Zugausfälle und Tieffliegerangriffe, sowie in Verhandlungen mit leitenden Konstrukteuren (darunter Hans Maus und Konrad Dannenberg) einen Arbeitsplatz zu finden, doch »(...) hält man die Forderung nach einem Arbeitsraum für 3 Personen bereits für zu anspruchsvoll und unerfüllbar.«⁴⁰

Abschließend ließ Kaiser Huzel wissen, »um die Angelegenheit im M[iittel]W[erk]« habe er sich erst wenig kümmern können. Er werde jedoch versuchen, »an einem der nächsten Tage selbst zum MW zu fahren.«⁴¹ Weitere Unterlagen sind dazu nicht aufgetaucht.

Kaiser, der 1937 in Breslau die Gesellschaft für Weltraumforschung (GfW) gegründet hatte, blieb 1945 in Deutschland. Mit der Gründung der Nordwestdeutschen Gesellschaft für Weltraumforschung versuchte er, an seine Vorkriegsinitiative anzuknüpfen, warb publizistisch und in Vorträgen für den Raumfahrtgedanken. Auf beiden Gebieten wurde er jedoch von dem wenige Jahre jüngeren Heinz Gartmann (1917–1960) überflügelt, der 1948 die GfW wieder ins Leben rief. Mitte der 1950er Jahre baute Kaiser sich eine Karriere als Verfasser utopischer Jugendromane auf – unter seinem eigenen Namen wie unter einer Reihe deutscher und angelsächsisch klingender Pseudonyme (Karl Hansen, Thomas Hellberg, R. J. Richard, Richard Oliver).⁴²

1957 bot Kaiser dem Erich Pabel Verlag, Rastatt, ein Exposé für einen Heftroman an, mit den alternativen Titelvorschlägen *Im Schatten der Wunderwaffen – V2 gegen London – Bomben auf Peenemünde*.⁴³ Dem Mittelwerk galt darin ein einziger Satz. Das Exposé, vom Verlagslektorat als »sehr brauchbar« beurteilt, ließ noch nicht erkennen, was in dem Manuskript, für das Kaiser als Verfasserpseudonym »Karl Hansen« genannt hatte, konkret darüber stehen würde.

Der Pabel Verlag veröffentlichte den Roman unter dem Titel *Raketen über Peenemünde* 1958 im Landser-Großband 2. Die Landser-Heftreihe heroisiert bekanntlich seit der Mitte der 1950er Jahre den Einsatz »einfacher« Soldaten im Zweiten Weltkrieg. Die »(...) Bindung des Krieges an den Nationalsozialismus (...)« wird in der Reihe »weitgehend gelöst«, stattdessen »(...) ein Männlichkeitstypus inszeniert, der sich im heldenhaften Handeln beweist«.⁴⁴ Kaisers Roman fällt aus diesem Schema heraus. Das gilt umso mehr, als unter dem Titel *Der lautlose Tod* noch 1978, also zwanzig Jahre später, ein weiterer Landser-Großband (Nr. 473) über Entwicklung und Einsatz der V2 erschien, dessen konventionelle Darstellung gänzlich auf Dornbergers (und Nehers) Wiedergabe fußte.

Der Protagonist des Romans, ein junger Physiker, aus seinem Universitätsinstitut nach Peenemünde dienstverpflichtet, erhält den Auftrag, Konstruktionsunterlagen ins Mittelwerk zu schaffen. Er trifft auf eine Welt wie in »einem düsteren Alptraum«, erfüllt von »misstrauisch blickenden SS-Posten« und den »geduckten Gestalten (...) müde wirkender Häftlinge.«⁴⁵

»Die Wände waren grau (...) Grau waren auch die Uniformen der Wachmannschaften, denen [man] überall begegnete, grau die Gesichter der Häftlinge, die in langen Kolonnen dahin zogen, von scharfen Kommandos ihrer Wächter gescheucht.«⁴⁶

Nach wie vor nur eine Andeutung dessen, was sich im Mittelwerk abspielt. Und doch: Als der Protagonist schließlich seiner Freundin – einer Laborantin, die er in der Heeresanstalt kennengelernt hat – seine Eindrücke beschreibt, führt sie die Illusionen ad absurdum, auf die er bislang ausgewichen ist:

»Da erfindet ihr die tollsten Sachen und träumt von der kommenden Erschließung des Weltalls. Ihr redet vom ›uralten Sehnsuchtstraum der Menschheit‹ und von seiner baldigen Erfüllung – und gleichzeitig lasst ihr die Geräte, die euch dazu dienen sollen, in Sklavenarbeit herstellen.«⁴⁷

Sklavenarbeit: Das war der zentrale Tatbestand, den der »Mythos Peenemünde« zu verdrängen trachtete. Der Begriff brachte auf den Punkt, was der amerikanische Sozialwissenschaftler Jeffrey Herf Jahre später als »reaktionäre Modernität« charakterisieren sollte:⁴⁸ Auf der einen Seite das Projektil, das den Schritt in eine technisch fortgeschrittene Zukunft verkörpern sollte – auf der anderen die Fertigung desselben Geschosses mittels brutaler Reduzierung von Menschen auf die rechtlosen Arbeitstiere einer fernen Vergangenheit.

Der Lichtblick, den Kaisers Annäherung an die Wirklichkeit bedeutete, blieb freilich der Fiktion, nicht dem rückblickenden

Bericht, vorbehalten. Auch dürfte er an diesem entlegenen Ort allenfalls von wenigen Zeitgenossen wahrgenommen worden sein.

IV. PETER P. WEGENER: DIE VERÄNDERUNG DER SICHT AUF PEENEMÜNDE

Erst die allmähliche Distanzierung von der verschworenen Gemeinschaft der »alten Peenemünder« dürfte Hans K. Kaiser den Bruch mit deren Sprachregelung ermöglicht haben. Diese Feststellung gilt erst recht im Falle Peter Wegeners, der mehrere Angebote von Brauns ausschlug: Wie er – »ohne damit irgendein negatives Urteil über die Betreffenden zu verbinden« – in seinen Erinnerungen ausdrücklich vermerkte, habe er »(...) unabhängig sein [wollen] von der Gruppe deutscher Wissenschaftler und Ingenieure, die von Braun umgab«. ⁴⁹ 1946 im Rahmen des Projekts Paperclip in die USA gelangt, setzte Wegener seine wissenschaftliche Arbeit zunächst im Navy Ordnance Laboratory (Maryland), danach im Jet Propulsion Laboratory in Pasadena fort. Er knüpfte Kontakte zu mehreren Universitäten und wurde 1960 auf eine Professur an der Yale University berufen.

Wegener war ein Sohn des bekannten Regisseurs und Schauspielers Paul Wegener (Der Student von Prag; Der Golem, wie er in die Welt kam) aus dessen dritter Ehe. Nach seiner Promotion wurde er 1943 von der Ostfront ans Aerodynamische Institut in Peenemünde versetzt, wo er unter Leitung Rudolf Hermanns an der Entwicklung des ersten Überschall-Windkanals arbeitete. Hermann hatte sich 1937 der NSDAP angeschlossen und avancierte 1941 zum Schulungsleiter. ⁵⁰ In seinen Memoiren beschrieb Wegener einen politischen Zusammenstoß mit Hermann im Sommer 1944; er ließ keinen Zweifel daran, dass der Institutsleiter bis zum Ende überzeugter Parteigänger blieb. »Wir waren alle in Hermanns Gegenwart vorsichtig.« ⁵¹

Als Folge des Bombenangriffs auf Peenemünde wurde das Institut nach Kochel am Walchensee verlegt. Von hier aus fuhren Wegener und ein weiterer Institutsmitarbeiter, beide in Wehrmachtsuniform, Anfang April 1945 über Nordhausen nach Niedersachswerfen. Versehen mit Befehlen von Brauns, zusätzlich ausgestattet mit Sonderausweisen, gelangten sie mit dem Auftrag ins Mittelwerk, die Originale der Forschungsberichte des Instituts sicherzustellen, die dort deponiert worden waren. Die »größte Beschäftigtengruppe«, beobachtete Wegener, »(...) bestand aus Häftlingen, die man für das V-Waffen-Projekt hierhergeschafft hatte. Sie trugen die gestreiften Kleidungsstücke und Mützen von KZ-Insassen (...) Für die Arbeitskräfte bestand kein Zweifel, dass wir uniformierte Außenseiter waren, und verstohlen bedachten sie uns mit verächtlichen Seitenblicken. Ich habe noch nie Augen so voll Hass erlebt. Hier stütze ich mich auf Erinnerungen, die ich in den 1980er Jahren festhielt. Dort schrieb ich, dass nach meinem Empfinden damals die einzige Möglichkeit, anständig zu handeln, darin bestanden hätte, mich meiner Uniform zu entledigen, in gestreifte Kleidung zu schlüpfen und mich zu den Gefangenen zu gesellen, die wir alle in eine derart unmenschliche Lage gebracht hatten. Ich habe oft versucht, diese Eindrücke meines Besuchs zu überprüfen, und ich bin mir sicher, dass ich ein überwältigendes Gefühl der Verzweiflung verspürte. Wir versuchten nun, den Tunnel so rasch wie möglich zu verlassen.«⁵²

Noch im Nachhinein spiegelt Wegeners – offenkundig im zeitlichen Abstand mehrfach reflektierte – Beschreibung seine tiefe Verstörung ebenso wie seine Hilflosigkeit. Bereits im Aufbruch begriffen, warf er damals einen Blick zurück und gewährte einen Schichtwechsel, »(...) bei dem ein dicht gedrängter Menschenstrom in zeretzter Häftlingskleidung dem Hauptportal entströmte.« Wieder vermerkte Wegener seine Reaktion: »Ich erschrak bei dem Anblick, und erneut eilten wir weiter.«⁵³

Wegener beließ es nicht einfach bei diesen Empfindungen.

Während der ersten Jahre nach der deutschen Einigung besuchte er zweimal, 1992 und 1994, die nunmehrige Gedenkstätte Mittelbau-Dora. Er führte dort Gespräche und beschaffte sich die jetzt sukzessiv erscheinenden (vorläufig noch kürzeren) archivgestützten Darstellungen.⁵⁴ Das Schlusskapitel seiner Erinnerungen sowie die Anmerkungen des Buchs spiegeln diesen Lernprozess,⁵⁵ der zu dem Zeitpunkt, an dem Wegener seine Erinnerungen abschloss, noch nicht an sein Ende gelangt war.

Aus dem, was er an Dokumenten und Erörterungen kannte, zog Wegener damals noch den Schluss einer zwar eindeutig belegbaren, aber ausschließlich individuellen Schuld Arthur Rudolphs:

»Dieser frühe, gänzlich freiwillig unterbreitete, spontane Gedanke [vom April 1943], Häftlinge einzusetzen, gefolgt von der Tätigkeit im Mittelwerk,⁵⁶ hebt Rudolph von den meisten anderen [ab], die am Ende befasst waren mit der Massenfertigung der Rakete (...) Meines Wissens hatte niemand sonst angeregt, Verbindung zur SS aufzunehmen, um Arbeitskräfte für Peenemünde zu erhalten (...) Zweifellos bestand im Umfeld Peenemündes keine Notwendigkeit für einen derartigen Vorschlag.«⁵⁷

Hier irrte Wegener, wie mittlerweile zweifelsfrei feststeht. Er glaubte auch nach wie vor, Dornberger hätte »(...) jede nur erdenkliche Anstrengung unternommen (...)«, um die SS von Peenemünde fernzuhalten.⁵⁸ Wegener lehnte gleichfalls ab, von Braun irgendeine persönliche Schuld zuzuweisen.⁵⁹ Er schloss sein Buch allerdings mit dem Hinweis, von Brauns Brief an Albin Sawatzki vom 15. August 1944, wonach er selbst im KZ Buchenwald Häftlinge für eine Spezialaufgabe ausgewählt habe, werfe »grundlegende Fragen auf, von denen sich gegenwärtig keine mit Sicherheit beantworten lässt«.⁶⁰ Mit diesem Satz enden Wegeners Erinnerungen. Da es sich zugleich um den abschließenden Satz der letzten Anmerkung handelt,

fehlt er mit allen Anmerkungen in der deutschen Ausgabe.

V. FAZIT

In der Literatur über Peenemünde haben Peter Wegeners Memoiren bislang nicht die Berücksichtigung erfahren, die sie verdienen. Das ist umso bedauerlicher, als Wegener gewissermaßen im Vorübergehen mit einem weiteren Stück des »Mythos Peenemünde« aufräumt: Wie er mehrfach kategorisch festhielt, wurde in seiner Gegenwart in der Heeresanstalt Peenemünde »nicht ein einziges Mal« über Raumfahrt gesprochen, geschweige denn über das A4 als »Sprungbrett zum Mondflug«. Wegener betonte, das gelte auch für von Braun, »selbst bei kleineren gesellschaftlichen Zusammenkünften«. Im Kontrast dazu fand Wegener es »verblüffend, dass in einem Großteil der Nachkriegsliteratur die Auffassung von Peenemünde als erstem Raumfahrtzentrum ernstlich erörtert werden konnte«, und er stufte diese Auffassung ausdrücklich als »Mythos« ein.⁶¹

Damit ist zugleich das Urteil gesprochen über die Bestrebungen der »Projektgruppe Technikmuseum Wernher von Braun« und des gleichnamigen Fördervereins, den Erststart des Geschosses vom Oktober 1942 in möglichst verharmlosender Terminologie zu charakterisieren als bloßen »Testflug (...) eines experimentellen Flugkörpers vom Typ A4« – »ein Flugkörper als Waffe« sei dagegen »auch im Weiteren später« vom Prüfstand VII nie gestartet worden. Der Prüfstand VII war jedoch nicht die »Wiege der Raumfahrt«, wie die Projektgruppe in ihrem Webauftritt meint, sondern die Wiege einer Terrorwaffe, auf welche die NS-Führung ihre Hoffnung setzte. Hatte doch Walter Dornberger Ende März 1942, ein halbes Jahr vor dem erfolgreichen Erststart, unverblümt mit dem Versprechen für die Rakete geworben, mittels Dauerbeschuss sollten »lohnende Ziele wie London, Industriegebiete, Hafenstädte pp. unter

Feuer genommen werden.«⁶²

Peter Wegeners Bemühen um Kontrastierung seiner eigenen Erinnerungen mit den aufgefundenen Dokumenten über Peenemünde, seine Selbstinfragestellung und seine ethischen Reflexionen stehen in deutlichem Gegensatz zu den beschönigenden Darstellungen der Dornberger, von Braun, Huzel, Dannenberg, Klee und Merk, Bergaust, Stuhlinger und Ordway und anderer mit ihren Verdrängungen, Auslassungen und Schutzbehauptungen. Wegeners Erinnerungen repräsentieren in vielen Passagen ein Stück jener lange vermissten Trauerarbeit, von der man hoffen kann, dass sie – spät genug, aber doch – dem »Mythos Peenemünde« endgültig die Grundlagen entziehen wird.

Anmerkungen

1 Diese knappen Angaben fassen wesentliche Ergebnisse der beiden folgenden Untersuchungen zusammen: Neufeld, Michael J.: *The Rocket and the Reich*, New York: Free Press 1995 (dt. *Die Rakete und das Reich*, Berlin: Brandenburgische Verlagsanstalt 1997); Einfeld, Rainer: *Mondsüchtig. Wernher von Braun und die Geburt der Raumfahrt aus dem Geist der Barbarei*, Reinbek: Rowohlt 1996 (Springe: zu Klampen 32012).

2 Ruland, Bernd: Wernher von Braun – Mein Leben für die Raumfahrt, Offenburg: Burda 21969, S. 277. Zu den Mechanismen der Gemeinschaftsbildung in Peenemünde vgl. Petersen, Michael B.: *Missiles for the Fatherland. Peenemünde, National Socialism and the V-2 Missile*, Cambridge: Cambridge University Press 2009 (siehe auch unten).

3 Vgl. (auch zum Folgenden) Jessel, Walter: *Special Screening Report, Headquarters 3rd US Army, Intelligence Center (Interrogation Section)*, 12. Juni 1945, Appendix A, S. 1/2; Osborne, Ralph M.: »Special Interrogation Report: Evidence of a Conspiracy among leading German OVERCAST Personnel«, 29. Oktober 1945, S. 2 und Appendix B, beide in: National Archives, Record Group 260, Box 5.

4 In der Neuausgabe 1981 – siehe unten – ist der Hinweis nicht mehr enthalten. Vgl. dagegen die Erstausgabe: Dornberger, Walter: *V 2 – Der Schuss ins Weltall*, Esslingen: Bechtle 1952, S. 4; ebenso die amerikanische Übersetzung *V-2*, New York: Viking Press 1954, S. XVI. Zu Neher vgl. *Wer ist wer?*, Berlin: Arani-Verlag 1969/70, S. 905; Rottensteiner, Franz: »Franz L. Neher (1896–

1970)«, in: Körber, Joachim (Hrsg.): Bibliographisches Lexikon der utopisch-phantastischen Literatur, 9. Ergänzungslieferung, Mettingen: Corian 1987.

5 Hinweise auf die »subjektiven Verfärbungen« und »offensichtlichen Auslassungen« in Dornbergers Darstellung finden sich bereits bei Heinz Dieter Hölsken in seiner vom Münchener Institut für Zeitgeschichte herausgegebene Studie, Hölsken, Heinz Dieter: Die V-Waffen. Entstehung, Propaganda, Kriegseinsatz, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1984, S. 12.

6 Rees, Eberhard: »Geleitwort«, in: Dornberger, Walter: Peenemünde – Geschichte der V-Waffen, Esslingen: Bechtle 1981, S. 7–9, hier S. 9.

7 Neipp, Volker: Mit Schrauben und Bolzen auf den Mond, Trossingen: Springer 2008, S. 34.

8 Kaiser, Hans K.: Kleine Raketenkunde, Stuttgart: Mundus 1949, S. 101.

9 Dornberger: V2 (1952), S. 238, 248, 264/265.

10 Huzel, Dieter K.: Peenemünde to Canaveral, Englewood Cliffs: Prentice Hall 1962, S. 86. Eine deutsche Übersetzung erschien unter dem Titel Von Peenemünde nach Canaveral (Berlin: Vision-Verlag 1994; Taschenbuchausgabe 1999).

11 Dornberger: V2 (1952), S. 6; Dornberger: V2 (1981), S. 306.

12 Wegener, Peter P.: The Peenemünde Wind Tunnels. A Memoir, New Haven/London: Yale University Press 1996, S. 160. Die deutsche Übersetzung: Die Raketenforschung in Peenemünde, Oldenburg: Schardt 2011, ist nicht immer verlässlich.

13 Wie von Wegener in seiner Danksagung erwähnt, trafen wir uns damals in New York und sprachen über Unterlagen, die ich ihm zur Verfügung gestellt hatte. Vgl. Wegener: Wind Tunnels, S. IX/X.

14 Neipp: Mit Schrauben und Bolzen auf den Mond, S. 16, 163. Vgl. dagegen Bundesarchiv Berlin (BArch B) ZA VI 0500 A 18 (ehem. Unterlagen Berlin Document Center), NSDAP-Zentralkartei, SA-Mitgliedskarte.

15 Vgl. Neipp: Mit Schrauben und Bolzen auf den Mond, S. 16.

16 Vgl. Fischer, Karin: »Heidebroek, Enno Wilhelm Tielko«, in: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (Hrsg.): Sächsische Biografie, [http://saebi.isgv.de/biografie/Enno_Heidebroek_\(1876-1955\)](http://saebi.isgv.de/biografie/Enno_Heidebroek_(1876-1955)), abgerufen am 15.2.2013; Neipp: Mit Schrauben und Bolzen auf den Mond, S. 17, 19/20.

17 »Eberhard Rees, Rocketry Pioneer, Dies at 89«, in: New York Times, April 4, 1998, <http://www.nytimes.com/1998/04/04/us/eberhard-rees-rocketry-pioneer-dies-at-89.html>

18 Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg (BArch F), RH 8/v. 1254 (Serien- und Massenfertigung A 4 1941–43), Blatt 13–17.

19 Ebenda, Blatt 13.

20 BArch F, RH 8/v. 1254, Blatt 19.

21 BArch F, RH 8/v. 1254, Blatt 143.

22 Ebd.

23 Vgl. im Einzelnen Eisfeld: Mondsüchtig, S. 89/90.

24 BArch F, RH 8/v. 1254, Blatt 144.

25 Die Tarnbezeichnung »HAP 11« – Heimat-Artillerie-Park 11 – war Mitte 1943 an die Stelle des Namens »Heeresanstalt Peenemünde« getreten.

26 BArch F RH 8/v. 1210 (Chronik des Versuchsserienwerks Peenemünde, Bd. V: 1943), Blatt 29, 30.

27 Erich Apel beging 1965 mit 48 Jahren als stellvertretender DDR-Ministerpräsident und Vorsitzender der Staatlichen DDR-Planungskommission Selbstmord. Er schloss sich 1945 der Gruppe um Helmut Gröttrup an, die 1946 in die UdSSR zwangsverpflichtet wurde und auf der Wolgainsel Gorodomlija, zwischen Moskau und Leningrad, ein neues Institut zur Entwicklung weittragender Raketen errichtete (zu Apels Zuständigkeitsbereich vgl. das von Irmgard Gröttrup angefertigte Diagramm in: Albrecht, Ulrich u. a.: Die Spezialisten. Deutsche Naturwissenschaftler und Techniker in der Sowjetunion nach 1945, Berlin: Dietz 1992, S. 99). Zwischen 1951 und 1953 wurde den Ingenieuren sukzessive die Rückkehr gestattet. Apel stieg in der DDR als Repräsentant eines unideologischen Funktionärstyps auf und war wesentlich beteiligt an der Entwicklung des »Neuen Ökonomischen Systems der Planung und Leitung« (NÖSPL). Als Ulbricht gegen seinen hartnäckigen Widerstand ein neues Außenhandelsabkommen mit der Sowjetunion akzeptierte, das Apels Bemühungen um mehr handelspolitische Flexibilität zunichte machte, erschoss Apel sich in seinem Dienstzimmer.

28 BArch F RH 8/v. 1966 (Sonderausschuss A 4/Endabnahme 1943), Blatt 50281.

29 Vgl. Neipp: Mit Schrauben und Bolzen auf den Mond, S. 13. – Übrigens war Rees natürlich nicht »in Friedenszeiten (...) Richter in Pommern«, wie man in der deutschen Ausgabe von Peter P. Wegeners The Peenemünde Wind Tunnels (vgl. Anm. 12) auf S. 48 lesen kann. Der Übersetzer hat die Subjekte zweier aufeinander folgender Sätze (im Original: S. 41) miteinander verwechselt – ein Beispiel für die oben monierte teilweise Unzuverlässigkeit der deutschen Fassung.

30 Vgl. Petersen: Missiles, S. 65/66, 80/81, 151, 200.

31 Vgl. Wildt, Michael: Generation des Unbedingten, Hamburg: Hamburger Edition 2002, S. 858.

32 Nicht »der amerikanische Geheimdienst« wollte Rudolph das Staatsbürgerrecht entziehen, wie Neipp: Mit Schrauben und Bolzen auf den Mond, S. 139, meint; erst recht wies der Geheimdienst ihn nicht aus (Neipp, ebd.).

33 Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht Hamburg, Gesch.-Nr. 2100 Js 3/85 (Ermittlungsverfahren gegen Arthur Rudolph), Bd. 15, Blatt 2230, 2294.

34 Vgl. Neipp: Mit Schrauben und Bolzen auf den Mond, S. 139.

35 Neipp: Mit Schrauben und Bolzen auf den Mond, S. 139/140.

36 Staatsanwaltschaft, Gesch.-Nr. 2100 Js 3/85, Bd. 15, Blatt 2333.

37 Vgl. Ward, Bob: *Dr. Space. The Life of Wernher von Braun*, Annapolis: Naval Institute Press 2005, S. 158. Bei Ward war es »die Bonner Regierung«, die angeblich »eine Untersuchung anstellte« und Rudolph »von allen Kriegsverbrechen entlastete«. Ich habe mich mit Wards Buch in einer Besprechung auseinandergesetzt: *Journal of Military History* 70 (2006), S. 1177–1178.

38 BArch F, RH 8/v. 852, VII 74c 40, S. 1, 3.

39 RH 8/v. 1992, Brief Hans K. Kaiser an Dieter Huzel vom 24.2.1945. Für das Dokument danke ich Manfred Kanetzki (Historisch-Technisches Museum Peenemünde).

40 Ebd.

41 Ebd.

42 Vgl. Weigand, Jörg: »Hans Karl Kaiser (1911–1985)«, in: Körber, Joachim (Hrsg.): *Bibliographisches Lexikon der utopisch-phantastischen Literatur*, 85. Erg.-Lfg., Mettingen: Corian 2008.

43 Die folgenden Informationen, die dem Archiv Pabel-Moewig Verlag (Rastatt), entstammen, verdanke ich dem großzügigen Entgegenkommen des Chefredakteurs *Zeit- und Militärgeschichte*, Dr. Guntram Schulze-Wegener. Vermittelt hat den Kontakt Klaus N. Frick (Rastatt), dem ich ebenfalls herzlich für seine Hilfe danke.

44 Knoch, Habbo: »Der späte Sieg des Landsers. Populäre Kriegserinnerung der fünfziger Jahre als visuelle Geschichtspolitik«, in: *Arbeitskreis Historische Bildforschung* (Hrsg.): *Der Krieg im Bild – Bilder vom Krieg*, Frankfurt/M.: Peter Lang 2003, S. 163–186, hier S. 165; Spreen, Dierk: Rezension von *Der Krieg im Bild – Bilder vom Krieg*, *h-soz-u-kult*, 7. Juli 2004, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/id=3409&count=54&recno=30&type=ezbuecher&sort=datum&order=down&search=Habbo+Knoch>, abgerufen am 22.2.2013.

45 Hansen, Karl (d. i. Hans K. Kaiser): *Raketen über Peenemünde*, Landser-Großband 2, Rastatt: Erich Pabel 1958, S. 83.

46 Ebd.

47 Ebd., S. 85.

48 Herf, Jeffrey: *Reactionary Modernism*, Cambridge: 1984. Vgl. auch Eisfeld, Mondsüchtig, S. 49, 104.

49 Wegener, Wind Tunnels, S. 53.

50 National Archives, Record Group 330 (Joint Intelligence Objectives Agency, JIOA), Foreign Scientist Case File: Rudolf Hermann, Statement on Political Activities, 11. Juli 1947.

51 Wegener, Wind Tunnels, S. 80/81, 82; ebenso S. 97.

52 Ebd., S. 95.

53 Ebd., S. 95/96.

54 Ebd., S. 176 Anm. 3; S. 180/181, Anm. 5 und 6.

55 Leider fehlen die Anmerkungen in der deutschen Ausgabe des Buchs (vgl.

Anm. 12). Mindestens deren wesentlichster Teil hätte sich bei sorgfältigerem Vorgehen ohne größere Mühe in den Haupttext einarbeiten lassen. Vgl. besonders auch unten, Anm. 60.

56 In der deutschen Ausgabe, S. 179, ist diese Stelle falsch und sinnentstellend übersetzt.

57 Wegener, *Wind Tunnels*, S. 155.

58 Wegener, ebd.

59 Vgl. Wegener, ebd., S. 158.

60 Wegener, ebd., S. 182.

61 Wegener, ebd., S. 41/42, 156.

62 Hölsken, *V-Waffen* (wie Anm. 5), S. 32.

Archivalien- und Literaturverzeichnis

Bundesarchiv Berlin, NSDAP-Zentralkartei.

Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, RH 8 (Heereswaffenamt, Heeresversuchsanstalt Peenemünde)

National Archives, Record Group 260 (OMGUS, Field Information Agency, Technical, [FIAT])

National Archives, Record Group 330 (Joint Intelligence Objectives Agency, JIOA)

Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht Hamburg, Gesch.-Nr. 2100 Js3/85 (Ermittlungsverfahren gegen Arthur Rudolph 1985–1987)

Albrecht, Ulrich u. a.: *Die Spezialisten. Deutsche Naturwissenschaftler und Techniker in der Sowjetunion nach 1945*, Berlin: Dietz 1992.

Burkhart, Ford: »Eberhard Rees, Rocketry Pioneer, Dies at 89«, in: *New York Times*, April 4, 1998, <http://www.nytimes.com/1998/04/04/us/eberhard-rees-rocketry-pioneer-dies-at-89.html>, abgerufen am 20.11.2013.

Dornberger, Walter: *V2 – Der Schuss ins Weltall*, Esslingen: Bechtle 1952.

Eisfeld, Rainer: »Review of ‚Dr. Space. The Life of Wernher von Braun‘ by Bob Ward«, in: *Journal of Military History* 70 (2006), S. 1177-1178.

Eisfeld, Rainer: *Mondsüchtig. Wernher von Braun und die*

Geburt der Raumfahrt aus dem Geist der Barbarei, Reinbek: Rowohlt 1996 (Springe: zu Klampen ³2012).

Fischer, Karin: »Heidebroek, Enno Wilhelm Tielko«, in: Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (Hrsg.): Sächsische Biografie, [http://saebi.isgv.de/biografie/Enno_Heidebroek_\(1876-1955\)](http://saebi.isgv.de/biografie/Enno_Heidebroek_(1876-1955))

Hansen, Karl (d. i. Hans K. Kaiser): Raketen über Peenemünde, Landser-Großband 2, Rastatt: Erich Pabel 1958.

Herf, Jeffrey: Reactionary Modernism, Cambridge: 1984.

Hölsken, Heinz Dieter: Die V-Waffen. Entstehung, Propaganda, Kriegseinsatz, Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1984.

Huzel, Dieter K.: Peenemünde to Canaveral, Englewood Cliffs: Prentice Hall 1962.

Jessel, Walter: Special Screening Report, Headquarters 3rd US Army, Intelligence Center (Interrogation Section), 12. Juni 1945.

Kaiser, Hans K.: Kleine Raketenkunde, Stuttgart: Mundus 1949.

Knoch, Habbo: »Der späte Sieg des Landsers. Populäre Kriegserinnerung der fünfziger Jahre als visuelle Geschichtspolitik«, in: Arbeitskreis Historische Bildforschung (Hrsg.): Der Krieg im Bild – Bilder vom Krieg, Frankfurt/M.: Peter Lang 2003, S. 163–186.

Neipp, Volker: Mit Schrauben und Bolzen auf den Mond, Trossingen: Springer 2008.

Neufeld, Michael J.: The Rocket and the Reich, New York: Free Press 1995 (dt. Die Rakete und das Reich, Berlin: Brandenburgische Verlagsanstalt 1997).

Osborne, Ralph M.: »Special Interrogation Report: Evidence of a Conspiracy among leading German OVERCAST Personnel«, 29. Oktober 1945, S. 2 und Appendix B, beide in: National Archives, Record Group 260, Box 5.

Petersen, Michael B.: Missiles for the Fatherland. Peenemünde, National Socialism and the V-2 Missile, Cambridge: Cambridge University Press 2009.

Rees, Eberhard: »Geleitwort«, in: Dornberger, Walter: Peene-

münde – Geschichte der V-Waffen, Esslingen: Bechtle 41981, S. 7-9.

Rottensteiner, Franz: »Franz L. Neher (1896–1970)«, in: Körber, Joachim (Hrsg.): Bibliographisches Lexikon der utopisch-phantastischen Literatur, 9. Erg.-Lfg., Mettingen: Corian 1987.

Ruland, Bernd: Wernher von Braun – Mein Leben für die Raumfahrt, Offenburg: Burda 21969.

Spreen, Dierk: Rezension von Arbeitskreis Historische Bildforschung (Hrsg.): »Der Krieg im Bild – Bilder vom Krieg«, in: h-soz-u-kult, 7. Juli 2004, <http://hsozkult.geschichte.huberlin.de/rezensionen/id=3409&count=54&recno=30&type=rezbuecher&sort=datum&order=down&search=Habbo+Knoch>

Ward, Bob: Dr. Space. The Life of Wernher von Braun, Annapolis: Naval Institute Press 2005.

Wegener, Peter P.: The Peenemünde Wind Tunnels. A Memoir, New Haven/London: Yale University Press 1996; dt. Übersetzung: Die Raketenforschung in Peenemünde, Oldenburg: Schardt 2011.

Weigand, Jörg: »Hans Karl Kaiser (1911–1985)«, in: Joachim Körber (Hrsg.): Bibliographisches Lexikon der utopisch-phantastischen Literatur, 85. Erg.-Lfg., Mettingen: Corian 2008.

Wildt, Michael: Generation des Unbedingten, Hamburg: Hamburger Edition 2002.



TOMASZ ŚLEPOWROŃSKI

ZWANGSARBEITER

in industriellen Betrieben Mecklenburgs und Vorpommerns 1939-1945 in der Geschichtsschreibung der Deutschen Demokratischen Republik



Die Inhalte der Geschichtsforschung wurden, ebenso wie die Beschreibung der Vergangenheit, in der DDR hauptsächlich durch Beschlüsse und Bestimmungen der höchsten Parteigremien vorgegeben, darunter das Zentralkomitee, Parteitage und -konferenzen der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) sowie Anordnungen der Generalsekretäre und anderer hochrangiger Funktionäre der SED.

GRUNDLAGEN DER GESCHICHTSSCHREIBUNG DER DDR

Das Kriegsende und die Gründung der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) stellten für viele linke Intellektuelle eine Chance zur Abrechnung mit der deutschen Geschichte dar. Sie glaubten, es sei nun ein Ort entstanden, an dem eine neue, fortschrittliche Elite aufgebaut werden könne, die von Nazi-Einflüssen frei sein würde.¹ Die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) und die KPD/SED, die dank der SMAD eine zentrale Rolle beim Aufbau des politischen Systems in der SBZ spielte und die den Antifaschismus moralisch legitimieren konnte, gingen davon aus, die Umsetzung der gescheiterten Revolution von 1918 sowie die Fortsetzung des Kampfes gegen den deutschen Imperialismus, Militarismus und (Neo-)Nationalsozialismus würden die Grundlagen für die Gründung des neuen Staates darstellen.² Eine besondere Rolle sollten hier die Historiker spielen, die im Einklang mit der Parteilinie beweisen mussten, dass die Regierung die richtige Richtung eingeschlagen hatte. Dies sollte durch Argumente aus der deutschen Vergangenheit gestützt werden.³ Man muss also Christoph Kleßmann zustimmen, dass die Geschichtsschreibung in der DDR die Funktion der politischen Legitimierung hatte, insbesondere in Hinsicht auf die benachbarte Bundesrepublik. Verglichen mit Polen gab es in der DDR so gut wie keine relative Unabhängigkeit des Geschichtsunterrichts, und die von der Partei vorgegebene Interpretation und die behördliche Kontrolle wurden wesentlich direkter umgesetzt. Der Geschichtsunterricht diente der ideologischen Rechtfertigung des Systems, die DDR wurde als Krönung deutscher Geschichte überhöht.⁴

Obwohl man sich auf fortschrittliche Traditionen berief, finden sich sowohl in den internen als auch in den offiziellen Plänen und Bestimmungen des Zentralkomitees (ZK) der SED zur Tätigkeit von Historikern paradoxerweise keine Richtlinien zur Erforschung der Schicksale von Zwangsarbeitern im Dritten Reich oder der Haltung der deutschen Gesellschaft gegenüber

den Zwangsarbeitern.⁵ Einen Einfluss darauf hatte möglicherweise die Tatsache, dass die Verantwortung der jeweiligen sozialen Klassen und Schichten für Hitlers Erfolg und die ersten Erfolge des Dritten Reiches erst relativ spät erforscht wurde. Die postulierte Verantwortungszuweisung war von enormer Bedeutung für die von der Geschichtsforschung gewählten Richtungen und ihre methodischen Grundlagen. Die Macht ergreifung durch die Nazis war nur mit erheblicher Unterstützung der Finanzwelt und der Schwerindustrie möglich und die Umstellung der Wirtschaft auf die Rüstungsproduktion wurde von Industriellen geleitet. Am gegenüberliegenden Pol der gesellschaftlichen Kräfte im Dritten Reich befand sich die Arbeiterklasse, die in der offiziellen Geschichtsschreibung der DDR eine »Unschuldbescheinigung« erhielt.⁶

Die ideologischen und dichotomischen Konsequenzen eines Geschichts- und Weltbildes, in dem das Volk an oberster Stelle stand und die regierenden Klassen als reaktionär und volksfeindlich angeprangert wurden, führten zu einer Betrachtung der Geschichte als Geschichte der Gegensätze: Fortschritt und Reaktion, Sozialismus und Imperialismus, vor allem aber Faschismus und Antifaschismus. Darum verliefen gesellschaftliche Konflikte in den Betrachtungen der DDR-Historiker nie entlang ethnischer und religiöser Grenzen, sondern entlang von Klassengrenzen.⁷ Dieses Geschichtsbild hatte direkte Konsequenzen für die Bewertung der Haltung des deutschen Volkes im Dritten Reich. Das Volk wurde als Opfer einer Verschwörung der Finanzwelt und der Nazidiktatur dargestellt, während seine Mitverantwortung für den Nationalsozialismus ignoriert wurden.⁸ Deshalb wurde das Thema Zwangsarbeit in Abhandlungen, die sich auf das gesamte Gebiet Deutschlands bezogen – sofern es überhaupt in geschichtswissenschaftlichen Publikationen auftauchte –, hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der Täter – die sich in einem abgeschlossenen Raum befanden, der aus dem Großkapital und aus Nationalsozialisten bestand – sowie als Element der Besatzungspolitik in

Osteuropa behandelt.

ZWANGSARBEIT ALS RANDNOTIZ IN DEN ARBEITEN DER FÜHREN DEN DDR-HISTORIKER

Jürgen Kuczynski,⁹ einer der prominentesten Historiker der SBZ/DDR, erörterte in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre im Rahmen seiner Forschungsarbeit als Erster das Thema Zwangsarbeit. In seinem Werk, das sich der Lage der Arbeiter in Deutschland bis 1945 widmete, beschrieb er ihre Situation auch im Dritten Reich. Er trat den Beweis an, dass das Phänomen Zwangsarbeit in Deutschland bereits vor 1939 existierte, als ehemalige tschechoslowakische Bürger zwangsweise zum Arbeiten nach Deutschland geholt wurden. Er schrieb den Aufbau des Zwangsarbeitssystems eindeutig den NS-Machthabern zu, die zum einen Arbeitskräfte für die Rüstungsindustrie des Dritten Reiches sichern und zum anderen die Idee Hitlers verwirklichen wollten, nach der Osteuropäer und Juden als Untermenschen galten. Kuczynski beschäftigte sich eingehend mit quantitativen Indikatoren, die unter anderem die Lebensqualität in Deutschland während des Zweiten Weltkriegs, den Einfluss des Krieges auf den Markt und die Arbeitsbedingungen, die Entwicklung der Zahl der Zwangsarbeiter und die Art ihrer Hinzuziehung betrafen. Er beschrieb auch die furchtbaren Arbeits- und Aufenthaltsbedingungen im Dritten Reich und beurteilte den Status der Zwangsarbeiter innerhalb der nationalsozialistischen Wirtschaftsmechanik unter dem Gesichtspunkt der Nationalität sowie in Bezug auf die Gesamtheit der versklavten Bevölkerungsgruppen im Vergleich zu deutschen Arbeitern. Kuczynski ließ keinen Zweifel daran, dass sich ganz unten in der Hölle, die die Nazis den ausländischen Arbeitern und Kriegsgefangenen bereiteten, bis 1941 die Polen befanden, denen sich nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion die Einwohner eben dieses Landes anschlossen. Die Politik ihnen gegenüber bezeichnet der Autor als barbarisch

und in all ihrem Wahnsinn am unmenschlichsten und verbrecherischsten. Interessant ist, dass Kuczynski sachlich argumentiert und trotz der traumatisierenden Thematik den Leser nicht emotional zu beeindrucken versucht, sondern wissenschaftlich vorgeht. Die Passagen über die Zwangsarbeit im Dritten Reich enthalten auch keine demonstrativen ideologischen Elemente oder Formulierungen, die sich auf die zu jener Zeit aktuelle politische Situation beziehen würden – auch wenn aus dem Inhalt klar hervorgeht, auf welcher Seite der Autor steht.¹⁰

Es ist unverkennbar, dass die Misere-Theorie zum Entstehungszeitpunkt der Publikation noch einen starken Einfluss auf die ostdeutsche Geschichtsschreibung hatte. Der Autor zählt zwar auch deutsche Arbeiter zu den Opfern der NSDAP und bezeichnet ihre Lebensumstände während des Krieges als schwierig, doch als er ihre Lage mit der Situation der Zwangsarbeiter vergleicht, scheut er nicht den Begriff Paradies auf Erden.¹¹ Man muss die fairen Einschätzungen anerkennen, die damals noch nicht dem Klassenmodell und der vollständig marxistischen Interpretation der deutschen Geschichte untergeordnet waren. Es scheint so, als habe Kuczynski die Meinung vertreten, auch die Arbeiterklasse sei nach Ende der NS-Zeit nicht frei vom braunen Einfluss gewesen. Sie war ja Teil einer Gesellschaft, die eroberte Gebiete Europas ausraubte, und gerade das großindustrielle Proletariat stand zur Zeit einer maximalen Intensivierung der Rüstungsproduktion ganz oben in der Gunst der Machthaber. Die Plünderung des Kontinents wurde vom deutschen Staat systematisch organisiert, aber durch die Pakete, die von Soldaten und Verwaltern der besetzten Gebiete nach Hause geschickt wurden, wurde sie beinahe zu einer allgemeinen Methode zur Bewältigung der Kriegsnot.¹² Wenn man dazu noch das völlige Fehlen eines später permanent auftauchenden Motivs berücksichtigt, das die Schuld der Nazis und die Verantwortung des Großkapitals auf eine Stufe stellt, wird klar, dass die in den letzten Zeilen des Buches enthaltene Anklage (ohne Ausnahme der Arbeiterklasse) gegen das ge-

samte deutsche Volk gerichtet ist: »Die Anklage der deutschen Arbeiter durch andere Nationen – vor allem durch ausländische Arbeiter, die in Deutschland eingesetzt wurden – ist umso schwerwiegender, da der deutsche Arbeiter sich dem Faschismus ohne größeren Widerstand untergeordnet hatte, in vielen Fällen sogar bereit war, ihm zu dienen, und bisweilen als Peiniger, als »Übermensch« gegenüber ausländischen Arbeitern aufgetreten ist.«¹³

Die institutionellen und personellen Umstrukturierungen im Bildungswesen und der Richtungswechsel in der Geschichtspolitik Anfang der 1950er Jahre, die sich von nun an an den Methoden des Historischen Materialismus orientierten, spiegelten sich auch in der Behandlung des Themas Zwangsarbeit wider. Dies und die Glorifizierung der Arbeiterklasse, die von ostdeutschen Historikern als Träger des Fortschritts und als eine Schicht, die sich positiv auf die deutsche Vergangenheit auswirkte, bezeichnet wurde, implizierten ein noch häufigeres Aufgreifen wirtschaftsgeschichtlicher Aspekte, zu denen auch die Geschichte der Industrie und der Industriebetriebe zählte. Die wichtigste Veröffentlichungsreihe stellte hier die mehrbändige Publikation Geschichte der Fabriken und Werke dar, die vom Institut der Geschichte an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin¹⁴ herausgebracht wurde. Als repräsentativ für diese Art von Publikationen kann der erste Band angesehen werden, der sich dem Leben der Arbeiter im Industriegebiet Mansfeld bis 1945 widmet. Das letzte Kapitel behandelt die Sklavenarbeit ausländischer Arbeiter, die folgendermaßen beschrieben wird: »Die Ausbeutung der Fremdarbeiter ist eines der traurigsten Kapitel der Geschichte des deutschen Volkes des 20. Jahrhunderts und zugleich eines der Kapitel, in denen das deutsche Monopolkapital einige seiner barbarischsten, grausamsten Züge in der Zeit des Faschismus zeigte.«¹⁵

In diesem Kapitel wird dem Großkapital vorgeworfen, die

Zwangsarbeiter auf völlig unmenschliche Weise als Objekte der Ausbeutung und Profitquelle behandelt zu haben. Es wird angemerkt, die Tradition der Einstellung ausländischer Arbeitskräfte im Industriekomplex Mansfeld reiche in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück, doch ihre Situation habe sich mit der Machtergreifung der Nazis und der aufkommenden Aggression des deutschen Monopolkapitals, das sich nicht nur die materiellen Güter, sondern auch die Arbeitskraft der eroberten Gebiete aneignen wollte, deutlich verschlechtert. Im Jahr 1938 waren es noch tschechische und slowakische Arbeiter, nach Kriegsausbruch tauchten in den Mansfelder Betrieben dann auch polnische Kriegsgefangene und Zivilarbeiter auf (vor allem in den Gruben) und schließlich auch sowjetische Bürger. Im gesamten Kriegsverlauf wurden in den Betrieben Vertreter fast aller europäischen Nationen eingesetzt. Die Chefetagen der einzelnen Fabriken stellten klare Forderungen nach neuen Transporten, sodass Ausländer gegen Ende des Krieges mehr als 25 Prozent aller Beschäftigten in der lokalen Industrie ausmachten. Anders als in allgemeinen Synthesen wird hier das tragische Schicksal der Sklaven aus dem Osten beschrieben, deren Tod oder Krankheit die von einer Ideologie des Wahnsinns gesteuerten Nazifunktionäre unberührt ließ. Gemäß der Rassentheorie nahmen die sowjetischen und polnischen Kriegsgefangenen die niedrigste Position ein, während sich die Behandlung der anderen Nationen nach den aktuellen Bedürfnissen der deutschen Kriegsmaschinerie und der großen Konzerne richten sollte. Treffend und zugleich erschütternd ist der Vergleich von Menschen mit Bauelementen und Ressourcen, die in der Rüstungsproduktion benötigt wurden. Ihre prekäre Lage wird vor allem durch die Beschreibung des Systems der finanziellen und ökonomischen Ausbeutung vermittelt, das vom deutschen Staat und den Unternehmensführungen aufgebaut wurde.¹⁶

Bei der Bewertung der sozialen und der Lebensbedingungen wurden drei Arbeitergruppen unterschieden: I: Zivilarbeiter,

II: Kriegsgefangene und III: sowjetische Kriegsgefangene und Arbeiter aus dem Osten. Die zugeteilten Essensrationen und die Behandlung dieser Gruppen unterschieden sich deutlich. Arbeiter aus der dritten Kategorie waren völlig isoliert, was einen zusätzlichen Mangel an lebensnotwendigen Kalorien und tägliches Hungern bedeutete. Das führte zu riskanten Versuchen, den Hunger zu stillen, was Repressalien seitens der Wärter nach sich zog und oft mit dem Tod von Zwangsarbeitern endete, die beim Diebstahl von Lebensmitteln oder anderen lebensnotwendigen Gütern erwischt wurden. Die Arbeiter waren in mehreren Lagern in der Nähe der Fabriken untergebracht, wo sie in primitiven Holzbaracken hausten, die nach Meinung des Autors (Wolfgang Jonas) weder einen adäquaten gesundheitlichen Schutz noch eine ausreichende Hygiene gewährleisteten. Belegt wird das mit Angaben zum Gesundheitszustand der Zwangsarbeiter, von denen zeitweise über zehn Prozent, teilweise sogar bis zu 25 Prozent krank waren. Das war auch einer der Gründe, weshalb Arbeiter flüchteten oder nicht von Heimatbesuchen zurückkehrten, die teilweise – und in den meisten Fällen nur Arbeitern aus Westeuropa – gewährt wurden.¹⁷

Das Thema Zwangsarbeit wird außerdem in einem Kapitel des letzten Bands der Weltgeschichte in zehn Bänden erörtert, der den Titel »Vom Arbeitszwang zur Zwangsarbeit« trägt. Der Autor Karl Lärmer analysiert das Thema dort und bereits in einem Aufsatz von 1961 im Hinblick auf das Rechtssystem, das die Nazis nach 1933 auf der Grundlage der neuen Ideologie schufen, darunter auch das Arbeitsrecht. Wie schon vor ihm Kuczynski,¹⁸ kritisiert er die eingeführten Regeln der Volksgemeinschaft, von denen die Arbeiterklasse in Deutschland jedoch nicht profitiert habe und die einzig die Position des Großkapitals sichern sollten. Die Verordnungen und Reglementierungen in der Zeit des totalen Krieges führten laut Lärmer zur totalen Kontrolle der Arbeit und zum Arbeitszwang – und im Endeffekt zu einem Statusverlust der deutschen Ar-

beiter, die beinahe auf eine Stufe mit den Heerscharen der ausländischen Arbeiter gestellt wurden. Basierend darauf wurde versucht, den Begriff »Zwangsarbeit« anders zu definieren als in bis dahin erschienenen Abhandlungen.¹⁹

Die Darstellung von Zwangsarbeit als Ergebnis gemeinschaftlichen Handelns der Nazis und des deutschen Monopolkapitals ist auch besonders in Arbeiten deutlich, die sich der Geschichte des Dritten Reiches und dem Zweiten Weltkrieg insgesamt widmen. Als typisch kann hier die Verwendung eines Ausschnitts aus einer Rede Heinrich Himmlers angesehen werden, die am 4. Oktober 1943 vor der SS-Führung in Posen gehalten wurde und in der zehnbändigen Weltgeschichte zitiert wird, die für die Bedürfnisse der DDR aus dem Russischen übertragen wurde: »Ob die anderen Völker in Wohlstand leben, ob sie verrecken vor Hunger, das interessiert mich nur so weit, als wir sie als Sklaven für unsere Kultur brauchen, anders interessiert mich das nicht.«²⁰ Dieses Zitat tauchte häufig in diversen Publikationen auf, in denen es um Zwangsarbeit ging. Die Zwangsarbeit wird hier im Kontext der geplanten Neuordnung betrachtet, die im wirtschaftlichen und politischen Bereich in den besetzten Gebieten Europas eingeführt werden sollte.²¹ Millionen von Zwangsarbeitern, die, wie deutlich gemacht wurde, überwiegend aus Osteuropa stammten, sollten neben Kriegsgefangenen zur Hauptstütze der deutschen Industrie werden. Gleichzeitig waren sie ein unentbehrlicher Faktor für die Sicherung der »enormen Gewinne der deutschen Monopole«.²² Diese Herangehensweise der sowjetischen Wissenschaftler an das Thema Zwangsarbeit wurde zum Vorbild für die Historiografie in der DDR.

Im umfangreichen Abschnitt »Deutschland im Zweiten Weltkrieg« beziehen sich die Informationen zu Zwangsarbeitern auf die Passagen, die sich dem Kriegsvölkerrecht und dem Wandel des Arbeitsmarktes im Dritten Reich während des Krieges widmen. Diese hatten ebenfalls einen wachsenden

Bedarf des Monopolkapitals und der Nazi-Machthaber nach ausländischen Arbeitskräften zur Folge. Sie werden dort neben wesentlich tiefer gehenden Erörterungen sozialer Aspekte des täglichen Lebens im Krieg vorgestellt, von dem die großindustrielle Arbeiterklasse nach Ansicht der Autoren am meisten betroffen sei, da sie durch die planwirtschaftliche Organisation der Kriegswirtschaft erheblich belastet werde. Ähnlich verhielte es sich mit den Kleinbauern, deren Stellung durch die Entscheidungen der Machthaber systematisch geschwächt worden sei, da die Landwirtschaft auf die Unterstützung von Großbetrieben ausgerichtet wurde. Die Zwangsarbeiter werden jedoch mit keinem Wort erwähnt, und man liest auch nichts darüber, welche Einstellung die deutsche Arbeiterklasse ihnen gegenüber hatte.²³

Der zunehmend hohe Bedarf an Arbeitskräften in Industrie und Landwirtschaft des Dritten Reiches wird mit der Verstärkung der Armee und mit dem immer größeren Aufwand erklärt, der mit weiteren Invasionsplänen der Wehrmacht einherging. Dieser Bedarf konnte auch nicht durch vorübergehende Freistellungen spezialisierter Soldaten und den zunehmenden Einsatz weiblicher Arbeitskräfte gedeckt werden. So wurde der Personalmangel auf dem Arbeitsmarkt hauptsächlich durch die Hinzuziehung ausländischer Arbeitskräfte kompensiert, die zur Arbeit für den verhassten deutschen Imperialismus gezwungen wurden. Dazu zählten auch Kriegsgefangene, die anfangs aus Polen stammten, die im Sommer 1940 unter Missachtung der Genfer Konventionen den Status von Zivilarbeitern erhielten. Neben Personen aus den eroberten Ländern habe der faschistische deutsche Imperialismus, so heißt es, auch auf Arbeitskräfte aus verbündeten Ländern zurückgegriffen, unter anderem aus Italien und Ungarn. In den ersten Kriegsmonaten wurden 90 Prozent aller ausländischen Arbeiter in der Landwirtschaft eingestellt. Ab dem Sommer 1940 zeichnete sich ein Wandel der Beschäftigungsstruktur ab, bis ab Anfang 1941 Zwangsarbeiter zu annähernd gleichen Anteilen in der Landarbeit und in

der Industrie tätig waren. Den ostdeutschen Autoren zufolge stellte genau das einen Beleg für die Schuld der großen Monopole dar, die nicht nur an der Politik der zwangsweisen Hinzuziehung ausländischer Arbeitskräfte beteiligt waren, sondern sie auch anregten. Unterstrichen wurde vor allem die rassistische und chauvinistische Behandlung polnischer Zwangsarbeiter (in der Zeit bis Mitte 1941), deren Ausbeutung sich auch auf ein spezielles Steuersystem stützte, in dessen Rahmen die Polen einen beträchtlichen Teil ihres Verdienstes abtreten mussten. Die offiziell freiwilligen Arbeiter aus West- und Nordeuropa zahlten hingegen die gleichen Steuern wie deutsche Arbeitskräfte. In der Darstellung der Historiker belastete diese ungleiche Behandlung der Vertreter unterschiedlicher Nationen – unabhängig von wirtschaftlichen Faktoren, nach denen sich Fabrikbesitzer richteten – die besitzende Schicht in Hitlers Staat zusätzlich, da sie die rassistische Politik der NSDAP unterstützte.²⁴

Man folgte der allgemeinen Tendenz der DDR-Geschichtsschreibung, die Arbeiten von Historikern aus der BRD zu kritisieren, und äußerte sich negativ über ihre Thesen, in denen sie angeblich die Bedeutung der freiwilligen Rekrutierung ausländischer Arbeiter überbewerteten. Die Autoren dieses umfangreichen Werks zum Zweiten Weltkrieg erhoben Einspruch gegen die Herangehensweise der »imperialistischen Geschichtsschreiber«, die in der Einschätzung der Zwangsarbeit im Dritten Reich während des Zweiten Weltkrieges die Bedeutung der Zäsur Ende 1941/Anfang 1942 unterstrichen und angeblich behaupteten, in der Zeit davor sei die Einstellung ausländischer Arbeiter eine Notwendigkeit des Krieges gewesen und sogar eine gute Tat gegenüber den in Armut lebenden Einwohnern der eroberten Gebiete.²⁵

Das Thema Zwangsarbeit macht allerdings nur einen sehr geringen Anteil des Buches aus. Über ihre Lebensumstände, ihr Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung, die Zahl der Toten und die Krankheiten während der Gefangenschaft wird

nichts gesagt. Es scheint, als sollte die weite Verbreitung von Zwangsarbeit in Deutschland im Zweiten Weltkrieg und insbesondere das Verhältnis zu erheblichen Teilen der deutschen Bevölkerung, die auch von der Zwangsarbeit profitierten, nicht allzu deutlich benannt werden, denn dies würde der bereits erwähnten grundlegenden Prämisse widersprechen, die die Arbeiterklasse von der Verantwortung für die Nazi-Vergangenheit freisprach, was wiederum für die Ideologie des Aufbaus einer neuen Gesellschaft in der DDR wichtig war.²⁶

An den Forschungsarbeiten zur Situation Deutschlands im Zweiten Weltkrieg waren Wissenschaftler aus dem Arbeitskreis »Zweiter Weltkrieg« beteiligt, der ab April 1963 tätig war. Im Rahmen seiner Arbeit wurde unter anderem der Entwurf der mehrbändigen Publikation besprochen, der von Anfang an Passagen enthielt, in denen es um Zwangsarbeit als Teilbereich der deutschen Kriegswirtschaft und der Expansion des Großkapitals ging,²⁷ auch wenn es bis in die 1970er Jahre kein zentrales Thema des Arbeitskreises war.²⁸

Man muss auch anmerken, dass die Erforschung der Zwangsarbeit in der DDR bis Anfang der 1960er Jahre noch in den Kinderschuhen steckte und keine umfangreichen Publikationen hervorbrachte.²⁹ Man beschränkte sich lediglich auf kurze Artikel³⁰ und Manuskripte von Diplomarbeiten, die sich auf Informationen aus Archiven von Unternehmen aus Leipzig und Berlin stützten.³¹

DIE ARBEITEN VON EVA SEEBER – DURCHBRUCH IN DER ERFORSCHUNG DER ZWANGSARBEIT IN DER DDR

Ein qualitativer Durchbruch wurde mit der Dissertation von Eva Seeber aus dem Jahr 1961 erreicht, die sich der Stellung von Zwangsarbeitern innerhalb der Kriegswirtschaft der Nazis und der Deportation von Polen widmete.³² Sie wurde 1964

gedruckt,³³ was für Doktorarbeiten in der DDR nicht die Regel war, und stellte die erste umfangreiche Publikation dar, die sich mit diversen Aspekten der Zwangsarbeit befasste.³⁴ Die Autorin orientiert sich an großen historischen Synthesen und macht sowohl die Nazi-Machthaber als auch die großen deutschen Monopole für die Zwangsarbeit verantwortlich. Ohne die Letztgenannten zu entlasten stellt sie fest, dass die Ausnutzung von Gefangenen durch die Industrie des Dritten Reiches schon vor 1939 geplant worden war und durch die Machthaber und den staatlichen Verwaltungsapparat, die man als Organisatoren und Initiatoren der Prozedur ansehen muss, methodisch implementiert wurde. Während des Zweiten Weltkriegs förderten sie das Zwangsarbeitssystem, verbreiteten und vervollkommneten es. Die Machtorgane übernahmen auch die Koordination der Arbeitskräfte und ihre Verteilung je nach örtlichem Bedarf. Deutsche Unternehmer – hier hob sie unmissverständlich große Konzerne und Trusts hervor – kümmerten sich nicht um Kleinindustrie, Dienstleistungen und Landwirtschaft, sondern nahmen die Politik der Einstellung von Ausländern freiwillig an, da sie in ihr eine Absicherung ihrer Einnahmen in Kriegzeiten sahen. Das führte zu einer immer stärkeren Beteiligung an der Verteilung und Kontrolle der Zwangsarbeiter wie auch zum Konkurrenzkampf der jeweiligen Unternehmen um neue Zuteilungen von Arbeitskräften. Da für das Großkapital der Profit im Vordergrund stand, und die Machtorgane des Dritten Reiches die Minimalisierung der sozialen Aufwendungen für Arbeiter aus dem Osten unterstützten, war die Industrie laut Seeber an der Entwicklung der rassistischen, auf Völkermord ausgerichteten Politik aktiv beteiligt.³⁵

In dieser Monografie wurde zum ersten Mal über Zwangsarbeit in Verbindung mit dem System der Rekrutierung und vor allem der Deportierung von Menschen aus Osteuropa am Beispiel deportierter Polen aus dem Generalgouvernement geschrieben. Die Autorin analysiert die Entstehung des Generalgouvernements und erkennt in ihr den Leitgedanken, an der östlichen

Grenze des Deutschen Reiches ein Gebiet zu gründen, das als Reservoir mit Arbeitskräften für das deutsche Monopolkapital dienen würde. Anschließend stellt sie den Ablauf der Massendeportation aus den von Deutschland besetzten Gebieten dar. Sie unterstreicht ihre Intensivierung ab 1942 und ihre Brutalisierung, die mit den Verordnungen über die Rekrutierung von Polen zur Arbeit im Dritten Reich einherging.³⁶

Ein weiteres Kapitel behandelt den Einsatz polnischer Zwangsarbeiter in der deutschen Industrie und Landwirtschaft. Hier werden auch die Rolle der großen Monopole in der organisierten Ausbeutung der verschleppten Arbeiter und das erwähnte Streben nach einer Vervielfachung des Gewinns beschrieben, für die unmenschliche Arbeits- und Lebensbedingungen sowie niedrigste Löhne in Kauf genommen wurden. Gesondert behandelt werden die Beteiligung der deutschen Industrie und das Bestrafungssystem für ausländische Arbeiter, das während des Krieges etabliert wurde. Vorgestellt wird es am Beispiel von Erziehungsarbeitslagern und der Unterbringung von Zwangsarbeitern in Konzentrationslagern, deren Insassen als Fabrikarbeiter eingesetzt wurden. Das letzte Kapitel der Monografie befasst sich mit dem Widerstand gegen die Deportation und die Zwangsarbeit; für die polnische Ausgabe wurde es um Aspekte des gemeinsamen Kampfes polnischer und deutscher Antifaschisten ergänzt, die mit den imperialistischen Zielen der Attentäter vom 20. Juli kontrastieren sollten.³⁷

Die Publikation ist als wichtige Leistung innerhalb der ostdeutschen Geschichtsschreibung einzuschätzen. Sie erfüllte – trotz der offensichtlichen Vorannahmen und ideologischen und methodischen Einschränkungen – die Standards einer wissenschaftlichen Arbeit. Politische Gefälligkeiten, die in der DDR verfasste, geschichtliche Arbeiten immer enthalten mussten, wurden vor allem in der Einleitung der Autorin und im Vorwort von Basil Spiru erbracht (dem Doktorvater von E. Seeber). Bei der Bewertung der Schuld des Großkapitals ging er weiter

als Seeber, als er schrieb, den deutschen Monopolbesitzern, die ihre eigenen, betrieblichen Arbeitslager gründeten, »(...) sei die Behandlung der ausländischen Arbeiter durch die SS noch zu milde gewesen (...) um mit noch grausameren Methoden als denen der SS aus ihnen die maximale Arbeitsleistung herauszupressen. Sie tragen die Verantwortung für das Leid unzähliger Menschen aller europäischen Nationalitäten und für Millionen von Todesopfern.« Wie es für einen politisch bewussten DDR-Wissenschaftler üblich war, bezog sich Spiru auch auf die damalige Situation Deutschlands: »(...) in diversen Bereichen des öffentlichen Lebens in Westdeutschland haben heutzutage erneut diejenigen das Sagen, die den Zweiten Weltkrieg angezettelt und die Macher und Förderer der modernen nationalsozialistischen Sklaverei hervorgebracht haben. Sie stellen erneut eine Gefahr für den Weltfrieden dar. (...) Parallel zur steigenden Aufrüstung in Westdeutschland steigt auch die Zahl ausländischer Arbeiter, was zu erneuten Problemen mit fremden Arbeitskräften führt, die an den Zweiten Weltkrieg erinnern.«³⁸

Seeber nimmt gleich am Anfang ihrer Einleitung ebenfalls Stellung zur aktuellen Lage in Europa, wenn auch nicht auf so kompromisslose Weise wie ihr Betreuer, und vergleicht die damaligen Gastarbeiter in Westdeutschland mit den Zwangsarbeitern im Zweiten Weltkrieg. Gleichzeitig stellt sie fest, dass sie zwar eine »zusätzliche Einnahmequelle für deutsche Kapitalisten darstellen«, dazu aber nicht mit Polizeigewalt, sondern »durch die schwierige Situation in ihren Heimatländern«³⁹ gezwungen werden. Gleichzeitig wirft sie dem westdeutschen Staat vor, er habe keine Kurskorrektur bei der Behandlung ausländischer Arbeiter vorgenommen, was sich im überaus milden Gerichtsurteil in Arnberg geäußert haben soll, wo SS-Offiziere wegen Mordes an 280 Zwangsarbeitern im März 1945 angeklagt wurden. Die nachvollziehbare Entrüstung der Autorin (die Hauptschuldigen wurden zu maximal fünf Jahren Haft verurteilt) ließ sie die folgende These formulieren: »West-

deutschland ist an der Bagatellisierung und Verdrängung der faschistischen Politik gegenüber ausländischen Arbeitskräften interessiert.«⁴⁰

Das und die Nachkriegskarrieren von Nazi-Beamten und -Unternehmern, die an der Ausnutzung von Arbeitern aus dem Osten beteiligt waren, stellten für Seeber die Grundlage zur Bewertung der Literatur dar, die in der BRD zu diesem Thema erschienen war. Die Autorin stand ihr sehr kritisch gegenüber und sah sie als Ergebnis wissenschaftlicher Arbeit an, die Teil der Geschichtspolitik der BRD werden sollte und die Bedeutung der Nürnberger Prozesse im Bereich der Wissensvermittlung und der Bildung marginalisieren oder auch unbequeme Aspekte des Zweiten Weltkrieges – wie die Zwangsarbeit – übergehen sollte. Wenn das Thema überhaupt aufgegriffen wurde, hat man laut Seeber die weniger schlimmen oder gar positiven Folgen von Zwangsarbeit herausgestellt wie Vollbeschäftigung in den besetzten Gebieten oder die Möglichkeit der ausländischen Arbeiter, ihre Familien finanziell zu unterstützen. Das kleinste Vergehen der westdeutschen Geschichtsschreibung soll darin bestanden haben, die Schuld für die Verbrechen nur einer kleinen »Führungsclique der Nazis« zuzuschreiben, die keine Verbindung zum »monopolistischen Kapital«⁴¹ hatte. In einem etwas besseren Licht wird lediglich eine Monografie aus der BRD dargestellt, die von Martin Broszat stammte.⁴² Das Lob, das die westdeutsche Wissenschaft für ihre ersten Versuche erntet, mit der Politik des Dritten Reiches gegenüber Polen abzurechnen, wird durch das Fehlen allgemeiner Aussagen abgeschwächt. Stattdessen suchte man die Schuldigen ausschließlich in den Reihen der SS, der Wehrmacht und der Zivilverwaltung und kultivierte die Haltung *polonica non leguntur*.⁴³ Ganz anders verhält es sich mit Seebers Arbeit, in der polnischsprachige Literatur auf gleicher Stufe mit sowjetischen Publikationen zur Entwicklung des staatlich-monopolistischen Kapitalismus im Zweiten Weltkrieg steht.⁴⁴ Die polnische Wissenschaft wird als die am besten entwickelte im Bereich der

Erforschung von Zwangsarbeit beschrieben, und die Autorin hat neben diversen Archivalien unter anderem auf Arbeiten von Władysław Rusiński, Jan Rutkowski und Wiktor Lemiesz zurückgegriffen. Der Beitrag der ostdeutschen Geschichtsschreibung wird als bescheiden bewertet, doch gemeinsam mit den Arbeiten aus Polen und der UdSSR soll er im Rahmen der marxistischen Lehre einen guten Beitrag zur Demaskierung des deutschen Faschismus⁴⁵ geleistet haben.

Einen Durchbruchcharakter für die Geschichtsschreibung der DDR hatte Seebers Monografie auch deshalb, weil mit ihr eine Phase begann, in der eine ganze Reihe an Arbeiten zum Thema Zwangsarbeit entstand. Von Doktorarbeiten, die an ostdeutschen Hochschulen verteidigt wurden,⁴⁶ bis hin zu Artikeln im Bulletin des Arbeitskreises »Zweiter Weltkrieg« (i. F.: BAZW) bekam das Thema einen festen Platz in Forschungsarbeiten zur neueren Geschichte. Es waren die Wissenschaftler aus dem Arbeitskreis »Zweiter Weltkrieg«, die 1970 eine Sonderausgabe ihres Bulletins herausbrachten, die sich komplett diesem Thema widmete und auch eine Quellensammlung enthielt. In ihrem Text (der auch in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft/ZfG abgedruckt wurde)⁴⁷ fassten Klaus Drobisch und Dietrich Eichholtz den aktuellen Forschungsstand der ostdeutschen Wissenschaft zusammen. Für die Beschreibung der Zwangsarbeit nutzten sie neue Quellen. Der Artikel ist in einem sachlichen Ton verfasst, und auch wenn er bereits genannte Elemente einer ideologischen Betrachtung der deutschen Vergangenheit und die typische Zuordnung von Rollen zu den jeweiligen sozialen Klassen enthält, so werden diese Aspekte nicht allzu stark exponiert. Die Autoren polemisieren gegen die Erkenntnisse der bourgeoisen Historiker, was jedoch die Form einer wissenschaftlichen Diskussion hat und nicht als politischer Angriff gewertet werden kann. Ausführlicher als in früheren Texten wird der Widerstand gegen die Zwangsarbeit beschrieben, wobei ganz deutlich die Beteiligung deutscher Antifaschisten hervorgehoben wird. Neue Quellen, die für diesen Artikel genutzt

wurden, liefern genauere Angaben, unter anderem zur Zahl der Zwangsarbeiter und zu ihrem Gesundheitszustand.⁴⁸ Der Rest der Ausgabe besteht aus einer beachtlichen Auswahl an Quellen, die sich mit dem System der Rekrutierung, Verteilung und Ausbeutung von Ausländern durch die Kriegswirtschaft des faschistischen deutschen Imperialismus und mit den Lebensbedingungen der Zwangsarbeiter unter dem terroristischen Regime des Dritten Reiches befassen. Die angeführten 53 Dokumente stammten aus dem Archiv der Hauptkommission zur Untersuchung von NS-Verbrechen in Polen (Warschau), dem Deutschen Institut für Zeitgeschichte in Berlin und dem Deutschen Zentralarchiv in Potsdam (i. F.: DZA).⁴⁹

In der darauffolgenden Ausgabe wurde das Thema Zwangsarbeit fortgesetzt; es ging um die Rolle der Wehrmacht bei der Deportation sowjetischer Bürger nach Deutschland. Dabei wurden wiederum ausgewählte Dokumente zu diesem Thema angeführt. Dieser Text ist ebenfalls in vollem Umfang wissenschaftlicher Natur, und sein Autor Norbert Müller liefert Beweise für Thesen zur direkten Beteiligung und Verantwortung der Wehrmacht für Zwangsdeportationen, die nicht im Einklang mit der damaligen westdeutschen Geschichtsschreibung stehen. Gestützt werden die Beweise durch 15 Dokumente aus den Beständen des DZA, des Deutschen Militärarchivs in Potsdam und des Deutschen Instituts für Militärgeschichte in Potsdam.⁵⁰

In den 1960er und 1970er Jahren wurde die Problematik der Zwangsarbeit auch in anderen historischen Zeitschriften in Ostdeutschland behandelt. Die Artikel befassten sich zumeist mit Detailfragen und ergänzten den bisherigen Wissensstand. Es ging darin um die Bedeutung ausländischer Arbeiter für das Funktionieren diverser Fabriken der deutschen Rüstungsindustrie im Zweiten Weltkrieg,⁵¹ und es wurden immer genauere Zahlen zur Zwangsarbeit im Dritten Reich zusammengetragen.⁵² Weiterhin wurde, wenn auch vielleicht nicht so intensiv

wie zuvor, die Frage der Zusammenarbeit zwischen dem Großkapital und dem Gewaltapparat erörtert,⁵³ und man befasste sich mit der Problematik der Deportation von Osteuropäern zur Zwangsarbeit in Deutschland.⁵⁴ Man ging ausführlicher auf das vorher bereits angedeutete Thema der Zwangsarbeit deutscher Arbeitskräfte ein, das vor dem Hintergrund der Kriegswirtschaft im Dritten Reich analysiert wurde.⁵⁵

In den letzten zehn Jahren des Bestehens der DDR ging das Interesse an der Erforschung ausländischer (Zwangs-) Arbeiter im Zweiten Weltkrieg zurück. Das lag auch an der Erschließung neuer Forschungsgegenstände infolge der sogenannten preußischen Welle, was trotz der Bemühungen der SED schwer aufzuhalten war. Die Erforschung neuer Bereiche in den Geschichtswissenschaften führte gleichzeitig dazu, dass in deren Rahmen auch die Problematik der Zwangsarbeit auftauchte. Aufzeigen kann man das am Beispiel des bis dahin vernachlässigten Themas der Judenverfolgung, das nun von DDR-Historikern in ihren Publikationen aufgegriffen wurde.⁵⁶ Im Rahmen seiner Erforschung dieses Teils der deutschen Gesellschaft analysierte Wolf Gruner die erste Zeit, in der arbeitslose Juden in Berlin zur Arbeit gezwungen wurden, was noch vor 1939 stattfand. Der Autor stellte die These auf, dass diese Maßnahmen eine Art Testlauf darstellten sowohl für die geplante Behandlung der Juden im Dritten Reich als auch für das Zwangsarbeitssystem, dem die Bürger der im Osten besetzten Länder unterworfen wurden.⁵⁷

DIE ROLLE POMMERSCHER HISTORIKER BEI DER ERFORSCHUNG DER ZWANGSARBEIT IN DER DDR

Wie kann man vor dem Hintergrund der gesamten geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema Zwangsarbeit das Interesse der ostdeutschen Historiker für die Erforschung ausländischer Arbeiter einschätzen, die während

des Zweiten Weltkriegs in der Industrie Mecklenburgs und Vorpommerns beschäftigt waren? Die oben besprochenen, allgemeinen Arbeiten griffen das Thema nicht auf, somit traten hier lokale Historikerkreise in den Mittelpunkt. Nachdem an den Universitäten in Rostock und Greifswald bis Ende der 1950er, Anfang der 1960er Jahre Maßnahmen zur Entnazifizierung und sozialistische Umwälzungen stattgefunden hatten, ordneten sich die dort arbeitenden Geschichtsschreiber den Direktiven der regierenden Partei unter.⁵⁸ Man muss feststellen, dass es an Texten mangelt, die sich ausschließlich dem Thema Zwangsarbeit widmen; das gilt sowohl für Arbeiten, die das Thema auf synthetische Weise, ganzheitlich behandeln als auch für Artikel, die sich einem ausgewählten, konkreten Aspekt der Existenz ausländischer Arbeiter in diesen Ländern widmen. Man behandelte das Thema nur in Publikationen, die sich mit der Geschichte bestimmter Städte befassten und die den vollen Zuspruch der Machthaber genossen, sowie bei der Besprechung antifaschistischen Widerstandes. Dies entsprach den von oben auferlegten Richtlinien der Geschichtspolitik der SED, mit denen man erreichen wollte, dass lokale Pommern-Forscher die führende und gleichzeitig heldenhafte Rolle der KPD im lokalen Widerstand gegen das NS-Regime und in der idealisierten Geschichte der Arbeiterbewegung unterstrichen.⁵⁹

In diesem Geist schrieb Werner Lamprecht Mitte der 1960er Jahre seine Dissertation über den Kampf der Stettiner Parteiorganisation der KPD gegen die faschistische Diktatur in den Jahren 1933–1945.⁶⁰ Seine Forschungsarbeiten brachten erstmals Informationen über die Zwangsarbeit in der Industrie Mecklenburgs und Vorpommerns zutage. Sie wurden im pommerschen Greifswald-Stralsunder Jahrbuch (i. F.: GSJ) abgedruckt.⁶¹ In ihnen heißt es, illegale kommunistische Gruppen aus Stettin hätten gemäß den Beschlüssen der Berner Konferenz des ZK der KPD⁶² Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter unterstützt und in den Kriegsjahren das Zentrum des Widerstandes in Pommern

gebildet. Mit Zellen in mehr als 20 Betrieben der Stadt sollen sie Sabotageakte durchgeführt haben, an denen auch polnische Arbeiter teilnahmen. Der Autor fügt hinzu, den besten Kontakt hätten sie zu sowjetischen Genossen aus Untergrundorganisationen gehabt. Sie sollen der KPD untergeordnet gewesen sein und gemeinsam mit deutschen Kommunisten Waffen für einen geplanten Angriff gesammelt haben, der mit der Annäherung der Roten Armee an die Oder erfolgen sollte. Diese Pläne wurden jedoch nicht realisiert, da die Organisation von der Gestapo gesprengt wurde. Lamprecht erwähnt nicht, ob es neben sieben zum Tode verurteilten deutschen Kommunisten auch Opfer unter den Zwangsarbeitern gab.⁶³

In derselben Ausgabe des GSJ erschien auch ein Text von Karl-Heinz Jahnke über die Zusammenarbeit polnischer und deutscher Antifaschisten in Mecklenburg und Pommern während des Zweiten Weltkriegs. In ihm wird die Berner Konferenz der KPD ebenfalls als Grundlage für den gemeinsamen Kampf von NS-Gegnern aller Länder dargestellt. Außerdem beruft man sich auf Walter Ulbrichts Thesen, die am 24. August 1939 publiziert wurden (sie entstanden noch vor der Unterzeichnung des Ribbentrop-Molotow-Pakts). In ihnen verurteilt der spätere Leiter des Zentralkomitees der SED den deutschen Imperialismus, der in der deutschen Bevölkerung Hass gegen Polen geschürt habe, und ruft zur Solidarität mit dem gerechten Kampf der Polen für ihre Unabhängigkeit auf. Das sollte die Kommunisten dazu motivieren, sich gegen den Überfall auf die Zweite Polnische Republik auszusprechen und eine unterstützende Haltung gegenüber den sich damals in Mecklenburg und Pommern aufhaltenden Saisonarbeitern einzunehmen. Mit der Ankunft polnischer Kriegsgefangener im Herbst 1939, denen später Zwangsarbeiter folgten, nahmen die Kontakte zu. Kommunisten, die an der Spitze der Widerstandsbewegung standen, sollen sie mit Informationen von ausländischen Sendern oder auch mit Kleidung und Lebensmitteln versorgt haben. Laut Jahnke galt diese Hilfe mit der Zeit auch Arbei-

tern aus anderen Ländern, die zwangsweise in den großen Betrieben in und um Stettin arbeiteten, darunter Franzosen und Sowjetbürger. Neben KPD-Mitgliedern beteiligten sich später auch SPD-Sympathisanten und parteilose Einwohner Pommerns sowie Geistliche der evangelischen und katholischen Kirche. Kommunisten, die in der Regel im Untergrund tätige Widerstandsgruppen angeführt haben sollen, betrieben unter den Zwangsarbeitern eine Propaganda, die sich gegen Krieg und Imperialismus richtete, und organisierten gemeinsam mit ausländischen Arbeitern Aktionen wie Verzögerungen der Produktion, die die Kriegsanstrengungen der Nazis sabotierten. Als Beispiel nennt Jahnke die Vertauschung von Plänen zum Bau von U-Boot-Rümpfen in der Rostocker Neptunwerft, die zu Verzögerungen in der Fertigung führten.⁶⁴

Die 1936 gegründete Heeresversuchsanstalt in Peenemünde auf Usedom, die V2-Raketen zum Einsatz vorbereitete und eine für die deutsche Rüstungsindustrie in Pommern überaus wichtige Einrichtung darstellte, wurde ebenfalls zu einem Ort der Zusammenarbeit deutscher Antifaschisten und Zwangsarbeiter aus Polen, Frankreich, den Niederlanden und der Sowjetunion. Der Autor bemängelt, in der Fachliteratur habe man bis dahin sehr wenig zu diesem Thema geschrieben, was eine Rekonstruktion der Tätigkeit dieser Widerstandsgruppe und das Ausmaß der Beteiligung von Ausländern erschwere. Interessant ist die Tatsache, dass sie mit Gruppierungen aus Greifswald und Stettin zusammenarbeitete, die in Opposition zur NSDAP standen. An ihrer Spitze sollen ein Pole (Tadeusz Siekierski), ein niederländischer Kommunist (Johannes Morsche) und ein katholischer Priester aus Österreich (Dr. Carl Lampert) gestanden haben.⁶⁵ Jahnke war der Ansicht, diese Gruppe ausländischer Arbeiter habe unter großem Einfluss von Rundfunksendungen aus Moskau gestanden, die in deutscher Sprache Hinweise und Richtlinien des ZK der KPD zum Widerstand gegen die Nazis übermitteln hätten. Ihre Ziele bestanden in der Verbreitung echter Informationen über die Si-

tuation an der Front und die Tätigkeit antifaschistischer Kräfte in Deutschland unter den mehreren Tausend Zwangsarbeitern in Peenemünde. Nach der Schlacht bei Stalingrad kam das Ziel der Produktionsverzögerung hinzu. Im Zuge eines weiteren Sabotageaktes sollen außerdem 300 niederländische Bauarbeiter überredet worden sein, nicht mehr aus dem Heimataufenthalt zurückzukehren. 1944 wurde die Gruppe jedoch gesprengt, ihre Anführer kamen ins Gefängnis und wurden ermordet.⁶⁶ Nichtsdestotrotz sollen Zwangsarbeiter und deutsche Kommunisten ihre Tätigkeit bis Kriegsende in anderen Einrichtungen in Mecklenburg und Pommern fortgesetzt haben.⁶⁷

Die Geschichtsschreibung in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre und der ersten Hälfte der 1970er Jahre ging in eine ähnliche Richtung und verband den Kampf deutscher Antifaschisten mit der Tätigkeit von Zwangsarbeitern in den Industriebetrieben Mecklenburgs und Pommerns.⁶⁸ Man unterstrich die prekäre Situation der sowjetischen Kriegsgefangenen und der polnischen und russischen Arbeiter, deren zahlreiche Gräber auf den pommerschen und mecklenburgischen Friedhöfen ein eindringliches Zeichen sind. Beispielhaft führte man Deutsche an, die keine Angst hatten, Ausländern zu helfen, indem sie unter anderem Lebensmittel, Informationen und Teile zum Bau von Rundfunkempfängern lieferten, und das obwohl ihnen harte Strafen drohten.⁶⁹ Historikern aus Greifswald und Rostock spezialisierten sich auf Berichte über die antifaschistische und kommunistische Tätigkeit der deutschen Jugend, in deren Rahmen auch die Zusammenarbeit mit Zwangsarbeitern beschrieben wurde.⁷⁰ Ähnlich wie in Arbeiten, die sich auf das gesamte Gebiet Deutschlands bezogen, und unter Einbeziehung der kriegerischen Vergangenheit dieses Staates wurden Beweise für die verbrecherische Zusammenarbeit zwischen Nazis und Kapitalisten angeführt, wobei die Ausbeutung von KZ-Häftlingen mit den Profiten deutscher Großmonopole und Rüstungskonzerne in Relation gesetzt wurde.⁷¹ Die Geschichtsschreibung ergänzte dieses Thema um die Publikation

von Quellen zur Arbeiterbewegung, die im Geschichtsunterricht an Schulen genutzt werden sollten und aus denen die Jugend auch indirekt über die Zwangsarbeit in der mecklenburgischen Industrie im Zweiten Weltkrieg informiert werden sollte. Es wurden Auszüge aus Erinnerungen, Gerichtsakten, Briefe ausländischer Arbeiter und Zeitzeugen, Verwaltungsunterlagen und Presseartikel vorgestellt.⁷² Im Rahmen der damals ersten Versuche, die Erforschung der Widerstandsbewegung zusammenzufassen, wurde gefordert, das Thema um den Aspekt der Zwangsarbeit in Mecklenburg und Vorpommern zu erweitern.⁷³

Das Buch, in dem das Thema Zwangsarbeiter – natürlich im Kontext des antifaschistischen Kampfes deutscher Kommunisten – am ausführlichsten besprochen wird, ist eine Monografie zu diesem Thema in Bezug auf das ehemalige Land Mecklenburg und Vorpommern. Sie wurde unter anderem anlässlich des 100. Geburtstags von Lenin unter besonderer Obhut der SED-Bezirksleitungen in Rostock, Neubrandenburg und Schwerin herausgebracht und sollte ein »heroisches Kapitel in der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung« und den »heldenhaften Kampf« der KPD präsentieren.⁷⁴ Diese Veröffentlichung der Bezirkskommissionen entsprach den politisch-ideologischen Grundsätzen der ostdeutschen Geschichtspolitik. Es wird unterstrichen, dass in diesem Gebiet keine größere Aktion des Widerstandes ohne die Beteiligung von Zwangsarbeitern möglich gewesen sei, von denen mehrere Zehntausend als »billige Arbeitskraft« aus ganz Europa zur Arbeit in Rüstungsbetrieben und auf den Bauernhöfen des »wohlhabenden Junkertums« herangezogen wurden. Tschechische Arbeiter, die neben Polen und Franzosen für den Bau von militärischen Objekten in Schwanheide und in einem Dynamitwerk in Dömitz engagiert wurden, sollen als Erste antifaschistische Aktivitäten unternommen haben. Sie unterhielten Kontakte zu ähnlichen Gruppen im Protektorat Böhmen und Mähren, wodurch sie in ihrem Lager Untergrund-Flugblätter verteilen oder

einen geschmuggelten Rundfunkempfänger benutzen konnten. Festnahmen durch die Gestapo setzten den Aktivitäten im Sommer 1940 ein Ende.⁷⁵

Die hinsichtlich ihrer Nationalität zahlenmäßig größte Gruppe, die zur Zwangsarbeit in Mecklenburg und Pommern hinzugezogen wurden, waren bis 1941 Polen, die anfangs überwiegend zur Feldarbeit eingesetzt wurden. Die Autoren unterstreichen den spontanen Widerstand und den Widerwillen, sich den Regeln der Verwaltung und der Fabrikleitungen zu unterwerfen, was zu zahlreichen Strafen führte. Das Hören polnischer Sendungen des Londoner Rundfunks durch in Privatwohnungen untergebrachte Polen war weit verbreitet. Es wird erwähnt, dass auf Polen mit deutschen Wurzeln Druck ausgeübt wurde, sich in die Volksliste einzutragen. Zu Erpressungszwecken wurde auf schulpflichtige Kinder zurückgegriffen.⁷⁶

Ähnlich wie in anderen Arbeiten dieser Art schrieb man ausführlich über die Unterstützung, die man Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern zukommen ließ. Manchmal waren das nur Kleinigkeiten, die aber dafür sorgten, dass ein Mensch, der aus seiner Heimat verschleppt wurde, diverse Grausamkeiten und Erniedrigungen über sich ergehen lassen musste und übermäßig ausgenutzt wurde, dennoch den Glauben an die Menschlichkeit bewahren konnte. Durch die Nennung zahlreicher Beispiele für eine gute Behandlung und Unterstützung durch einfache Arbeiter oder Bauern konnte man auch die damals in der DDR aktuelle These von der ungleichmäßig verteilten Verantwortung in der Nation verteidigen. Im Gegensatz zu den besitzenden Klassen und den NS-Aktivisten soll sich der Großteil der Nation seinen Anstand bewahrt haben. Es wurde auch unterstrichen, dass Güte oft als Vergehen angesehen und bestraft oder zumindest getadelt wurde. Das galt vor allem für deutsche Frauen, denen jegliche engeren Beziehungen zu Ausländern untersagt waren. Man führte Daten an, aus denen

hervorging, dass zwischen September 1939 und Juli 1941 123 Prozesse stattfanden, in denen 139 Personen angeklagt wurden, die insgesamt zu 72 Jahren schwerer Haft und zu 102 Jahren, elf Monaten und 17 Wochen normaler Haft verurteilt wurden. Nach Ansicht der Autoren soll die Solidarität mit den Polen das »Fundament für eine tiefe Freundschaft zwischen Polen und der Deutschen Demokratischen Republik« gewesen sein. Gleichzeitig soll die »Führungsrolle der Arbeiterklasse und der KPD im Kampf des deutschen Volkes um Frieden und Demokratie die Lügen der reaktionären westdeutschen Historiker«⁷⁷ widerlegt haben.

Hoch eingeschätzt wird die Unterstützung, die KPD-Mitglieder den russischen Kriegsgefangenen zukommen ließen, die in Industriebetrieben in Rostock, Wismar, Neubrandenburg, Wolgast und Schwerin eingesetzt wurden und deren Lage am misslichsten war. Durch die gelieferten Medikamente und Lebensmittel seien viele Leben gerettet worden. Die Autoren der Monografie unterstreichen die ideologischen Grundlagen der Zusammenarbeit und interpretieren sie als Internationalismus. Russen sollen gern an Sabotageaktionen deutscher Kommunisten teilgenommen haben, unter anderem in den Dornier-Flugzeugwerken in Wismar oder in den Mechanischen Werkstätten Neubrandenburg. Man muss anmerken, dass bei der Beschreibung der Hilfsaktivitäten für sowjetische Kriegsgefangene die Beteiligung diverser sozialer Schichten erwähnt wird. Als Beispiel führt man das Engagement des katholischen Priesters Karl Fischer an (der zuvor auch Hilfe für polnische Kriegsgefangene organisierte), der zur Empathie für die Häftlinge aus Fünfeichen aufrief – einem riesigen Lager, das sich am Rande des Ortes befand. Die dort herrschenden Bedingungen werden durch Zahlen belegt: Vom Sommer bis zum Winter 1941 wurden 15 000 Russen nach Fünfeichen gebracht, von denen in diesem Zeitraum 9 000 starben.⁷⁸

In der Publikation werden auch Konzentrationslager bespro-

chen, wo Hunderttausende von Häftlingen »im Interesse der Fortsetzung eines faschistischen Krieges und erheblicher Profite deutscher Monopolkapitalisten« arbeiteten. Es werden furchtbare Lebensbedingungen in KZs beschrieben, als Beispiel dient das Frauen-KZ in Barth. Außerdem wird über andere KZs in der Region berichtet, unter anderem Fürstenberg, Krakow am See, Neubrandenburg und Peenemünde/Karlsruhe. Im Jahre 1944 waren in ihnen 25 000 Häftlinge untergebracht – der größte Teil davon laut der Veröffentlichung der Bezirkskommissionen am letztgenannten Ort, wo sie in den Heinkel-Werken an der Produktion der deutschen Wunderwaffe mitarbeiteten.⁷⁹ Die Autoren lassen übrigens nicht die Gelegenheit aus, um an die finanziellen Nachkriegserfolge des Konzerns in der BRD zu erinnern.⁸⁰

DAS THEMA ZWANGSARBEIT IM RAHMEN DER ZUSAMMENARBEIT ZWISCHEN POLNISCHEN UND OSTDEUTSCHEN HISTORIKERN AUS POMMERN

Das Thema Zwangsarbeit in der pommerschen Industrie während des Zweiten Weltkriegs griffen ab Mitte der 1950er Jahre auch immer wieder polnische und ostdeutsche Historiker, die sich mit Stettin, Greifswald und Rostock befassten, im Rahmen ihrer Zusammenarbeit auf.⁸¹ Aus ihr gingen einige Konferenzen hervor, das Thema Zwangsarbeit tauchte dabei erstmalig während der internationalen Konferenz der Polnischen Gesellschaft für Völkerkunde (Polskie Towarzystwo Ludoznawcze) 1960 in Stettin auf und wurde von der polnischen Historikerin Anna Poniatowska erörtert.⁸² Die Greifswalder Wissenschaftler präsentierten ihre Forschungsergebnisse zu diesem Thema im Rahmen einer weiteren Zusammenkunft in Stettin im Jahr 1964, die der Geschichte der Arbeiterbewegung in Westpommern gewidmet war. Ein besonderes Augenmerk wurde auf die Tätigkeit kommunistischer Parteien und den Kampf polnischer und deutscher Arbeiter gegen den Imperialismus, den

Faschismus und den Krieg gelegt. Die Problematik der Zwangsarbeiter, die sich gemeinsam mit deutschen Kommunisten im Kampf gegen die Nazis engagierten, besprach der seinerzeit führende Forscher auf diesem Gebiet in der nördlichen DDR, K.-H. Jahnke.⁸³

Es hat jedoch den Anschein, als sei die Zusammenarbeit polnischer und ostdeutscher Historiker aus den nördlichen Grenzgebieten nicht durch vollkommene Offenheit und Ehrlichkeit gekennzeichnet gewesen. Die Zwangsarbeit als Gegenstand von Forschungen zum Thema Arbeiterbewegung in Pommern war ein Aspekt, der die Wissenschaftler hätte näher zusammenbringen können. Der ostdeutschen Seite half sie, die DDR innerhalb der deutschen Geschichte zu legitimieren, und den Polen sollte die Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit den Zugang zu Archivalien aus älteren Epochen ermöglichen, die als Belege einer Verbindung zwischen Westpommern und Polen relevant waren. Bei den Stettinern war eine instrumentale Herangehensweise an die jüngste Geschichte und ihre revolutionären und klassenbezogenen Aspekte erkennbar, was man auch damit belegen kann, dass keine polnischen Materialien von der Konferenz im Jahr 1964 veröffentlicht wurden.⁸⁴ Die Ostdeutschen nahmen die Angelegenheit ernster, so gab es unter anderem 1960 Versuche, die Zusammensetzungen der Delegationen aus Polen und anderen Ländern zu beeinflussen, um die antideutsch und nationalistisch eingestellten älteren Professoren aus Polen oder die revisionistisch eingestellten Wissenschaftler aus Westdeutschland zu eliminieren.⁸⁵ Die Kritik am gemeinsamen und so begriffenen Forschungsgegenstand, der in der Erforschung der Zwangsarbeit als Teil der Erforschung revolutionärer Traditionen bestand, implizierte die Flucht in eine übertriebene Fokussierung auf Fakten und eine falsche Darstellung der Macht der kommunistischen Linken. Da sich die Forschung nur auf die Arbeiterbewegung beschränkte und keine anderen Parteien und Kreise umfasste, ergab sich ein überaus unvollständiges Bild, an dessen Erstel-

lung mit einer gewissen Verlegenheit auch die polnische Geschichtsschreibung beteiligt war. Grundlage bildete eine kritiklose Idealisierung der DDR.⁸⁶

Die Herangehensweise an die Thematik und der Platz der Zwangsarbeit in Mecklenburg und Vorpommern blieben in der ostdeutschen Geschichtsschreibung im Grunde bis Ende der 1980er Jahre unverändert. Das Problem wurde stets nur im Kontext des kommunistischen Engagements im Kampf gegen die Nazis behandelt⁸⁷ oder als Aspekt der Ausbeutung von KZ-Häftlingen.⁸⁸ Man dokumentierte auch weiterhin mit großer Sorgfalt Fälle, in denen Zwangsarbeiter Hilfe von Deutschen bekamen, und die Forschung konzentrierte sich auf kleine Orte und ganze Landkreise. Diesen Fragen sind auch schon früher entstandene Arbeiten gewidmet, in denen es um ausländische Arbeiter geht, die unter anderem in den Landkreisen Grimmen, Parchim, Wolgast und Neubrandenburg eingesetzt wurden. Sie wurden meist von der örtlichen SED-Führung initiiert, die den Stellenwert des jeweiligen Gebietes und seiner Einwohner in der Entstehungsgeschichte der DDR heben wollten, zu der auch die im Dritten Reich aktive, »heldenhafte, antifaschistische Arbeiterbewegung« zählte.⁸⁹

ZWANGSARBEITER ALS TEIL DER GESCHICHTSFORSCHUNG VON STÄDTEN UND LANDKREISEN

Ein gesondertes Kapitel der Historiografie der nördlichen Gebiete der DDR, das auch das Thema Zwangsarbeit umfasst, stellen Monografien dar, die der Geschichte von Städten und Landkreisen gewidmet sind. Herausgebracht wurden sie bereits seit den 1950er Jahren – in den meisten Fällen anlässlich eines Jubiläums der jeweiligen Stadt und der damit verbundenen Feierlichkeiten. Das Thema Zwangsarbeit sucht man in den früheren Publikationen vergebens,⁹⁰ da die NS-Zeit in der Regel nur sehr schematisch dargestellt wird, vor allem die Jah-

re 1939–45. Meistens enthalten die Absätze (manchmal nur ein kleiner Absatz) zum Zweiten Weltkrieg keinerlei Informationen zur Situation vor Ort, sondern beziehen sich nur auf das gesamte Deutsche Reich, das unter der Politik »des Kriegsverbrechers Adolf Hitler«⁹¹ zu leiden hatte.

Erst mit Beginn der 1970er Jahre, als die Zwangsarbeit in der DDR immer eingehender erforscht wurde, entstanden substantziellere Kapitel zum Zweiten Weltkrieg in Publikationen, die sich mit der Geschichte der pommerschen und mecklenburgischen Bevölkerung befassten.⁹² Während wir in der ersten illustrierten Monografie über Greifswald, die 1968 herauskam, lediglich von den »mutigen Rettungstaten« der deutschen Antifaschisten und des Stadtkommandanten Hauptmann Rudolf Petershagen lesen,⁹³ so wird in der folgenden Monografie von 1973 (wenn auch nur in einem Satz) die Hilfe erwähnt, die Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen geleistet wurde.⁹⁴ In einer Publikation von 1984 zur Geschichte Stralsunds wird der Einsatz von Kriegsgefangenen in der lokalen Industrie vor dem Hintergrund der Geschichte der Stadt während des Kriegs beschrieben und, wie üblich, ihre Zusammenarbeit mit den deutschen Kommunisten – wobei der Autor dieses Kapitels, K.-H. Jahnke, anmerkt, dass dieses Thema noch nicht umfassend erforscht wurde. Einzigartig im Vergleich mit anderen Texten sind hier außerdem die genauen Angaben zur Zahl der Todesopfer unter den Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen, die nach Nationalitäten unterteilt sind und Kinder gesondert berücksichtigen.⁹⁵

In Monografien, die Rostock gewidmet sind, dem größten Industriegebiet Mecklenburgs im Zweiten Weltkrieg, schreibt man sehr viel über den immer schwieriger werdenden Alltag der Bürger und unterstreicht dabei die Bedeutung der britisch-amerikanischen Luftangriffe der Jahre 1941–1944, die die Stadt dem Erdboden gleichmachten.⁹⁶ Man beschreibt sie als Ergebnis der verbrecherischen Politik Hitlers und des

Krieges, den die Nazis verursachten. Das entsprach den Beschreibungen der von der KPD inspirierten, antifaschistischen Aktivitäten, die in zahlreichen Industriebetrieben der Stadt in Zusammenarbeit mit dort beschäftigten Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen unternommen wurden. Die Hauptzentren der Widerstandsbewegung, an der sie teilnahmen, waren die Neptunwerft und die Ernst-Heinkel-Flugzeugwerke, wo unter anderem polnische und sowjetische Arbeiter eine Flugzeugentführung planten, um über Skandinavien in die UdSSR zu fliehen.⁹⁷ Man unterstreicht, dass dieser Konzern, der in den Rostocker Werken bis 1944 knapp 6 500 Flugzeuge produzierte, in ganz Deutschland Zehntausende von Arbeitskräften aus dem Osten ausnutzte, darunter auch unter unmenschlichen Bedingungen arbeitende Häftlinge aus dem KZ Barth. Dessen Opfer sollen im Rostocker Krematorium verbrannt worden sein.⁹⁸ Eine Zusammenarbeit zwischen antifaschistischen Gruppierungen und Kriegsgefangenen bzw. Zwangsarbeitern soll auch im Osthafen, der Firma Meinke, dem Draht-Bremer-Werk und der Maschinenfabrik Schulz stattgefunden haben.⁹⁹ Von den Veröffentlichungen über nördliche Städte und Landkreise der DDR widmet eine Publikation über Wolgast den in der Industrie beschäftigten Zwangsarbeitern den meisten Platz. Das hängt natürlich damit zusammen, dass sich in der Nähe die bereits erwähnten Versuchsanstalten Peenemünde befanden, in denen über 16 000 ausländische Arbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge aus zehn Ländern beschäftigt waren.¹⁰⁰ Der Autor des entsprechenden Kapitels, Willi Schulz, unterstreicht die Geheimhaltung Peenemündes. Informationen habe man dank aus Polen deportierter Arbeiter über Warschau nach London schmuggeln können. Allerdings wird die dafür verantwortliche Organisation (die Polnische Heimatarmee) nicht genannt, vielmehr schreibt man die Leistung generell der antifaschistischen Bewegung zu. Dafür wird angemerkt, dass die daraus resultierenden Luftangriffe der Alliierten von 1943–1944 nicht nur die Zerstörung der Versuchsstelle, sondern auch den Tod »Hunderter ausländischer Arbeiter und

Häftlinge« zur Folge hatte. Es wird unterstrichen, der Tod sei hier ein täglicher Begleiter der Angestellten gewesen, was vor allem die Insassen der örtlichen KZs betraf, bei denen in dieser »Hölle« das »faschistische Motto ›Vernichtung durch Arbeit‹« angewendet wurde. Bei der Beschreibung der Beteiligung ausländischer Arbeiter am örtlichen Widerstand wiederholte man bereits aus der Literatur bekannte Informationen und ergänzte sie nur geringfügig. Sehr viel Platz wird wiederum gemeinsamen Sabotageakten sowjetischer Kriegsgefangener und KPD-Mitglieder eingeräumt.¹⁰¹

SCHLUSSBEMERKUNGEN

Bei der abschließenden Bewertung der Art und Weise, wie die Geschichtswissenschaft der DDR an die Thematik der Zwangsarbeit in der Industrie Mecklenburgs und Vorpommerns im Zweiten Weltkrieg herangegangen ist, darf man nicht außer Acht lassen, dass sich die Historiker den politischen und ideologischen Richtlinien unterordnen mussten, die der Staat vorgab. Wenn man jedoch die ideologische Staffage außer Acht lässt, die die ostdeutsche Geschichtsschreibung belastete und ihre Freiheit einschränkte, stellt man fest, dass bestimmte Aspekte der Erforschung der Zwangsarbeit – und zwar nicht nur solche, die die jeweiligen Fakten aufdecken – die Sicht auf das Thema bereichern. Die Fragen der DDR-Wissenschaftler nach dem Profit, der durch die ausländischen Kräfte erarbeitet wurde, und danach, welches Verhältnis das Großkapital zu diesem Profit hatte, oder nach der Haltung deutscher Industrieller gegenüber diesen Arbeitskräften, die nicht nur billig, sondern im Grunde genommen Sklaven waren, sind relevant – auch für die Einschätzung der Haltung der deutschen Bevölkerung. Auf diese Weise wird das Problem von vielen Seiten beleuchtet, und außer der NS-Politik, die sich auf die rassistische Ideologie der NSDAP stützte, werden noch andere Faktoren berücksichtigt, die einen Einfluss auf die Effektivität der Ausnutzung

osteuropäischer Nationen hatten. Andererseits stößt heute die Tatsache, dass die Forschungsarbeiten generell Einschränkungen unterworfen waren und dass die Verantwortung für Zwangsarbeit einzig den besitzenden Schichten zugeschrieben wurde, auf Widerspruch. Wissenschaftler der DDR befassten sich nicht mit dem Rest der deutschen Gesellschaft und seinem Verhältnis zu Ausländern während des Zweiten Weltkriegs. Das dabei entstandene Bild ist daher grundlegend verfälscht. Die kritiklose Beschreibung der Taten deutscher Kommunisten, die, bildlich gesprochen, wie Moses den Rest der Deutschen angeführt haben und wie Christus der Erlöser die ganze Schuld vom deutschen Volk genommen haben sollen, entsprechen nicht den historischen Tatsachen.

All diese Mängel, aber auch die produktiven Seiten dieser Herangehensweise findet man in den Arbeiten der Historiker, die sich der Zwangsarbeit in der lokalen Industrie Rostocks und Greifswalds widmen. Während man jedoch bei ostdeutschen Geschichtsschreibern, die den Gegenstand für das gesamte deutsche Gebiet behandelten, Elemente findet, die ein ganzheitliches Bild der Problematik im Kontext der nationalsozialistischen Herrschaft zeichnen, so stellt man in Arbeiten, die sich auf die Zwangsarbeit in der Industrie Mecklenburgs und Vorpommerns beschränken, eine übertriebene Kleinlichkeit und einen gewissen Schematismus fest. Dies kann jedoch mit dem frühen Stadium der Forschung und dem relativ kleinen Kreis der Historiker in Greifswald und Rostock erklärt werden, die auch auf anderen Gebieten keine solchen Versuche unternahmen, ganz zu schweigen von dem Versuch, eine vollständige Geschichte der jeweiligen Gegend zu verfassen. Gleichzeitig ist anzumerken, dass die erwähnten Arbeiten, die sich auf das gesamte deutsche Gebiet beziehen, in ideologischer und politischer Hinsicht prinzipientreuer sind. Die detailreichen Artikel weisen wiederum eine sachlichere Herangehensweise auf und basieren auf lokalen Fakten, während die erwähnten politisch-ideologischen Aspekte weniger exponiert sind. Möglicher-

weise hat man hier versucht, eine gewisse Forschungsnische aufzubauen, in der sich Historiker nach Erfüllung bestimmter politischer Bedingungen, nämlich der Beschreibung der von Kommunisten inspirierten, antifaschistischen Widerstandsbe-
wegung, der Heimatgeschichte widmen durften.¹⁰² Dieser Modus Vivendi zwischen der SED und den Geschichtsschreibern wurde im Übrigen auch von den Parteioberen gefördert: »Das Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands hat daher schon in der Vorbereitung des IV. Parteitages die Bezirks- und Kreisleitungen der Partei dazu aufgerufen, Kommissionen zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung zu bilden, um die revolutionären Traditionen der engeren Heimat in der propagandistischen und agitatorischen Arbeit lebendig werden zu lassen.«¹⁰³

Ausdruck des niedrigen Stellenwerts der industriellen Zwangsarbeit in der mecklenburgisch-pommerschen Forschung ist die Tatsache, dass das Thema nicht monografisch behandelt wurde, sondern lediglich in Verbindung mit der Erforschung der Widerstandsbewegung. Das mag an einem objektiven Grund liegen: der relativ geringen Bedeutung der Industrie in der Wirtschaft Mecklenburgs und Vorpommerns. Die Arbeiterbewegung wurde jedoch in der lokalen Historiografie intensiv behandelt – ähnlich intensiv wie in anderen, stärker industrialisierten Teilen der DDR. Die wissenschaftliche Frage nach den Ursachen für diesen Stand der Dinge erscheint noch relevanter, wenn man bedenkt, dass die Erforschung der Zwangsarbeit in der lokalen Landwirtschaft ebenso lückenhaft ist.

Kritisch kann man auch die Tatsache betrachten, dass Aspekte wie die Lebensbedingungen, die Verpflegung, die Unterbringung, der gesundheitliche Zustand und die medizinische Versorgung der Zwangsarbeiter zu kurz kommen. Die Autoren beschränken sich hierbei oft auf allgemeine Beschreibungen wie prekäre Lage. Kinder von Zwangsarbeitern, die in Gefangenschaft auf die Welt kamen, finden gar keine Erwähnung. Es werden keine Sterbestatistiken angeführt, und es wird nichts

über geraubte Kinder mit den »richtigen Rassenmerkmalen« geschrieben, die dann von neuen deutschen Eltern aufgenommen werden sollten. Die Literatur berichtet auch nicht über die demütigenden Desinfektionen und ärztlichen Untersuchungen, die jede Frau und jeder Mann im Rahmen der Deportation ins Dritte Reich über sich ergehen lassen musste. Nur am Rande werden die Gesetze erwähnt, die einen Kontakt zwischen deutschen Frauen und Ausländern aus dem Osten verboten; dabei liest man nichts über die furchtbaren Strafen für Zwangsarbeiter, die dieses Verbot nicht einhielten. Diese letzten Punkte betreffen im Übrigen nicht nur Publikationen zu Mecklenburg und Vorpommern, sondern die gesamte Historiografie der DDR, die sich mit diesem Thema befasst. Verglichen mit ihr hinterlassen die Historiker aus Greifswald und Rostock einen positiven Eindruck, da sie bemüht waren, Orte der Erinnerung an Zwangsarbeiter – vor allem an Insassen der örtlichen KZs – ins Bewusstsein der Leser zu rufen. Das scheinen sie zumindest im Sinn gehabt zu haben, als sie in ihren Texten Denkmäler und Ruhestätten erwähnten.

Generell lässt sich feststellen, dass sich die Erforschung der Zwangsarbeit in der Industrie Mecklenburgs und Vorpommerns im Zweiten Weltkrieg in einem recht frühen Stadium befand. Gleichzeitig hätten die bereits begonnenen, detailreichen Arbeiten Hoffnungen auf den Übergang zum Aufbau einer regionalen Synthese dieses Kapitels der Geschichte wecken können. Unter den damals gegebenen Umständen, unter denen die Geschichtswissenschaft in der DDR funktionierte, wären solche Arbeiten jedoch wahrscheinlich stark gefärbt von ideologischer und politischer Einflussnahme gewesen.

Die Erforschung der Zwangsarbeit wurde nach dem Umbruch der Jahre 1989/90 in Mecklenburg-Vorpommern fortgeführt, jedoch wurde dieses Thema in den 1990er Jahren nicht so oft behandelt wie früher. Eine intensivere Erforschung fand zu Beginn des neuen Jahrtausends statt, als das Thema Zwangsarbeit seinen festen Platz in den Arbeiten zur Landesgeschichte

Pommerns fand und einige Artikel zum Thema veröffentlicht wurden, die frei von den früheren ideologischen Einfärbungen waren.¹⁰⁴

Übersetzt aus dem Polnischen von Marek Weber.

Anmerkungen

1 Tomczak, Maria: Duch i władza. Intelktualiści podzielonych Niemczech wobec państwa i narodu, Poznań: Instytut Zachodni 1996, S. 28–39, 106–110; Müller, Werner: »Kommunistische Intellektuelle in der SBZ und in der frühen DDR«, in: Hübinger, Gangolf und Hertfelder, Thomas (Hrsg.): Kritik und Mandat. Intellektuelle in der deutschen Politik, Stuttgart: Wissenschaftliche Reihe/Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus 2000, S. 239–241.

2 Becker, Gerhard und Laube, Adolf: »III. Kongreß der Deutschen Historiker-Gesellschaft«, Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (i.F.: ZfG) 13/4 (1965), S. 677–678; Kleßmann, Christoph: Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955, Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung 1991, S. 80–81.

3 Ruge, Wolfgang: Deutschland von 1917 bis 1933. (Von der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution bis zum Ende der Weimarer Republik), Berlin: VEB Verlag der Wissenschaften (Lehrbuch der deutschen Geschichte, 10. Beitrag) 1974, S. 118–119. Erschütternd ist der Bericht vom Treffen Kurt Hagers mit den Genossen Historikern am 12. Januar 1956, wo im Verlauf der Diskussion ganz direkt die manuelle Steuerung der Forschung und der Forscher propagiert wurde: Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BArch), Stenographische Niederschrift der Beratung des Gen. Prof. Kurt Hager mit Genossen Historikern am 12. Januar 1956, Beratung von Historikern mit Kurt Hager, Januar 1956, Sign. DY 30/IV 2/9.04/133, k. 1–66.

4 Kleßmann, Christoph: »Problem podwójnego »przewycięzenia przeszłości« w byłej NRD«, in: Kleßmann, Christoph: Sporne problemy współczesnej historii Niemiec, Poznań: Wydawnictwo Poznańskie, 1999, S. 110–111.

5 Dieses Thema taucht nicht in den Unterlagen des ZK der SED auf, die an die regionalen Parteizellen, auch nach Rostock und Greifswald, verschickt wurden. Als Beispiele können hier ausgewählte Dokumente aus dem Landesarchiv Greifswald dienen (i.F.: LAG): LAG, ZK-Beschlüsse, Protokolle der 10. Tagung des Zentralkomitees vom 23. bis 25 Juni 1965, Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Sign. 62, Nr. 1158/65, S. 00804; LAG, ZK-Beschlüsse, Zentraler Forschungsplan der marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaften der DDR 1976–1980 (Beschluss des Politbüros des ZK der SED vom 1. Juni

1975), syg. Rep. 151, nr 130/75, S. 6–65; ; LAG, ZK-Beschlüsse, Rundschreiben 02/0, Maßnahmen zur Propagierung der »Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung« in acht Bänden (Beschluss des Sekretariates des ZK vom 19. Januar 1966), Sign. 66, Nr. 237.

6 Herrmann, Joachim (Hrsg.): Deutsche Geschichte in 10 Kapiteln, Berlin: Akademie Verlag 1988, S. 399.

7 Heitzer, Heinz und Schmerbach, Günther: »Die Errichtung der Grundlagen des Sozialismus, 1949–1961«, in: Heitzer, Heinz und Schmerbach, Günther: Illustrierte Geschichte der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin: Dietz Verlag 1984, S. 97–114.

8 Neuhaus, Friedemann: Geschichte im Umbruch. Geschichtspolitik, Geschichtsunterricht und Geschichtsbewusstsein in der DDR und den neuen Bundesländern 1983–1993, Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang GmbH 1991, S. 41–42.

9 Zur Person: Mertens, Lothar: »Kuczynski Jürgen«, in: Mertens, Lothar: Lexikon der DDR–Historiker. Biographien und Bibliographien zu den Geschichtswissenschaftlern aus der Deutschen Demokratischen Republik. München: K. G. Saur 2006, S. 370–371.

10 Kuczynski, Jürgen: Położenie robotników w Niemczech. Od 1800 r. do czasów współczesnych, Warszawa: WYDAWNICTWO „KSIĄŻKA I WIEDZA“ 1952, S. 514–515, 522–533, 541–545, 553–575. (Übersetzung aus dem Deutschen, das Buch wurde 1947 in der SBZ herausgegeben, Kuczynski, Jürgen: Die Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1800 bis in die Gegenwart, Berlin: Die Freie Gewerkschaft 1947.)

11 Ebd., S. 571.

12 Ebd., S. 548–549, 563.

13 Ebd., S. 575.

14 Ab 1972 hieß sie Akademie der Wissenschaften der DDR; mehr zum Thema: Scheler, Werner: Von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin zur Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin: Karl Dietz Verlag Berlin 2000.

15 Jonas, Wolfgang: Das Leben des Mansfeld–Arbeiter (1924 bis 1945), Berlin: Verl. Tribüne 1957, S. 439.

16 Ebd., S. 439–455.

17 Ebd., S. 456–479.

18 Kuczynski: Die Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1800 bis in die Gegenwart.

19 Lärmer, Karl: Vom Arbeitszwang zur Zwangsarbeit. Die Arbeitsordnungen im Mansfelder Kupferschieferbergbau von 1673 bis 1945, Berlin: Tribüne 1961, S. 237–275.

20 Shukow, I. M. u. a.: Weltgeschichte in zehn Bänden, Bd. 10, Berlin: Verlag der Wissenschaften 1968, S. 53.

21 Siehe unter anderem: Kahrs, Horst: »Von der «Großraumwirtschaft» zur «Neuen Ordnung»«, in: Kahrs, Horst u. a. (Hrsg.): Modelle für ein deutsches Europa. Ökonomie und Herrschaft im Großwirtschaftsraum, Berlin: Rotbuch Verlag 1992 (Beiträge zur Nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, Bd. 10), S. 9–28.

22 Shukow u. a.: Weltgeschichte, S. 55. Es sei am Rande vermerkt, dass ein in diesem Band abgedrucktes, ergreifendes Foto einer tatarischen Zwangsarbeiterin auf einem Plakat für die Konferenz Zwangsarbeit in Pommern von 1939 bis 1950. Sachstand und Perspektiven der Forschung und der historischen Bildungsarbeit in Deutschland und in Polen verwendet wurde, die vom 29. bis zum 30. November 2012 im Pommerschen Landesmuseum Greifswald stattfand.

23 Deutschland im Zweiten Weltkrieg, von einem Autorenkollektiv unter Leitung von W. Schumann und G. Hass, Bd. 1, Berlin: Akademie Verlag 1974, S. 202, 231–236.

24 Ebd., S. 339–341.

25 Ebd., S. 341.

26 Man muss jedoch anmerken, dass die Situation der Zwangsarbeiter in gewisser Weise durch abgedruckte Plakate vermittelt wurde, deren chauvinistische Inhalte sich gegen Kriegsgefangene richteten (Feind bleibt Feind), oder auch durch das erschütternde Foto eines in der Gegend von Halberstadt erhängten polnischen Zwangsarbeiters, der von seinen Kollegen betrachtet wird. Ebd., S. 338, 384.

27 »Deutschland im Zweiten Weltkrieg. Erster Band, in: Bulletin des Arbeitskreises »Zweiter Weltkrieg«« (i. F.: BAZW), 1 (1963), S. 41–42; »Dispositionsentwurf. Geschichte Deutschlands im Zweiten Weltkrieg. Band 2. Juni 1941 bis November 1942«, in: BAZW 1 (1966), S. 20; Autorengruppe unter Leitung von Schumann, Wolfgang: »Arbeitskonzeption für die Bände 5 und 6 des Projekts »Deutschlands im Zweiten Weltkrieg««, BAZW 1–3 (1981), S. 28–31.

28 U. a.: Bartel, Walter: »Neue Forschungsergebnisse über den gemeinsamen Kampf deutscher und ausländischer Antifaschisten in Deutschland gegen den faschistischen Raubkrieg«, BAZW 4 (1965), S. 1–17.

29 Die größte Forscherin der DDR auf diesem Gebiet, Eva Seeber, schrieb darüber 1964 in einem Stil, der der damaligen Zeit entsprach: »Die Deportation der polnischen Bürger, wie auch ausländischer Zwangsarbeiter im Allgemeinen, und ihre Ausbeutung durch die faschistische Kriegswirtschaft wurden in der marxistischen Geschichtsliteratur bislang noch nicht ausführlich aufgearbeitet.« Seeber, Eva: »Wstęp«, in: Seeber, Eva: Robotnicy przymusowi w faszystowskiej gospodarce wojennej. Deportacja i wyzysk obywateli polskich ze szczególnym uwzględnieniem położenia robotników z tzw. generalnego Gubernatorstwa (1939–1945), Warszawa: Książka i Wiedza 1972, S. 18–19. (Übersetzung der deutschen Ausgabe von 1964).

- 30** Brüchner, Richard: »Brüderliche Solidarität mit den sowjetischen Kriegsgefangenen im Mansfelder Gebiet«, in: Freundschaft für immer, (1960), S. 50–60; Kamiński, Andrzej Jozef: »Die faschistischen Konzentrationslager als soziale und ökonomische Erscheinung«, in: Der deutsche Imperialismus und der Zweite Weltkrieg, Bd. IV, Berlin: Rütten & Loening 1961, S. 123–138; Seeber, Eva: »Zur Rolle der Monopole bei der Ausbeutung der ausländischen Zwangsarbeiter im Zweiten Weltkrieg«, in: Der deutsche Imperialismus und der Zweite Weltkrieg, S. 7–22; Seeber, Eva: »Die Verschleppung polnischen Bürger aus dem sogenannten Generalgouvernement nach Deutschland und die Ausbeutung in der faschistischen Kriegswirtschaft (1939–1945)«, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, (1961), S. 527–529.
- 31** Becker, Karl: Zur Lage und zum Widerstand der ausländischen Zivilarbeiter im zweiten Weltkrieg in Deutschland, dargestellt an Beispielen aus Berliner Betrieben. Humboldt-Universität zu Berlin 1957 (Manuskript der Diplomarbeit); Persch, Christa: Die Außenkommandos von Buchenwald und die Zwangsarbeiterlager in Leipzig, Universität Leipzig 1957 (Manuskript der Diplomarbeit).
- 32** Geschrieben unter der Leitung von F. H. Gentzen und B. Spiru. Zur Person: Mertens, Lothar: »Seeber Eva«, in: Mertens: Lexikon, S. 564–565.
- 33** Seeber, Eva: Zwangsarbeiter in der faschistischen Kriegswirtschaft. Die Deportation und Ausbeutung polnischer Bürger unter besonderer Berücksichtigung der Lage der Arbeiter aus dem sogenannten Generalgouvernement (1939–1945), Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften 1964.
- 34** Eichholtz, Dietrich: »Staatsmonopolistischer Kapitalismus und Zwangsarbeit. Bemerkungen zu dem Buch von Eva Seeber, Zwangsarbeiter in der faschistischen Kriegswirtschaft. Die Deportation und Ausbeutung polnischer Bürger unter besonderer Berücksichtigung der Lage der Arbeiter aus dem sogenannten Generalgouvernement (1939–1945)«, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (i. F.: JWG) 3 (1967), S. 421–434.
- 35** Seeber, Eva: Robotnicy przymusowi, S. 31–98.
- 36** Ebd., S. 110–163.
- 37** Ebd., S. 165–285.
- 38** Spiru, Basil: »Przedmowa wydawcy niemieckiego«, in: Ebd., S. 5.
- 39** Seeber: »Wstęp«, S. 11.
- 40** Ebd., S. 13.
- 41** Ebd., S. 21–23.
- 42** Broszat, Martin: Nationalsozialistische Polenpolitik 1939–1945, Stuttgart: Fischer Bücherei 1961.
- 43** Seeber: »Wstęp«, S. 24–25.
- 44** Die deutsche Ausgabe enthält auch eine polnische Zusammenfassung.
- 45** Ebd., S. 19–21.
- 46** Schmelzer, Janis: Das hitlerfaschistische Zwangsarbeitssystem und der

antifaschistische Widerstandskampf der ausländischen Kriegsgefangenen und Deportierten 1939–1945. Dargestellt unter besonderer Beachtung der IG-Farben-Betriebe im Bericht Halle-Merseburg, Dissertation, Martin-Luther-Universität, Halle 1963; Drobisch, Klaus: Die Ausbeutung ausländischer Arbeitskräfte im Flick-Konzern während des Zweiten Weltkriegs, Dissertation, Humboldt-Universität zu Berlin 1964; Frühholz, Karl: Das System der Zwangsarbeit. Zur Politik der Zwangsarbeit in den Betrieben der IG-Farben AG unter den Bedingungen des staatsmonopolistischen Kapitalismus vor und im Zweiten Weltkrieg, Dissertation, Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, Berlin 1964.

47 Drobisch, Klaus und Eichholtz, Dietrich: »Die Zwangsarbeit ausländischer Arbeitskräfte in Deutschland während des Zweiten Weltkriegs«, in: ZFG 19/5 (1970), S. 627–639.

48 Drobisch, Klaus und Eichholtz, Dietrich: »Die Zwangsarbeit ausländischer Arbeitskräfte in Deutschland während des Zweiten Weltkriegs«, in: BAZW 3 (1970), S. 3–24.

49 Bleyer, Wolfgang und Drobisch, Klaus: »Dokumente zur Ausbeutung ausländischer Zwangsarbeiter durch das deutsche Monopolkapital im zweiten Weltkrieg«, in: BAZW 3 (1970), S. 26–93.

50 Müller, Norbert: »Dokumente zur Rolle der Wehrmacht bei der Deportation sowjetischer Bürger zur Zwangsarbeit in Deutschland 1941–1944«, in: BAZW 4 (1970), S. 29–62.

51 Lange, Horst: »Die ausländischen Zwangsarbeiter des Zweiten Weltkriegs im faschistischen Rüstungsbetrieb ›Reimahg‹ bei Kahla (Thüringen)«, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 3 (1964), S. 367–372.

52 Demps, Laurenz: »Zahlen über den Einsatz ausländischer Zwangsarbeiter in Deutschland im Jahre 1943«, in: ZfG 21/7 (1973), S. 830–843.

53 Drobisch, Klaus: »Dokumente zur direkten Zusammenarbeit zwischen dem Flick-Konzern und der Gestapo bei der Unterdrückung der Arbeiter«, in: JWG 3 (1963), S. 211–225;

54 Czollek, Roswitha: »Zwangsarbeit und Deportationen für die deutsche Kriegsmaschine in den baltischen Sowjetrepubliken während des zweiten Weltkrieges«, in: JWG 2 (1970), S. 45–67.

55 Eichholtz, Dietrich: »Zur Lage der deutschen Werk tätigen im ersten Kriegsjahr 1939/40. Eine Studie über die staatsmonopolistische Kriegswirtschaft des deutschen Faschismus«, in: JWG 1 (1967), S. 147–171.

56 Ślępowroński: »Miejsce Żydów«, S. 143–144.

57 Gruner, Wolf: »Der Beginn der Zwangsarbeit für arbeitslose Juden in Deutschland 1938/39. Dokumente aus der Stadtverwaltung Berlin«, in: ZfG 37/2 (1989), S. 135–151.

58 Herzig, Jobst: »Umbrüche und Kontinuitäten. Die Entnazifizierung an der

Universität Rostock nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges«, in: Krüger, Kersten (Hrsg.): *Die Universität Rostock 1945–1946. Entnazifizierung und Wiedereröffnung*, Rostock 2008, (Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte, Bd. 6), S. 30–83; Trost, Catharina: »Die Wiedereröffnung der Universität Rostock nach dem Zweiten Weltkrieg«, in: Krüger (Hrsg.): *Die Universität Rostock*, S. 142–157; Landsmann, Maik: »Die Universitätsparteileitung der Universität Rostock von 1946 bis zur Vorbereitung der Volkswahlen der DDR 1954«, in: *Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte* 10 (2010), S. 25–31, 81–102; Ślepowroński, Tomasz: *Polska i wschodnioniemiecka historiografia Pomorza Zachodniego (1945 – 1970). Instytucje - koncepcje - badania*, Szczecin: Wydawnictwo Zapol 2008, S. 255–277; Ślepowroński, Tomasz: »Historycy w ›godzinie zero‹. Proces denazyfikacji i instrumentalizacji dziejopisarstwa niemieckiego w Radzieckiej Strefie Okupacyjnej (Uniwersytet w Greifswaldzie\Gryfii w latach 1945–1949/52«, in: Stępiński, Włodzimierz und Tomasz Ślepowroński (Hrsg.): *Na drodze do niemieckiej katastrofy. Twórcy idei, sportowcy, uczeni i policjanci*, Wrocław: Wydawnictwo Gajt 2012, S. 155–175.

59 Ślepowroński: *Polska i wschodnioniemiecka*, S. 396–397, 400–402.

60 Lamprecht, Werner: *Der Kampf der Stettiner Parteiorganisation der KPD gegen die faschistische Diktatur (1933–1945)*, Dissertation Universität Greifswald 1966.

61 Zum Greifswald-Stralsunder Jahrbuch siehe auch: Ślepowroński: *Polska i wschodnioniemiecka*, S. 406–418.

62 Siehe unter anderem: Mammach, Klaus (Hrsg.): *Die Berner Konferenz der KPD (30. Januar – 1. Februar 1939)*, Berlin: Verlag Marxistische Blaetter 1974.

63 Lamprecht, Werner: »Der Kampf der pommerschen Parteiorganisation der KPD gegen Faschismus und Krieg (1933–1945)«, in: *Greifswald-Stralsunder Jahrbuch* (i. F.: GSJ) 5 (1965), S. 102–104.

64 Jahnke, Karl-Heinz: »Aus dem Kampf polnischer und deutscher Antifaschisten während des Zweiten Weltkrieges in Mecklenburg und Pommern«, in: *GSJ* 5 (1965), S. 107–110.

65 Dr. Carl Lampert gehörte zu den Geistlichen, die in der Arbeit mit Pfarrern und Soldaten engagiert waren, die sich im Zweiten Weltkrieg in Stettin aufhielten. Außerdem beteiligte er sich an der Hilfe für Zwangsarbeiter in Pommern. Gemeinsam mit Dr. Friedrich Lorenz aus dem Oblaten-Orden und Pfarrer Herbert Simoleit wurde er in der Nacht vom 4. zum 5. Februar 1943 unter Spionageverdacht festgenommen und nach grauenvoller Folter am 3. November 1944 hingerichtet. Ślepowroński, Tomasz: »Życie codzienne w Szczecinie w okresie II wojny światowej«, in: Rembacka, Katarzyna: *Szczecin – codzienność miasta i jego mieszkańców. Czwarta Konferencja Edukacyjna 9 XII 2011*, Szczecin: Wydawnictwo KAdruk 2012, S. 182. Am 13. November 2011 wurde Pfarrer Carl Lampert im Rahmen eines feierlichen Gottesdienstes in Dornbirn (Österreich) als Märtyrer seliggesprochen (der erste seliggespro-

chene Stettiner). Elf Tage später wurden seine Reliquien nach Stettin gebracht und an seinen alten Wirkungsstätten niedergelegt: in der Johannes Paul II-Kapelle des Medizinischen Instituts, also im alten Schwesternkrankenhaus, und in der Johannes der Täufer-Kirche. <http://www.24kurier.pl/W-Kurierze/Blogoslawiony-ze-Szczecina> [abgerufen am 13.1.2012]; http://szczecin.gazeta.pl/szczecin/1,34959,10716109,Relikwie_ks__Lamperta_w_Szczecinie.html [abgerufen am 13.1.2012].

66 Andere Autoren geben an, die Verhaftung von Pfarrer Lampert sei Teil einer Aktion gewesen, die sich gegen die katholische Kirche in Pommern richtete, da in derselben Nacht noch ca. 40 weitere Katholiken aus der Provinz festgenommen wurden (sogenannter Fall Stettin). Zum Vorgehen der NS-Führung gegen Stettiner Katholiken siehe auch: Knauft, Wolfgang: Akcja »Fall Stettin«, Szczecin: Ottonianum 2004.

67 Jahnke: Aus dem Kampf, S. 110–112.

68 Jahnke, Karl-Heinz: »Zum antifaschistischen Widerstandskampf in Mecklenburg und Vorpommern während des Zweiten Weltkriegs (1939–1945)«, in: Befreiung und Neubeginn. Ausgewähltes und überarbeitetes Protokoll der Wissenschaftlichen Konferenz des historischen Instituts der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald am 29 und 30 April 1965, Berlin: Staatsverlag der DDR 1966, S. 65–82.

69 Jahnke, Karl-Heinz und Genz, Peter: »Der Kampf gegen Faschismus und Krieg in Stralsund (Januar 1933 bis Mai 1945)«, in: Kreisleitung Stralsund der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (Hrsg.): Die Entwicklung der Arbeiterbewegung in Stralsund, Stralsund 1968, S. 147–148.

70 Jahnke, Karl-Heinz: Der Anteil der deutschen Jugend am antifaschistischen Widerstandskampf, unter besonderer Berücksichtigung der kommunistischen Widerstandsbewegung 1933–1945, Habilitationsschrift, Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald 1966. Vgl.: Ślepowerski: Polska i wschodniemiecka, S. 402.

71 Weber, Alfred: Stärker als der Tod. Die verbrecherische Rolle des Heinkel-Konzerns im KZ-Außenlager Barth und der Widerstand der Häftlinge vieler Nationen, Rostock: Bezirksleitung Rostock der SED, Abt. Agitation, Propaganda 1970.

72 Herzig, Martin u. a. (zusammengestellt und bearbeitet): Regionalgeschichtliche Quellensammlung für die Bezirke Rostock-Ost und Neubrandenburg, T. II, Von den Anfängen der Arbeiterbewegung bis zur Befreiung vom Faschismus. Material zur Unterstützung des Geschichtsunterrichts der Klassen 8 und 9, Rostock - Neubrandenburg: Bezirkskabinett f. Weiterbildung d. Lehrer u. Erzieher 1970, S. 142–143, 146–155.

73 Jahnke, Karl-Heinz: »Forschungen zum antifaschistischen Widerstandskampf in Mecklenburg 1933–1945«, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung 12/3 (1970), S. 481–492.

74 Bezirkskommissionen zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung bei den Bezirksleitungen Rostock, Schwerin und Neubrandenburg der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands: »Vorwort«, in: Bezirkskommissionen zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung bei den Bezirksleitungen Rostock, Schwerin und Neubrandenburg der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (Hrsg.): *Der antifaschistische Widerstandskampf unter Führung der KPD in Mecklenburg 1933 bis 1945*, Rostock: Hinstorff 1970, S. 9.

75 Bezirkskommissionen zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung bei den Bezirksleitungen Rostock, Schwerin und Neubrandenburg der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (Hrsg.): *Der antifaschistische Widerstandskampf*, S. 210–211.

76 Ebd., S. 212–213.

77 Ebd., S. 214–219.

78 Ebd., S. 224–229.

79 Dies entspricht nicht dem heutigen Kenntnisstand bezüglich der Anzahl der KZ-Häftlinge in Peenemünde. Vgl. Wagner, Jens-Christian: »Zwangsarbeit in Peenemünde (1939–1945): Praxis und Erinnerung«, in: *Zeitgeschichte regional*, Jg. 4 (2000), H. 1, S. 15, 18–19.

80 Ebd., S. 279–283.

81 Zur Zusammenarbeit von Historikern aus Stettin und Greifswald siehe auch: Ślepowroński: *Polska i wschodnioniemiecka*, S. 452–478.

82 Kalisch, Johannes: »Pommern im Blickfeld einer internationalen wissenschaftlichen Tagung [Berichte und Bemerkungen]«, in: *ZfG* 9/1 (1961), S. 200–202.

83 Mai, Joachim: »Wissenschaftliche Konferenz über die Geschichte der Arbeiterbewegung Pommerns in Szczecin [Berichte und Bemerkungen]«, in: *ZfG* 13/2 (1965), S. 305. Sein Referat wurde später im oben erwähnten Buch publiziert: *Befreiung und Neubeginn. Ausgewähltes und überarbeitetest Protokoll der Wissenschaftlichen Konferenz des historischen Instituts der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald am 29 und 30 April 1965*, Berlin: Staatsverlag der DDR 1966.

84 Ślepowroński: *Polska i wschodnioniemiecka*, S. 466.

85 Ślepowroński, Tomasz: »Miejsce Henryka Lesińskiego w historiograficznym, zachodnioniemieckim dialogu polsko – niemieckim«, in: Gaziński, Radosław, Stępiński, Włodzimierz (Hrsg.): *Ziemiom odzyskanym umysł i serce. Henryk Lesiński uczonego życie i dzieło*, Szczecin: Wydawnictwo Zapol 2010, S. 119–120.

86 Stępiński, Włodzimierz: »Die polnische Forschung zur Geschichte Pommerns im 19. und 20. Jahrhundert in der Nachkriegsperiode (bis 1995)«, in: Buchholtz, Werner (Hrsg.): *Landesgeschichte in Deutschland. Bestandaufnahme, Analyse. Perspektiven*, Paderborn–München–Wien–Zürich: Ferdinand

Schöningh Verlag 1998, S. 107–113. Vgl. Ślepowroński: *Polska i wschodni-niemiecka*, S. 457–548.

87 Mattausch, Wolf-Dieter: »Antifaschistischer Widerstandskampf Arbeitersportler in Mecklenburg von 1933 bis 1945«, in: *Theorie und Praxis der Körperkultur* 29/2 (1980), S. 88–90.

88 Barche, Heinz: *Mahnung und Verpflichtung. Dokumente, Berichte, Kommentare. Leben, Ausbeutung und antifaschistischer Widerstandskampf weiblicher Häftlinge in den Konzentrationslagern Neubrandenburgs (1943–1945)*, Neubrandenburg: Kommission zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung bei den Bezirksleitung Neubrandenburg der SED 1988.

89 Genz, Peter: »Der Kampf antifaschistischer Kräfte des Kreises Grimmen gegen Faschismus und Krieg in den Jahren des zweiten Weltkrieges«, in: *GSJ* 7 (1967), S. 125–134; Kreisleitung der SED (Hrsg.): *Kämpfer gegen Faschismus und Krieg. Zur Geschichte des Widerstandkampfes im Kreis Parchim 1933–1945*, Parchim: Kreisleitung Parchim d. SED 1966; Kreisleitung Wolgast der SED (Hrsg.): *Ihr Vermächtnis lebt in unseren Taten, zum Gedenken an Antifaschisten des Kreis Wolgast*, Wolgast: Kreisleitung Wolgast der SED 1984; Bezirkskommission zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung bei den Bezirksleitung Neubrandenburg der SED (Hrsg.): *Zur Geschichte antifaschistischen Widerstandkampfes unter Führung der KPD im Gebiet des heutigen Bezirkes Neubrandenburg (193–1945)*, Neubrandenburg: Bezirksleitung Neubrandenburg der SED 1978. Diese Arbeit basiert auf einer Dissertation, die 1976 an der Universität Rostock verteidigt wurde.

90 Rat der Stadt Greifswald (Hrsg.): *Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Stadt Greifswald (14.–20. Mai 1950)*, Greifswald: Panzig 1950; Rat der Stadt Wolgast (Hrsg.): *700 Jahre Stadt Wolgast*, Wolgast: Rat d. Stadt 1957; *Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Stadt Ueckermünde vom 16. bis 24. Juli 1960*, Ueckermünde 1960; Fritze, Konrad *Die Hansestadt Stralsund, die beiden ersten Jahrhunderte ihrer Geschichte*, Schwerin: Petermänken-Verlag 1961.

91 Rat der Stadt Ribnitz–Damgarten durch die Redaktionskommission (Hrsg.): *Festschrift zum Jubiläum der Kreisstadt Ribnitz–Damgarten. 700 Jahre Damgarten 1258–1958. 725 Jahre Ribnitz*, Ribnitz–Damgarten: Rat d. Stadt 1958, S. 42.

92 Es gab aber auch Ausnahmen, wo das Thema Zwangsarbeit in Kapiteln über den Zweiten Weltkrieg nicht auftauchte: Ewe, Herbert: *Stralsund*, Rostock: VEB Hinstorff Verlag 1987, S. 237–240.

93 Erdmann, Gustav und Biederstedt, Rudolf: *Greifswald*, Greifswald: VEB Hinstorff Verlag 1968, S. 150–154. Am 30. April 1945 übergab Hauptmann Petershagen Greifswald kampflos der Roten Armee, was ihn lokal zur lebenden Legende und einer Kultfigur der Geschichtsschreibung machte, die bewies, dass es auch in der Wehrmacht Individuen gab, die sich den sinnlosen Befehlen Hitlers widersetzten und von der Möglichkeit einer Verständigung

mit der UdSSR ausgingen. Heute wird dieses Bild relativiert, unter anderem durch Michael Matthiesen, der bei der Beschreibung der Kapitulation die Rolle des Senats der Greifswalder Universität und ihres Rektors Carl Engel unterstreicht. Matthiesen, Michael: »Das Kriegsende 1945 und der Mythos von der kampflosen Übergabe in Greifswald«, in: Wernicke, Horst (Hrsg.): Greifswald, Geschichte der Stadt, Schwerin: Helms 2000, S. 135–140.

94 Biederstedt, Rudolf u. a.: Greifswald, Rostock: VEB Hinstorff Verlag 1973, S. 106.

95 Jahnke, Karl-Heinz: »Im Zweiten Weltkrieg«, in: Ewe, Herbert (Hrsg.): Geschichte der Stadt Stralsund, Weimar: Verlag Hermann Böhlau Nachfolger 1984, S. 325–326, 331.

96 Polzin, Martin und Horst Witt: Rostock von der bürgerlich-demokratischen Revolution 1848/49 bis 1945, Rostock: VEB Hinstorff Verlag 1974, S. 154, 218; Witt, Horst: »Im Zweiten Weltkrieg«, in: Autorenkollektiv (Hrsg.): Rostock. Geschichte der Stadt in Wort und Bild, Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften 1980, S. 131–132.

97 Polzin und Witt: Rostock von der bürgerlich-demokratischen Revolution, S. 228.

98 Bernitt, Brigitte: Begleitheft für Ausstellung 750 Jahre Rostocker Stadtgeschichte im Kröpeliner Tor, Rostock: Kulturhistorisches Museum 1970, S. 27–28.

99 Witt: »Im Zweiten Weltkrieg«, S. 134.

100 Schulz, Willi: »Flucht aus der Hölle! Von Kampf gegen den Faschismus zu einem Kapitel deutsch-sowjetischer Freundschaft«, in: Rat des Kreises Wolgast (Hrsg.): Wolgast-Buch, Rostock: Rat des Kreises Wolgast 1983, hier S. 24.

101 Ebd., S. 26–31.

102 In der DDR wurde der vor dem Krieg übliche Begriff »Landesgeschichte« nicht verwendet.

103 Gemkow, Heinrich: »Die Kommissionen der SED zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung«, in: Mohr, Hubert und Hühns, Erik (Hrsg.): Einführung in die Heimatgeschichte, Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften 1959, S. 288–289.

104 Viele Texte erschienen in der Zeitschrift Zeitgeschichte regional. Darüber hinaus wurden Monografien und Sammelwerke zu dem Thema veröffentlicht, u. a.: Stamp, Friedrich: Zwangsarbeit in der Metallindustrie 1939–1945. Das Beispiel Mecklenburg–Vorpommern, Berlin: Otto Brenner Stiftung 2001 (Arbeitsheft), Albrecht, Maritin (Hrsg.): Ruestung im nationalsozialistischen Mecklenburg und Vorpommern, Schwerin: Friedrich-Ebert-Stiftung 2007; Mühlendorfer-Vogt, Christian (Hrsg.): »Der Betrieb...kann mit Häftlingen durchgeführt werden«. Zwangsarbeit für die Kriegsrakete«, in: Peenemünder Hefte 3, Historisch-Technisches Museum GmbH Peenemünde 2009; Aniszewska, Jolanta und Andrzej Bierca und Petra Clemens: Orte der Zwangsarbeit von

Polen in Stralsund und Stargrad (1939–1945), Rostock: Prora-Zentrum 2011.

Literaturverzeichnis

Albrecht, Martin (Hrsg.): Rüstung und Zwangsarbeit im nationalsozialistischen Mecklenburg und Vorpommern, Schwerin: Friedrich-Ebert-Stiftung 2007.

Aniszewska, Jolanta und Bierca, Andrzej und Clemens, Petra: Orte der Zwangsarbeit von Polen in Stralsund und Stargrad: (1939–1945), Rostock: Prora-Zentrum 2011.

Autorengruppe unter Leitung von Schumann, Wolfgang: »Arbeitskonzeption für die Bände 5 und 6 des Projekts ›Deutschlands im zweiten Weltkrieg‹«, Bulletin des Arbeitskreis »Zweiter Weltkrieg« 1–3 (1981), S. 28–31.

Bartel, Walter: »Neue Forschungsergebnisse über den gemeinsamen Kampf deutscher und ausländischer Antifaschisten in Deutschland gegen den faschistischen Raubkrieg«, Bulletin des Arbeitskreis »Zweiter Weltkrieg« 4 (1965), S. 1–17.

Becker, Gerhard und Laube, Adolf: »III. Kongreß der Deutschen Historiker-Gesellschaft«, Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 13/4 (1965), S. 677–678.

Becker, Karl: Zur Lage und zum Widerstand der ausländischen Zivilarbeiter im zweiten Weltkrieg in Deutschland, dargestellt an Beispielen aus Berliner Betrieben. Humboldt-Universität zu Berlin 1957.

Befreiung und Neubeginn. Ausgewähltes und überarbeitete Protokoll der Wissenschaftlichen Konferenz des historischen Instituts der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald am 29. und 30. April 1965, Berlin: Staatsverlag der DDR 1966.

Bernitt, Brigitte: Begleitheft für Ausstellung 750 Jahre Rostocker Stadtgeschichte im Kröpeliner Tor, Rostock: Kulturhistorisches Museum 1970.

Bezirkskommission zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung bei den Bezirksleitung Neubrandenburg der SED (Hrsg.): Zur Geschichte antifaschistischen Widerstandkampfes unter Führung der KPD im Gebiet

des heutigen Bezirkes Neubrandenburg (193–1945), Neubrandenburg: Bezirksleitung Neubrandenburg der SED 1978.

Bezirkskommissionen zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung bei den Bezirksleitungen Rostock, Schwerin und Neubrandenburg der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands: »Vorwort«, in: Bezirkskommissionen zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung bei den Bezirksleitungen Rostock, Schwerin und Neubrandenburg der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (Hrsg.): Der antifaschistische Widerstandskampf unter Führung der KPD in Mecklenburg 1933 bis 1945, Rostock: Hinstorff 1970.

Biederstedt, Rudolf u. a.: Greifswald, Rostock: VEB Hinstorff Verlag 1973.

Bleyer, Wolfgang und Drobisch, Klaus: »Dokumente zur Ausbeutung ausländischer Zwangsarbeiter durch das deutsche Monopolkapital im zweiten Weltkrieg«, in: Bulletin des Arbeitskreis »Zweiter Weltkrieg« 3 (1970), S. 26–93.

Barche, Heinz: Mahnung und Verpflichtung. Dokumente, Berichte, Kommentare. Leben, Ausbeutung und antifaschistischer Widerstandskampf weiblicher Häftlinge in den Konzentrationslagern Neubrandenburgs (1943–1945), Neubrandenburg: Kommission zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung bei den Bezirksleitung Neubrandenburg der SED 1988.

Broszat, Martin: Nationalsozialistische Polenpolitik 1939–1945, Stuttgart: Fischer Bücherei 1961.

Brüchner, Richard: »Brüderliche Solidarität mit den sowjetischen Kriegsgefangenen im Mansfelder Gebiet«, in: Freundschaft für immer, (1960), S. 50–60.

Czollek, Roswitha: »Zwangsarbeit und Deportationen für die deutsche Kriegsmaschine in den baltischen Sowjetrepubliken während des zweiten Weltkrieges«, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 2 (1970), S. 45–67.

Demps, Laurenz: »Zahlen über der Einsatz ausländischer Zwangsarbeiter in Deutschland im Jahre 1943«, in: Zeitschrift

für Geschichtswissenschaft 21/7 (1973), S. 830–843.

Deutschland im Zweiten Weltkrieg, von einem Autorenkollektiv unter Leitung von W. Schumann und G. Hass, Bd. 1, Berlin: Akademie Verlag 1974.

Deutschland im Zweiten Weltkrieg. Erster Band, in: Bulletin des Arbeitskreis »Zweiter Weltkrieg« 1 (1963), S. 40–61.
»Dispositionsentwurf. Geschichte Deutschlands im zweiten Weltkrieg. Band 2. Juni 1941 bis November 1942«, in: Bulletin des Arbeitskreis »Zweiter Weltkrieg« 1 (1966), S. 20–38.

Drobisch, Klaus und Eichholtz, Dietrich: »Die Zwangsarbeit ausländischer Arbeitskräfte in Deutschland während des zweitens Weltkrieg«, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 19/5 (1970), S. 627–639.

Drobisch, Klaus und Eichholtz, Dietrich: »Die Zwangsarbeit ausländischer Arbeitskräfte in Deutschland während des zweitens Weltkrieg«, in: Bulletin des Arbeitskreis »Zweiter Weltkrieg« 3 (1970), S. 3–24.

Drobisch, Klaus: »Dokumente zur direkten Zusammenarbeit zwischen Flick-Konzern und Gestapo bei der Unterdrückung der Arbeiter«, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 3 (1963), S. 211–225.

Drobisch, Klaus: Die Ausbeutung ausländischer Arbeitskräfte in Flick-Konzern während des zweitens Weltkrieg, Dissertation, Humboldt-Universität zu Berlin 1964.

Eichholtz, Dietrich: »Staatsmonopolistischer Kapitalismus und Zwangsarbeit. Bemerkungen zu dem Buch von Eva Seeber, Zwangsarbeiter in der faschistischen Kriegswirtschaft. Die Deportation und Ausbeutung polnischer Bürger unter besonderer Berücksichtigung der Lage der Arbeiter aus dem sogenannten Generalgouvernement (1939–1945)«, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 3 (1967), S. 421–434.

Eichholtz, Dietrich: »Zur Lage der deutschen Werk tätigen im ersten Kriegsjahr 1939/40. Eine Studie über die staatsmonopolistische Kriegswirtschaft des deutschen Faschismus«, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1 (1967), S. 147–171.

Erdmann, Gustav und Biederstedt, Rudolf: Greifswald, Greifswald: VEB Hinstorff Verlag 1968.

Ewe, Herbert: Stralsund, Rostock: VEB Hinstorff Verlag 1987.

Fritze, Konrad: Die Hansestadt Stralsund, die beiden ersten Jahrhunderte ihrer Geschichte, Schwerin: Petermänken-Verlag 1961.

Frühholz, Karl: Das System der Zwangsarbeit. Zur Politik der Zwangsarbeit in den Betriebe der IG-Farben AG unter der Bedingungen des staatsmonopolistischen Kapitalismus vor und im zweiten Weltkrieg, Dissertation, Institut für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED, Berlin 1964.

Gemkow, Heinrich: »Die Kommissionen der SED zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung«, in: Mohr, Hubert und Hühns, Erik (Hrsg.): Einführung in die Heimatgeschichte, Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften 1959.

Genz, Peter: »Der Kampf antifaschistischer Kräfte des Kreises Grimmen gegen Faschismus und Krieg in den Jahren des zweiten Weltkrieges«, in: Greifswald-Stralsunder Jahrbuch 7 (1967), S. 125–134.

Gruner, Wolf: »Der Begin der Zwangsarbeit für arbeitslose Juden in Deutschland 1938/39. Dokumente aus der Stadtverwaltung Berlin«, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 37/2 (1989), S. 135–151.

Heitzer, Heinz und Schmerbach, Günther: »Die Errichtung der Grundlagen des Sozialismus, 1949–1961«, in: Heitzer, Heinz und Günther Schmerbach, Illustrierte Geschichte der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin: Dietz Verlag 1984, S. 97.

Herrmann, Joachim (Hrsg.): Deutsche Geschichte in 10 Kapiteln, Berlin: Akademie-Verlag 1988.

Herzig, Jobst: »Umbrüche und Kontinuitäten. Die Entnazifizierung an der Universität Rostock nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges«, in: Krüger, Kersten (Hrsg.): Die Universität Rostock 1945–1946. Entnazifizierung und Wiedereröffnung, Rostock 2008, (Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte,

Bd. 6).

Herzig, Martin u. a. (Zusammengestellt und bearbeitet):

Regionalgeschichtliche Quellensammlung für die Bezirke Rostock-Ost und Neubrandenburg, T. II, Von den Anfängen der Arbeiterbewegung bis zur Befreiung vom Faschismus. Material zur Unterstützung des Geschichtsunterricht der Klassen 8 und 9, Rostock-Neubrandenburg: Bezirkskabinett f. Weiterbildung d. Lehrer u. Erzieher 1970.

Jahnke, Karl-Heinz und Genz, Peter: »Der Kampf gegen Faschismus und Krieg im Stralsund (Januar 1933 bis Mai 1945)«, in: Kreisleitung Stralsund der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (Hrsg.): Die Entwicklung der Arbeiterbewegung in Stralsund, Stralsund 1968.

Jahnke, Karl-Heinz: »Aus dem Kampf polnischer und deutscher Antifaschisten während des zweiten Weltkrieges in Mecklenburg und Pommern«, in: Greifswald-Stralsunder Jahrbuch 5 (1965), S. 107–110.

Jahnke, Karl-Heinz: »Forschungen zum antifaschistischen Widerstandskampf in Mecklenburg 1933–1945«, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung 12/3 (1970), S. 481–492.

Jahnke, Karl-Heinz: »Im zweiten Weltkrieg«, in: Ewe, Herbert (Hrsg.): Geschichte der Stadt Stralsund, Weimar: Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger 1984.

Jahnke, Karl-Heinz: »Zum antifaschistischen Widerstandskampf in der Mecklenburg und Vorpommern während des zweiten Weltkrieges (1939–1945)«, in: Befreiung und Neubeginn. Ausgewähltes und überarbeitetest Protokoll der Wissenschaftlichen Konferenz des historischen Instituts der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald am 29 und 30 April 1965, Berlin: Staatsverlag der DDR 1966.

Jahnke, Karl-Heinz: Der Anteil der deutschen Jugend am antifaschistischen Widerstandskampf, unter besonderer Berücksichtigung der kommunistischen Widerstandsbewegung 1933–1945, Habilitationsschrift, Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald 1966.

Jonas, Wolfgang: Das Leben des Mansfeld-Arbeiter (1924 bis 1945), Berlin: Verl. Tribüne 1957.

Kahrs, Horst: »Von der ›Großbraumwirtschaft‹ zur ›Neuen Ordnung‹«, in: Kahrs, Horst u. a. (Hrsg.): Modelle für ein deutsches Europa. Ökonomie und Herrschaft im Großwirtschaftsraum, Berlin: Rotbuch Verlag 1992 (Beiträge zur Nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, Bd. 10), S. 9–28.

Kalisch, Johannes: »Pommern im Blickfeld einer internationalen wissenschaftlichen Tagung [Berichte und Bemerkungen]«, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 9/1 (1961), S. 200–202.

Kamiński, Andrzej Jozef: »Die faschistischen Konzentrationslager als soziale und ökonomische Erscheinung«, in: Der deutsche Imperialismus und der Zweite Weltkrieg, Bd. IV, Berlin: Rütten & Loening 1961.

Kleßmann, Christoph: »Problem podwójnego »przewyciężenia przeszłości« w byłej NRD«, in: Kleßmann, Christoph: Sporne problemy współczesnej historii Niemiec, Poznań: Wydawnictwo Poznańskie, 1999.

Kleßmann, Christoph: Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955, Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung 1991.

Knauff, Wolfgang: Akcja »Fall Stettin«, Szczecin: Ottonianum 2004.

Kreisleitung der SED (Hrsg.): Kämpfer gegen Faschismus und Krieg. Zur Geschichte des Widerstandkampfes im Kreis Parchim 1933–1945, Parchim: Kreisleitung Parchim d. SED 1966.

Kreisleitung Wolgast der SED (Hrsg.): Ihr Vermächtnis lebt in unseren Taten, zum Gedenken an Antifaschisten des Kreis Wolgast, Wolgast: Kreisleitung Wolgast der SED 1984.

Kuczynski, Jürgen: Die Geschichte der Lage der Arbeiter in Deutschland von 1800 bis in die Gegenwart, Berlin: Die Freie Gewerkschaft 1947.

Kuczynski, Jürgen: Położenie robotników Niemczech. Od 1800 r. do czasów współczesnych, Warszawa: WYDAWNICT-

WO »KSIĄŻKA I WIEDZA« 1952.

Lamprecht, Werner: »Der Kampf der pommerschen Parteiorganisation der KPD gegen Faschismus und Krieg (1933–1945)«, in: Greifswald-Stralsunder Jahrbuch 5 (1965), S. 102–106.

Lamprecht, Werner: Der Kampf der Stettiner Parteiorganisation der KPD gegen die faschistische Diktatur (1933–1945), Dissertation Universität Greifswald 1966.

Landsmann, Maik: »Die Universitätsparteileitung der Universität Rostock von 1946 bis zur Vorbereitung der Volkswahlen der DDR 1954«, in: Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte 10 (2010), S. 25–102.

Lange, Horst: »Die ausländischen Zwangsarbeiter des zweiten Weltkrieg im faschistischen Rüstungsbetrieb ›Reimahg‹ bei Kahla (Thüringen)«, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe 3 (1964), S. 367–372.

Lärmer, Karl: Vom Arbeitszwang zum Zwangsarbeit. Die Arbeitsordnungen im Mansfelder Kupferschieferbergbau von 1673 bis 1945, Berlin: Verl. Tribüne 1961.

Mai, Joachim: »Wissenschaftliche Konferenz über die Geschichte der Arbeiterbewegung Pommerns in Szczecin [Berichte und Bemerkungen]«, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 13/2 (1965), S. 305.

Mammach, Klaus (Hrsg.): Die Berner Konferenz der KPD (30. Januar – 1. Februar 1939), Berlin: Verlag Marxistische Blaetter 1974.

Mattausch, Wolf-Dieter: »Antifaschistischer Widerstandskampf Arbeitersportler in Mecklenburg von 1933 bis 1945«, in: Theorie und Praxis der Körperkultur 29/2 (1980), S. 88–90.

Matthiesen, Michael: »Das Kriegsende 1945 und der Mythos von der kampflose Übergabe in Greifswald«, in: Wernicke, Horst (Hrsg.): Greifswald, Geschichte der Stadt, Schwerin: Helms 2000.

Mertens, Lothar: »Kuczynski Jürgen«, in: Mertens, Lothar: Lexikon der DDR-Historiker. Biographien und Bibliographien zu den Geschichtswissenschaftlern aus der Deutschen Demo-

kratischen Republik. München: K. G. Saur 2006.

Mertens, Lothar: »Seeber Eva«, in Mertens, Lothar: Lexikon der DDR-Historiker. Biographien und Bibliographien zu den Geschichtswissenschaftlern aus der Deutschen Demokratischen Republik. München: K. G. Saur 2006.

Müller, Norbert: »Dokumente zur Rolle der Wehrmacht bei der Deportation sowjetischer Bürger zur Zwangsarbeit in Deutschland 1941–1944«, in: Bulletin des Arbeitskreis »Zweiter Weltkrieg« 4 (1970), S. 29–62.

Müller, Werner: »Kommunistische Intellektuelle in der SBZ und in der frühen DDR«, in: Hübinger, Gangolf, Hertfelder, Thomas (Hrsg.): Kritik und Mandat. Intellektuelle in der deutschen Politik, Stuttgart: Wissenschaftliche Reihe/Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus 2000.

Mühldorfer-Vogt, Christian (Hrsg.): »Der Betrieb...kann mit Häftlingen durchgeführt werden«. Zwangsarbeit für die Kriegsrakete«, in: Peenemünder Hefte 3, Historisch-Technisches Museum GmbH Peenemünde 2009.

Neuhaus, Friedemann: Geschichte im Umbruch. Geschichtspolitik, Geschichtsunterricht und Geschichtsbewusstsein in der DDR und den neuen Bundesländern 1983–1993, Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang GmbH 1991.

Persch, Christa: Die Außenkommandos von Buchenwald und die Zwangsarbeiterlager in Leipzig, Universität Leipzig 1957.

Polzin, Martin und Witt, Horst: Rostock von der bürgerlich-demokratischen Revolution 1848/49 bis 1945, Rostock: VEB Hinstorff Verlag 1974.

Rat der Stadt Greifswald (Hrsg.): Festschrift zur 700-Jahrfeier der Stadt Greifswald (14.–20. Mai 1950), Greifswald: Panzig 1950.

Rat der Stadt Ribnitz-Damgarten durch die Redaktionskommission (Hrsg.): Festschrift zum Jubiläen der Kreisstadt Ribnitz-Damgarten. 700 Jahre Damgarten 1258–1958. 725 Jahre Ribnitz, Ribnitz–Damgarten: Rat d. Stadt 1958.

Rat der Stadt Wolgast (Hrsg.): 700 Jahre Stadt Wolgast, Wolgast: Rat d. Stadt 1957; Festschrift zur 700-Jahrfeier der

Stadt Ueckermünde vom 16. bis 24. Juli 1960, Ueckermünde 1960.

Ruge, Wolfgang: Deutschland von 1917 bis 1933. (Von der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution bis zum Ende der Weimarer Republik), Berlin: VEB Verlag der Wissenschaften (Lehrbuch der deutschen Geschichte, 10. Beitrag) 1974.

Schmelzer, Janis: Das hitlerfaschistische Zwangsarbeitssystem und der antifaschistische Widerstandskampf der ausländischen Kriegsgefangenen und Deportierten 1939–1945. Dargestellt unter besonderer Beachtung IG-Farben-Betriebe im Bericht Halle-Merseburg, Dissertation, Martin-Luther-Universität, Halle 1963.

Schulz, Willi: »Flucht aus der Hölle! Von Kampf gegen den Faschismus zu einem Kapitel deutsch-sowjetischer Freundschaft«, in: Rat des Kreises Wolgast (Hrsg.): Wolgast-Buch, Rostock: Rat des Kreises Wolgast 1983, S. 23-32.

Seeber, Eva: »Die Verschleppung polnischen Bürger aus dem sogenannten Generalgouvernement nach Deutschland und die Ausbeutung in der faschistischen Kriegswirtschaft (1939–1945)«, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig, Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, (1961), S. 527–531.

Seeber, Eva: Robotnicy przymusowi w faszystowskiej gospodarce wojennej. Deportacja i wyzysk obywateli polskich ze szczególnym uwzględnieniem położenia robotników z tzw. generalnego Gubernatorstwa (1939–1945), Warszawa: Książka i Wiedza 1972.

Seeber, Eva: Zwangsarbeiter in der faschistischen Kriegswirtschaft. Die Deportation und Ausbeutung polnischer Bürger unter besonderer Berücksichtigung der Lage der Arbeiter aus dem sogenannten Generalgouvernement (1939–1945), Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften 1964.

Shukow, I. M. a.: Weltgeschichte in zehn Bänden, Bd. 10, Berlin: Verlag der Wissenschaften 1968.

Stępiński, Włodzimierz: »Die polnische Forschung zur Geschichte Pommerns im 19. und 20. Jahrhundert in der der

Nachkriegsperiode (bis 1995)«, in: Buchholtz, Werner (Hrsg.): Landesgeschichte in Deutschland. Bestandaufnahme, Analyse. Perspektiven, Paderborn-München-Wien-Zürich: Ferdinand Schöningh Verlag 1998.

Ślepowroński, Tomasz: »Historycy w ›godzinie zero‹. Proces denazyfikacji i instrumentalizacji dziejopisarstwa niemieckiego w Radzieckiej Strefie Okupacyjnej (Uniwersytet w Greifswaldzie\Gryfii w latach 1945–1949/52«, in: Stępiński, Włodzimierz und Tomasz Ślepowroński (Hrsg.): Na drodze do niemieckiej katastrofy. Twórcy idei, sportowcy, uczeni i policjanci, Wrocław: Wydawnictwo Gajt 2012.

Ślepowroński, Tomasz: »Miejsce Henryka Lesińskiego w historiograficznym, zachodnioniemieckim dialogu polsko – niemieckim«, in: Gaziński, Radosław und Włodzimierz Stępiński (Hrsg.): Ziemiom odzyskanym umysł i serce. Henryk Lesiński uczonego życie i dzieło, Szczecin: Wydawnictwo Zapol 2010.

Ślepowroński, Tomasz: »Miejsce Żydów w historii Prus i Niemiec XIX i XX w. w Landesgeschichte w NRD na przykładzie Pomorza Przedniego«, in: Jaroszewicz, Mieczysław und Włodzimierz Stępiński (Hrsg.): Żydzi oraz ich sąsiedzi na Pomorzu Zachodnim w XIX i XX wieku, Warszawa: Wydawnictwo DiG 2007.

Ślepowroński, Tomasz: »Życie codzienne w Szczecinie w okresie II wojny światowej«, in: Rembacka, Katarzyna: Szczecin – codzienność miasta i jego mieszkańców. Czwarta Konferencja Edukacyjna 9 XII 2011, Szczecin: Wydawnictwo KAdruk 2012.

Ślepowroński, Tomasz: Polska i wschodnioniemiecka historiografia Pomorza Zachodniego (1945–1970). Instytucje - koncepcje - badania, Szczecin: Wydawnictwo Zapol 2008.

Stamp, Friedrich: Zwangsarbeit in der Metallindustrie 1939–1945. Das Beispiel Mecklenburg-Vorpommern, Berlin: Otto Brenner Stiftung 2001 (Arbeitsheft).

Tomczak, Maria: Duch i władza. Intelktualiści podzielonych Niemczech wobec państwa i narodu, Poznań: Instytut Zachodni 1996.

Trost, Catharina: »Die Wiedereröffnung der Universität Ros-

tock nach dem Zweiten Weltkrieg«, in: Krüger, Kersten (Hrsg.): Die Universität Rostock 1945–1946. Entnazifizierung und Wiedereröffnung, Rostock 2008, (Rostocker Studien zur Universitätsgeschichte, Bd. 6).

Wagner, Jens-Christian: »Zwangsarbeit in Peenemünde (1939–1945): Praxis und Erinnerung, in : Zeitgeschichte regional, Jg. 4 (2000).

Weber, Alfred: Starker als der Tod. Die verbrecherische Rolle des Heinkel-Konzern im KZ-Außenlager Barth und die Widerstand der Haftlinge vieler Nationen, Rostock: Bezirksleitung Rostock der SED, Abt. Agitation, Propaganda 1970.

Witt, Horst: »Im zweiten Weltkrieg«, in: Autorenkollektiv (Hrsg.): Rostock. Geschichte der Stadt in Wort und Bild, Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften 1980.

Archive

Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv: Stenographische Niederschrift der Beratung des Gen. Prof. Kurt Hager mit Genossen Historikern am 12. Januar 1956, Beratung von Historikern mit Kurt Hager, Januar 1956, DY 30/IV 2/9.04/133.

Landesarchiv Greifswald: Beschlüsse, Protokolle der 10. Tagung des Zentralkomitees vom 23. bis 25. Juni 1965, Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Rep. 62, Nr. 1158/65; Beschlüsse, Zentraler Forschungsplan der marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaften der DDR 1976–1980 (Beschluss des Politbüros des ZK der SED vom 1. Juni 1975), Rep.151, Nr. 130/75;

Beschlüsse, Rundschreiben 02/0, Maßnahmen zur Propagierung der »Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung« in acht Bänden (Beschluss des Sekretariates des ZK vom 19. Januar 1966), Rep. 66, Nr. 237.

IV Umgang heute mit der Geschichte der Zwangsarbeit am Täterort

MARCUS MEYER

**»WO IST DENN
HIER DAS
U-BOOT?«**

Technische Faszination versus Zwangs-
arbeit und Gewalt am Bunker Valentin



Im äußersten Norden der Freien Hansestadt Bremen, etwa 35 Kilometer entfernt von Roland und Rathaus, Weltkulturerbe seit 2004, steht weit weniger bekannt am Weserufer einer der größten überirdischen Bunker Europas: Dieser Bunker mit der pittoresk anmutenden Tarnbezeichnung »Valentin« ist 419 Meter lang, bis zu 90 Meter breit, bis zu 35 Meter hoch, seine Wände sind 3,60 Meter dick, seine Decke besteht aus bis zu sieben Meter dickem Stahlbeton. Erbaut zwischen Mai 1943 und April 1945, ist er die sichtbare Hinterlassenschaft eines der größten und wichtigsten Projekte der deutschen Kriegsmarine während des Zweiten Weltkriegs.¹

Moderne U-Boote vom Typ XXI sollten hier am Fließband endmontiert werden. Mit Hilfe dieser weiteren »Wunderwaffe« sollte der U-Boot-Krieg wieder aufgenommen und der alliierte Nachschub über den Atlantik unterbrochen werden. Das jedenfalls war die Hoffnung von Großadmiral Karl Dönitz, der kurz nach seinem Amtsantritt als Oberbefehlshaber der Kriegsmarine im Februar 1943 formulierte: »Seekrieg ist U-Boot-Krieg. Den Forderungen, die dieser stellt, ist rücksichtslos alles andere nachzuordnen. Es handelt sich darum, für U-Bootbau und Reparaturen Werft- und Arbeitskapazität zu schaffen, den U-Booten bessere Waffen und die besten Besatzungen zu geben. Mit der U-Bootswaffe allein wird die Marine ihren entscheidenden Sieg beisteuern können. Diesem Ziel muß jedes Opfer gebracht werden.«² Entsprechend dieser Doktrin besaß das Bauvorhaben »Valentin« am Weserufer höchste Priorität. Die Baustelle wurde bevorzugt mit Baumaterial beliefert, angeblich waren Maschinen mit einem Gesamtgewicht von 30 000 Tonnen in Bremen-Farge zu finden.³ Vor allem aber: Mehr als 10 000 Kriegsgefangene, KZ-Häftlinge, Militärinternierte, Insassen eines Arbeitserziehungslagers der Bremer Gestapo und zivile Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter wurden auf der Baustelle eingesetzt. Mehr als 1 000 von ihnen starben an Unterernährung, Krankheiten, bei Unfällen oder durch Gewaltmaßnahmen des Wachpersonals.

Während der Bunker selbst bis heute existiert, sind die Spuren der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter und der Lager, in denen sie eingesperrt waren, fast vollständig verschwunden. Kaum noch etwas verweist auf die Bedingungen, unter denen sie lebten, arbeiteten und starben.⁴ Deshalb wurde und wird der Bunker in erster Linie als technische Meisterleistung wahrgenommen,⁵ kaum aber als Tatort deutscher Gewaltverbrechen.

Seit 2011 werden der Bunker und die ihn umgebenden Flächen von der Landeszentrale für politische Bildung im Auftrag

des Senats der Freien Hansestadt Bremen und gefördert durch Mittel des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien zu einem Ort der Erinnerung und Auseinandersetzung umgestaltet.⁶ Die zentrale Herausforderung bei der Konzeption des »Denkortes Bunker Valentin« besteht darin, den Zusammenhang zwischen Bunker- und U-Boot-Bau einerseits und dem massenhaften Einsatz von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern und deren Lebensbedingungen andererseits wieder sichtbar zu machen.⁷

Damit steht der »Denkort Bunker Valentin«, wenn auch in anderen Dimensionen, vor ähnlichen Fragen, wie sie auch in Peenemünde gestellt werden: Welche Geschichte erzählt der jeweilige historische Ort eigentlich? Ist es, wie im Fall Peenemünde, die Geschichte von der vielzitierten »Wiege der Raumfahrt«? Geht es also um technische Errungenschaften, zwar hervorgebracht in der Zeit des Nationalsozialismus und im Dienst der deutschen Kriegsführung, aber dann doch über den historischen Kontext hinausstrahlend als Meilenstein der Menschheitsgeschichte? Oder geht es um die Geschichte einer Massenvernichtungswaffe, für deren Bau Tausende Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter arbeiten und sterben mussten? Geht es beim Bunker Valentin um die technische Innovationskraft des NS-Regimes auf dem Höhepunkt des von Josef Goebbels proklamierten »Totalen Krieges«? Geht es um die Fähigkeit der Ingenieure, unter den Bedingungen dieses »Totalen Krieges« in nur 22 Monaten Bauzeit einen Produktionsbunker errichtet zu haben, der zwar kurz vor Kriegsende durch alliierte Angriffe schwer beschädigt wurde, aber mit ein wenig mehr Zeit vielleicht doch die modernste U-Boot-Werft der Welt hätte werden können?⁸ Geht es um die U-Boote vom Typ XXI, die ersten »richtigen« U-Boote, wie die Experten nicht müde werden zu versichern, die letztlich die Vorlage für die U-Boot-Programme der Alliierten nach dem Krieg waren? Oder geht es nicht auch am Bunker Valentin um den Einsatz der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, ihre Lebensbedingungen, ihr

Leid und ihr Sterben, um den Preis, den sie zahlen mussten, damit das Regime und die militärischen Eliten die von massivem Realitätsverlust geprägten Resthoffnungen auf den »Endsieg« durch technische Innovation aufrecht erhalten konnten?

»WO IST DENN HIER DAS U-BOOT?«

Für die Autorinnen und Autoren der Gedenkstättenkonzeption, auf deren Grundlage der Bunker Valentin in den kommenden Jahren umgestaltet wird, ist die Antwort auf diese Fragen klar: Der Bunker steht in erster Linie für das System der Zwangsarbeit, mit all seinen Kennzeichen: die Ausbeutung der Häftlinge, die tägliche Gewalt und Willkür, den Tod von über Tausend Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern durch Hunger, Erschöpfung, Krankheit oder Gewaltakte der Wachmannschaften, für die lebenslange Traumatisierung der Überlebenden, für das kollektive Schweigen nach 1945, für die Überformung und Entkontextualisierung eines historischen Tatortes und die Verdrängung der dort verübten Gewalttaten. Erst in zweiter Linie spielt der Bunker selbst eine Rolle: als Symbol für die Gleichzeitigkeit von technischer Innovation und Barbarei, für die Rolle der sogenannten technischen Eliten, für den ökonomischen Nutzen, den Firmen und lokale Geschäftsleute aus dem Bauprojekt zogen. Hier geht es vor allem darum, den Bunker zu entmystifizieren. Er ist kein Monster, kein Ungeheuer mit mystischer Ausstrahlung, als das er gelegentlich wahrgenommen wird,⁹ er ist auch keineswegs Ausdruck völligen Wahnsinns der Erbauer.¹⁰ Er ist das Ergebnis ausgesprochen rationaler Planungen unter den Bedingungen eines Kriegs, der an mehreren Fronten gleichzeitig verloren zu gehen drohte. Der Bau des Bunkers war die Folge der Tatsache, dass der deutsche Luftraum zu Beginn des Jahres 1943 verletzlich geworden war und die Luftwaffe sich außerstande zeigte, die Werften zu schützen, auf denen die U-Boote unter normalen Umständen hätten gebaut werden können.¹¹ Diese, wenn man so will

wissenschaftliche, Betrachtung des historischen Ortes und der Geschichte, die er erzählt, ist die eine Seite.

Die andere Seite ist die der Besucherinnen und Besucher, die den Bunker besichtigen. Sie sehen sich zunächst einmal einem riesigen Bunker aus Stahlbeton gegenüber, dessen Funktion und dessen historischer Kontext sich nicht ohne entsprechendes Vorwissen verstehen lässt. Dieses Vorwissen ist bei vielen Besucherinnen und Besuchern entweder grundsätzlich nicht vorhanden oder aber von einem langjährigen Prozess geprägt, innerhalb dessen der Bunker aus seinem Entstehungskontext gelöst worden ist und in erster Line als beeindruckende technische Meisterleistung im Zusammenhang mit U-Booten wahrgenommen wird, nicht aber als Ort des Terrors, der Gewalt und des Verbrechens. Die titelgebende Frage: »Wo ist denn hier das U-Boot?« ist deshalb keineswegs nur ironische Zuspitzung.

Dies ist einerseits dem Umstand geschuldet, dass die Spuren und die Beweise für den Einsatz der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter beim Bunkerbau bereits kurz nach Ende des Krieges beseitigt wurden. Schon die britischen Truppen, die Bremen-Nord am 26. April 1945 erreichten, stießen lediglich auf eine verlassene Baustelle, auf überwiegend geräumte Lager sowie auf zivile Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, nicht aber auf ausgemergelte und erschöpfte KZ-Häftlinge, die von den täglichen Misshandlungen hätten berichten können. Diese waren längst auf Todesmärsche nach Bergen-Belsen und über das Kriegsgefangenenlager Stalag XB in Sandbostel nach Neuengamme geschickt worden. Das Massensterben der Farger Häftlinge fand dort und in der Lübecker Bucht statt, nicht in Bremen oder gar in Bremen-Nord.¹²

Die Entkontextualisierung setzte sich nach Kriegsende auch auf materieller Ebene rasch fort: Die Lager, in denen die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter untergebracht gewesen waren, wurden in den folgenden Jahren abgeräumt

oder umgenutzt.¹³ Auch die Baustelle war schnell beseitigt: Die beteiligten Firmen begannen bereits kurz nach Ende des Krieges mit der Demontage der bereits eingebauten Produktionsanlagen für die U-Boote und der sich noch auf der Baustelle befindlichen Maschinen, die Dorfbevölkerung versorgte sich mit Baumaterial aller Art, so dass das Areal bereits Ende 1945 weitgehend geräumt war.¹⁴ Auch der Bunker sollte zunächst verschwinden. Die Alliierten wollten ihn sprengen, scheiterten aber an der schieren Masse. Die Detonation hätte vermutlich auch große Teile des umliegenden Ortes zerstört.¹⁵ Weil so aber ein unübersehbares Symbol der NS-Herrschaft bestehen blieb, regte die lokale Politik mit explizitem Verweis auf die angeblich belastende Wirkung des Bunkers an, ihn einzuspülen, „»(...) um ihn sobald wie möglich verschwinden zu lassen (...)“«, damit »(...) auch in diesem Teil des Landes Bremen die Erinnerung an die Kriegsschrecken nicht immer wieder wachgerufen wird (...)«.¹⁶ Auch dieses Vorhaben scheiterte letztlich. Verantwortlich für die endgültige »Rettung« des Bunkers war einer seiner Erbauer, der Ingenieur Arnold Agatz, inzwischen zum Hafendirektor in Bremen aufgestiegen. Man suchte nach neuen Nutzungen. Agatz selbst schlug vor, Salzheringe einzulagern.¹⁷ 1952 ließ der Wirtschaftssenator prüfen, ob sich der Rohbau der geplanten U-Boot-Werft nicht als Standort für Atomreaktoren eignen würde, womit der Bunker »(...) für kurze Zeit zur Projektionsfläche fast sämtlicher Träume (...)«¹⁸ der aufstrebenden Bundesrepublik wurde. Es verwundert daher kaum noch, dass der Bremer »Weser-Kurier« schon in den 1950er Jahren vom »8. Weltwunder am Weserstrand«¹⁹ fabulierte, ohne dass damit eine negative Konnotation verbunden gewesen wäre. Deshalb konnte die Bundesmarine im Jahr 1960 unwiderrspochen die Einrichtung eines Materialdepots im Bunker beschließen.²⁰ Aus dem »Bunker Valentin« wurde das »Marinematerialdepot«, womit die Vergangenheit des Ortes auch verbal überschrieben werden konnte. Kritische Beiträge des lokalen Heimatvereins Ende der 1960er Jahre konnten daran nichts ändern.²¹

Der zweite Aspekt, der im kollektiven Gedächtnis stärker als das Schicksal der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter erhalten blieb, war der Zusammenhang zwischen dem Bunker und der dort geplanten U-Boot-Produktion. Die U-Boote gehörten »zu den symbolisch am stärksten aufgeladenen Wunderwaffen des zweiten Weltkriegs«²², übertrafen nur noch von der V2. Ihre Kommandanten und Besatzungen taugten für Heldengeschichten in Wochenschauberichten, die heute in bemerkenswerter Anzahl auf Videoplattformen wie YouTube zu finden sind.²³ Dieser Mythos begann mit Jules Vernes »20 000 Meilen unter dem Meer«, fand seine Fortsetzung nicht zuletzt in Wolfgang Petersens »Das Boot« und wird heute unter anderem am Marineehrenmal in Laboe oder im Technikmuseum »U-Boot-Wilhelm Bauer« in Bremerhaven weitergepflegt.²⁴ Demzufolge richtet sich das Interesse vieler Besucherinnen und Besucher auch auf die geplante U-Boot-Produktion und Detailfragen zum Typ XXI, unabhängig von der Tatsache, dass nie eines dieser Boote im Bunker Valentin gebaut wurde.

Der solchermaßen entkontextualisierte und vorwiegend auf technische Aspekte reduzierte Bunker Valentin zieht Besucherinnen und Besucher und Besuchergruppen an, die sich in Teilen vom klassischen Gedenkstättenpublikum unterscheiden. Zwar steigt auch in Bremen Nord die Zahl der Schulklassen, die den Bunker im Rahmen des Geschichtsunterrichts besuchen, zwar haben natürlich auch wir zahlreiche Besucherinnen und Besucher, die um die Geschichte der Zwangsarbeit und der Lager wissen. Aber es kommen auch Oldtimer-Clubs, Landfrauen- und Ingenieursverbände, Kegelclubs, Betriebsausflügler und eben U-Boot-Fans, die nichts von diesem Teil der Geschichte wissen. Sie fragen oft, wie denn nun das genaue Mischverhältnis des Betons war, wie denn das funktionierte mit den dicken Decken, wie viele Tonnen Kies denn nun verbaut wurden und wo der wohl herkam und eben: »Wo ist denn hier das U-Boot?«. Sie fragen eher weniger: »Wie wurde denn hier gearbeitet? Woher stammten die Häftlinge? Wie sind sie er-

nährt, wie sind sie behandelt worden?« Dies ist keineswegs als Vorwurf an die genannten Gruppen gemeint. Ihr Interesse gilt eben zunächst der sichtbaren und der tradierten Geschichte, also der Geschichte des zweitgrößten überirdischen Bunkers Europas. Von der unsichtbaren Geschichte der Zwangsarbeit erfahren sie erst vor Ort.

Das Nichtwissen über diese unsichtbare Geschichte ist in den seltensten Fällen Ausdruck von Ignoranz, sondern Konsequenz aus dem eingangs beschriebenen Prozess der Entkontextualisierung und, nicht weniger wichtig, aus der gegenwärtigen Gestalt des Ortes selbst. Weder im Umfeld des Bunkers noch im Bereich der ehemaligen Lager sind materielle Spuren vorhanden, durch die sich das Areal eindeutig und ohne spezifisches Wissen über den Ort in die Zeit des Nationalsozialismus und insbesondere des Themenkomplexes Zwangsarbeit einordnen ließe: Es gibt kein Lagertor, es gibt keinen Appellplatz, es gibt keine Wachtürme und es gibt selbstverständlich auch kein Krematorium.²⁵ Der einzige Stacheldraht, auch er bekanntlich fester Bestandteil der Ikonographie der Konzentrationslager und vermeintlich mit entsprechender Beweiskraft aufgeladen, gehört zu der Umzäunung, die von der Bundesmarine zum Schutz des Materialdepots errichtet wurde. Obwohl offensichtlich nicht aus der Bauzeit stammend – die Baustelle hatte gar keinen Zaun – und ebenso offensichtlich auch nicht der Stacheldraht eines ehemaligen Konzentrationslagers, muss er immer wieder als Motiv für Filmaufnahmen erhalten, als wäre er der einzige Beweis dafür, dass an diesem Ort doch Verbrechen stattfanden.

SPURENSUCHE

Dies bedeutet allerdings nicht, dass es überhaupt keine materiellen Spuren mehr gibt. Neben dem Bunker selbst existieren versteckte oder überformte Hinterlassenschaften, die aller-

dings erst erschlossen und erklärt werden müssen. Diese Relikte sind der Ausgangspunkt, von dem aus sich die Geschichte der Zwangsarbeit wieder sichtbar machen lässt. Sie gilt es zu sichern, zu zeigen und zu dokumentieren. Dabei bedienen wir uns einer »forensischen Herangehensweise«. Matthias Heyl, pädagogischer Leiter der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, hat diesen Begriff vorgeschlagen, um die noch verbliebenen baulichen Relikte der Tatorte nationalsozialistischer Gewaltverbrechen in die didaktische Arbeit der Gedenkstätten zu integrieren.²⁶ Heyl wendet sich zunächst gegen die Vorstellung, die Spuren besäßen eine ihnen innewohnende Aura, die das eigentliche Spezifikum eines historischen Ortes ausmache. Er verweist darauf, dass eine Aura vor allem der Projektion der Betrachterin oder des Betrachters entspringe und damit in erster Linie Ausdruck individueller Zuschreibungen und Erwartungen an einen bestimmten Ort oder an eine bestimmte Spur sei, keinesfalls aber eine eindeutige Aussage, die dem Objekt selbst entspringt. Das aber habe mehr mit emotionaler Ergriffenheit zu tun, als mit wirklichem Verstehen.²⁷ Statt dessen möchte er die hinterlassenen Dinge im forensischen Sinne als Asservate, also als Beweise der Tat verstanden wissen, die es aufzufinden und quellenkritisch zu deuten gelte, um die Orte gegebenenfalls als Orte einer Tat im Sinne eines Verbrechens markieren zu können.²⁸ Auch am Bunker Valentin gibt es zahlreiche Spuren, die geeignet sind, ihn als Tatort zu markieren und die technische Faszination zu relativieren, was im Folgenden anhand von drei Beispielen beschrieben werden soll.

DIE BETONMISCHANLAGE NORD

Auf der Nordseite des Bunkers finden sich die Fundamente einer großen Betonmisanlage, die im Sinne der forensischen Herangehensweise auf den Prozess der Zwangsarbeit verweisen. Der französische KZ-Häftling Raymond Portefaix berichtet in seinen Erinnerungen, die er kurz nach dem Krieg verfasste,

von der Arbeit an diesen Betonmischern im sogenannten Zementkommando.²⁹ Eindrücklich schildert er den Arbeitsprozess, das Abladen von 50 Kilo schweren Zementsäcken, die auf der Schulter eine schmale Holzleiter hinaufgetragen und in die Mischer geleert werden mussten, während ein Kapo die Häftlinge zur Arbeit antrieb. Eine Mischtrommel fasste 300 Sack Zement in der Stunde und musste von jeweils zehn Häftlingen befüllt werden. Von sich selbst berichtet er, weniger als die Säcke gewogen zu haben, die er zu tragen hatte.

Portefaix nannte die Anlage einen »Menschenfresser, dessen Hunger nie gestillt« wurde.³⁰

Es existieren Bilder von diesen Mischanlagen.³¹ Sie zeigen die Trommeln, die Portefaix beschreibt, sie zeigen die Leiter, die er hinaufsteigen musste, die Loren, auf denen die Zementsäcke angeliefert wurden und die Häftlinge, die sie abzuladen hatten. Die oberen fünfzig Zentimeter der insgesamt etwa drei Meter hohen Fundamente ragen noch heute aus dem Boden und machen es möglich, Portefaix' Beschreibungen des Zementkommandos einen Ort zu geben. Die Mischanlage ist wohl die zentralste Spur, das wichtigste Asservat, um den Kontext zwischen Bunkerbau und Zwangsarbeit wiederherzustellen. Im Zusammenspiel zwischen der baulichen Spur, den Fotos und dem Bericht des Überlebenden wird aus dem zunächst nicht zu deutenden baulichen Relikt der Beweis der Tat, der Beweis, dass an diesem Ort, nur etwa 150 Meter entfernt vom hoch technisierten Werftrohbau, Zwangsarbeit von Hand und im Akkord verrichtet wurde, um ihn überhaupt bauen zu können. An kaum einem anderen Ort im Bereich des Bunkers wird das für seinen Bau so charakteristische Nebeneinander von Modernität und Sklavenarbeit so deutlich.³² Die Mischanlage wird deshalb im Rahmen der Umsetzung der Gedenkstättenkonzeption freigelegt, konserviert und mittels des vorhandenen Quellenmaterials dokumentiert, um sie so für Besucherinnen und Besucher verstehbar zu machen und diesen Zusammenhang wiederherzustellen.

DAS KZ-AUSSENLAGER FARGE

Auch die wenigen noch vorhandenen baulichen Überreste der ehemaligen Lager sind für die Kontextualisierung des Bunkers und die Rekonstruktion der ihn umgebenden Räume unverzichtbar. Allerdings sind auch sie überwuchert, verwittert oder inzwischen Bestandteil von Dörfern oder Industriegebieten. Nur wer über gute Kenntnisse des Geländes verfügt, entdeckt die Relikte der Lager. Nur wer sich mit der Bauweise von Lagerbaracken auskennt, wird zwischen den Neubauten in den umliegenden Ortschaften Hinweise entdecken, dass dort einmal ein Lager gewesen sein muss.

Das gilt nicht zuletzt für das KZ-Außenlager Farge, das zum KZ Neuengamme gehörte und 1943 errichtet wurde.³³ Es bestand im Wesentlichen aus einem ungenutzten unterirdischen Treibstofftank eines nicht fertiggestellten Marinetanklagers und liegt etwa vier Kilometer vom Bunker entfernt. Der Tank hatte einen Durchmesser von fünfzig Metern und war etwa sieben Meter hoch. Zwischen Pfeiler, die die Betondecke trugen, wurden Pritschen gestellt, es gab einen abgetrennten Raum für die Funktionshäftlinge und eine Waschgelegenheit, eine Holztreppe führte zum Ausgang. Zwischen 1 000 und 2 500 Häftlinge waren hier eingepfercht. Um den Tank herum wurden einige Funktionsbaracken errichtet. Mindestens 380 Häftlinge starben im Außenlager Farge, vor allem wegen der Mangelernährung bei gleichzeitiger Schwerstarbeit auf der Baustelle. Weitere etwa 320 Häftlinge kamen im Stammlager Neuengamme oder auf den Todesmärschen ums Leben. Das KZ-Außenlager war einer jener Orte von funktionaler Gewalt und unberechenbarem Terror, ohne die das KZ-System undenkbar gewesen wäre³⁴ und ohne den auch die Baustelle des Bunkers nicht verstehbar ist.

Natürlich fehlen auch hier nahezu alle Spuren, die Besucherinnen und Besucher erwarten, wenn von einem Konzentrations-

lager die Rede ist. Auch hier existieren keine Zäune und keine Baracken mehr, der Tank selbst wurde noch 1945 gesprengt und mit Erde zugeschüttet. Heute steht man vor einem mit Gehölz überwucherten Erdhügel. Nur eine Stele des Vereins »Geschichtslehrpfad Lagerstraße« weist ihn als Standort des ehemaligen KZ-Außenlagers aus. Die wenigen noch vorhandenen Spuren müssen freigelegt, gesichert und dokumentiert werden.³⁵ Vor allem aber muss ein Weg gefunden werden, wie sich die Standorte der ehemaligen Lager wieder mit dem Bunker verbinden lassen. Das ehemalige KZ-Außenlager liegt in etwa drei Kilometern Entfernung. Schon zwei Kilometer lassen sich im Rahmen einer neunzigminütigen Führung nicht überwinden, zumal es sich bei der einzigen Wegeverbindung, dem Weg, den schon die Häftlinge gingen, um einen landwirtschaftlichen Nutzweg handelt. Zurzeit bleibt nur, vom Bunker mittels topographischer Erläuterungen auf die ehemaligen Lagerstandorte zu verweisen.

DER »TOTE MANN«

Der »Tote Mann« ist die wohl wichtigste Spur, um den Mythos »Bunker Valentin« zu relativieren. Es handelt sich dabei um einen zerstörten Spannbetonträger, der seit einem präzise geplanten Luftangriff der Royal Air Force auf den Bunker am 27. März 1945 aus einem Krater von circa acht Metern in den Bunker ragt.³⁶ Nur die Stahllarmierungen verhindern, dass er zu Boden stürzt. Der zerstörte Träger belegt – so simpel das klingen mag –, dass der Bunker kaputt ist, dass aller technischer Sachverstand der deutschen Ingenieure nicht ausgereichte, eine bombensichere U-Boot-Werft zu bauen. Er konterkariert damit die häufig anzutreffenden Vorstellung, es handle sich beim Bunker Valentin um ein Symbol unzerstörbarer technischer Leistungsfähigkeit am Ende des 2. Weltkriegs.³⁷ Er zerstört die »Utopie militärischer Faszination«, er »entzaubert den vermeintlich unzerstörbaren Bunker.«³⁸

TECHNISCHE FASZINATION VERSUS ZWANGSARBEIT

Zurück zu den eingangs erwähnten Parallelen zwischen dem Bunker Valentin und der Heeresversuchsanstalt Peenemünde: Zwar unterscheiden sich beide Orte sowohl hinsichtlich der Dimensionen und Bedingungen des Einsatzes von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern als auch in der Bedeutung für technische Entwicklungen in der Nachkriegszeit. Gemeinsam haben aber beide den Umstand, dass sie vor allem aufgrund konkreter Spuren und einer vorwiegend technisch geprägten Betrachtung nicht in erster Linie als Tatort von Gewaltverbrechen wahrgenommen werden. Beide Orte sind von Bauwerken mit einer zunächst technischen Funktion geprägt: in Bremen der Bunker als verbunkerte U-Boot-Werft, in Peenemünde das Kraftwerk, das die Energie für die Sauerstoffproduktion lieferte. Die Spuren der Zwangsarbeiterinnen- und Zwangsarbeiterlager sind dagegen an beiden Orten nahezu vollständig beseitigt worden und dazu schwer zugänglich. Aber es sind diese Spuren, die die Orte letztlich als Tatorte definieren. Werden diese Spuren wieder sichtbar und verstehbar gemacht, erfahren die vermeintlichen Erfolgsgeschichten von Mondraketen oder U-Booten eine erhebliche Relativierung. Sie lassen sich dann nicht mehr ohne die Geschichte von Zwangsarbeit und der Entwicklung und Produktion von Massenvernichtungswaffen erzählen. Zwar sind bei der Erschließung und Dokumentation dieser Orte beide Aspekte der Geschichte notwendig, um ihre Funktion zu verstehen und auf die Gleichzeitigkeit von Moderne und archaischer Sklavenarbeit während der Herrschaft des NS-Regimes hinzuweisen. Der Schwerpunkt der inhaltlichen Erschließung wird aber zumindest am Bunker Valentin auf der Geschichte der Zwangsarbeit, der Verfolgung und der damit verbundenen Gewalt liegen. Der »Denkort Bunker Valentin« will und wird kein technisches Museum sein.

Diese inhaltliche Festlegung bleibt nicht immer unwidersprochen. Oft ist unter den Besucherinnen und Besuchern die Bitte

zu hören, man möge doch bitte ein U-Boot im Bunker zeigen. Wir entziehen uns bewusst dieser Forderung, obwohl ein U-Boot am Bunker ungeahnte Besuchermassen anziehen kann wie das Beispiel Technik-Museum »Wilhelm Bauer« in Bremerhaven zeigt. Etwa 80 000 bis 90 000 Besucherinnen und Besucher besichtigen dieses letzte Boot vom Typ XXI durchschnittlich im Jahr.³⁹ Aber ein solches Boot in oder am Bunker Valentin zu zeigen wäre vollkommen ahistorisch und würde seiner Geschichte nicht ansatzweise gerecht. Wir werden viele unserer Besucherinnen und Besucher also auch in Zukunft enttäuschen müssen, wenn sie fragen: »Wo ist denn hier das U-Boot?«.

Anmerkungen

1 Vgl. zur Geschichte des Bunkers: Buggeln, Marc: Der Bunker »Valentin«. Marinerüstung, Zwangsarbeit und Erinnerung, Bremen: Edition Temmen, 2010.

2 Vermerk über die Ansprache von Dönitz vom 2.2.1943, in: Rahn, Werner (Hrsg.): Kriegstagebuch der Seekriegsleitung 1939-1945, Bd. 42, Herford: Mittler 1988, S. 11f.

3 Vgl.: Buggeln: Bunker Valentin, S. 50. Rainer Habel und Christian Siegel interviewten den ehemaligen Leiter des Planungsbüros, Erich Lackner, für einen Radiobeitrag von Radio Bremen, der auch 50 Jahre nach Kriegsende noch voller Stolz über den Bunker und die damit verbundene Leistung berichtete. Vgl.: Habel, Rainer W.: »Blumen für Farge«. Erinnerungswege zum Bremer U-Boot-Bunker, in: Wenk, Silke (Hrsg.): Erinnerungsorte aus Beton. Bunker in Städten und Landschaften. Berlin: Chr. Links Verlag 2001. S. 167–179.

4 Jüngsten Untersuchungen zufolge kamen zwischen 1941 und 1945 in Bremen-Nord mindestens 1 400 Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter durch Unterernährung, Krankheiten, willkürliche Tötungen durch die Wachmannschaften von SS und Kriegsmarine oder bei Unfällen auf der Baustelle ums Leben. Vgl. Buggeln: Bunker Valentin, S. 74; Kania, Heiko: »Neue Erkenntnisse über Opferzahlen und Zwangsarbeiterlager während des Baus des U-Boot-Werftbunkers »Valentin«, in: Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte. Zeitschrift für die Regional- und Sozialgeschichte Bremens im 19. und 20. Jahrhundert, (2002) Heft 10, S. 7–31, S. 9. Nach den Untersuchungen von Heiko Kania lassen sich 1 144 Opfer namentlich identifizieren. Mit hoher Wahrscheinlichkeit sind nicht alle Todesfälle erfasst, Kania geht aber von höchstens 1 750 toten Zwangsarbeitern in der Region Farge/Schwanewede

aus, von denen im Höchstfall 1 600 auf der Baustelle des Bunkers eingesetzt gewesen seien.

5 Vgl. zur Wahrnehmung des Bunkers durch seine Erbauer: Marszolek, Inge, Buggeln, Marc: »Bunker – Orte, Erinnerungen und Fantasmen«, in: Dies. (Hrsg.): Bunker. Kriegsort, Zuflucht, Erinnerungsraum, Frankfurt/New York: Campus 2008, S. 9–28, S. 15; zur Wahrnehmung des Bunkers in der Nachkriegszeit: Betscher, Silke: Der Bunker und das Dorf, in: Ebd. S. 121–138, S. 125.

6 Zuvor war der Bunker lange von der Bundesmarine als Materialdepot genutzt worden. Mit der Auflösung des Depots ging der Bunker am 1.1.2011 in den Besitz der Bundesanstalt für Immobilienaufgaben (BlmA) über, die einen Teil des Gebäudes gewerblich nutzt, um die anfallenden Unterhaltskosten zu decken. Ein anderer Teil wurde dem Land Bremen gegen Nutzungsentgelt für die Einrichtung des »Denkorts Bunker Valentin« überlassen.

7 Vgl. Trouvé, Christel, Meyer, Marcus, Wetzel, Mirko: »Gedenkstättenkonzeption für den Denkort U-Boot-Bunker Valentin«, Bremen 2010, Download unter: <http://www.lzpb-bremen.de/sixcms/detail.php?gsid=bremen197.c.2052.de#download>.

8 Vgl. Buggeln, Bunker Valentin, S. 49–50.

9 Vgl. Betscher, Nachkriegszeit, S. 125.

10 Die Planer des Bunkers folgten lediglich den Vorgaben, in möglichst kurzer Zeit eine bombengesicherte Werft zu bauen, in der sich die Boote vom Typ XXI in hoher Stückzahl produzieren ließen. Inwieweit diese Werft und die darin produzierten Boote dem Krieg tatsächlich noch eine Wende hätten verleihen können, wäre der Bau rechtzeitig fertig gestellt worden, bleibt Spekulation. Die Illusion der Machbarkeit dürfte auf jeden Fall vorhanden gewesen sein. Vgl. zu den Gründen für den Bunkerbau: Buggeln, Bunker Valentin, S. 25–32.

11 Vgl. ebd., S. 25.

12 Am 10. und 11. April wurden die Häftlinge des KZ-Außenlagers auf Todesmärsche in das Stammlager Neuengamme und das Kriegsgefangenenlager XB in Sandbostel gebracht. 3000 Häftlinge aus ganz Norddeutschland starben in Sandbostel, eine nicht bekannte Zahl der nach Neuengamme transportierten Häftlinge starb am 3. Mai 1945 bei der Versenkung der Cap Arkona, der Thielbeck und der Athen durch britische Fliegerangriffe. Die Häftlinge des Arbeitserziehungslagers der Bremer Gestapo wurden in ein Arbeitserziehungslager in Kiel verlegt und am 3. Mai befreit. Vgl. ebd., S. 159–164.

13 Vgl. zur Nachnutzung der Lager: Ebd., S. 175–176.

14 Vgl. ebd., S. 171–172.

15 Vgl. ebd., S. 66.

16 Schreiben des Ortsamtes Blumenthal an den Senator für das Bauwesen, 8.6.1945, in StAHB, 4, 29/1-963, zit. nach: Ebd., S. 167.

17 Vgl. ebd., S. 169.

18 Ebd., S. 181.

19 Weser Kurier vom 3.10.1955.

20 Vgl. Buggeln, Bunker Valentin, S. 183.

21 Vgl. ebd., S. 184.

22 Ebd., S. 51.

23 Die Eingabe der Suchwörter »Wochenschau« und »U-Boot« ergibt ca. 1 400 Treffer. Suche zuletzt durchgeführt am 13.4.2013.

24 So wartet die Homepage des Technikmuseums »Wilhelm Bauer« unter anderem mit folgenden Formulierungen auf: »Erleben Sie: die Enge unter Wasser – 58 Mann auf engstem Raum – das letzte U-Boot vom legendären Typ XXI. Begreifen Sie 80 Tage ohne Tageslicht – technischen Fortschritt der Extraklasse – U2540 als Grundlage aller modernen konventionellen U-Boote«. Vgl. www.u-boot-wilhelm-bauer.de/index.php, zuletzt aufgerufen am 14.3.2012.

25 Vgl. zu Diskrepanz zwischen Erwartung an die gewohnte Ikonographie von Lagern und den noch vorhandenen Relikten: Knoch, Habbo: Transitstationen der Gewalt, Bunker und Baracken als Räume absoluter Verfügbarkeit, in: Marszolek, Buggeln: Bunker, S. 309-324, S. 320.

26 Heyl, Matthias: »Forensische Bildung« am historischen Tat- und Bildungs-ort. Ein Plädoyer gegen das Erspüren von Geschichte«, in: Geißler, Christian und Overwien, Bernd (Hrsg.): Elemente einer zeitgemäßen politischen Bildung. Festschrift für Prof. Hans-Fred Rathenow zum 65. Geburtstag. Münster: Lit Verlag 2010, S. 189–202.

27 Vgl. ebd., S. 192.

28 Vgl. ebd., S. 199-200.

29 Portefaix, Raymond: »Vernichtung durch Arbeit«. Das Außenkommando Bremen Farge, in: Ders., André Migdal und Klaas Touber: Hortensien in Farge. Überleben im Bunker »Valentin«, hrsg. von Jahr, Barbara und Bärbel Gämmeke-Stenzel. Bremen: Donat-Verlag 1995, S. 55–56.

30 Portefaix, Arbeit, S. 56.

31 Der Bremer Fotograf Johann Seubert dokumentierte die Baustelle im Auftrag der Marinebauleitung und der AG »Weser«. Es entstand eine Serie von über 1 000 Bilder, die fast jeden Bereich der Baustelle zeigt. Zur Analyse der Sammlung vgl.: Buggeln, Marc: Arbeit und Gewalt. Die Außenlager des KZ Neuengamme, Göttingen: Wallstein-Verlag 2009, S. 172–177.

32 Vgl. Garbe, Detlef: »Modernität und Barbarei. Marinerüstung und Zwangsarbeit. Zur Profilierung des »Denkortes« U-Boot-Bunker Bremen Farge in der deutschen Gedenkstätten-topographie«. Beitrag zum 50. Bundesweiten Gedenkstättenseminars, Bremen, 11.-13.9.2008, in: Gedenkstättenrundbrief (2009) Heft 148, S. 3–14, hier S. 3.

33 Vgl. zum KZ-Außenlager Farge: Buggeln, Bunker Valentin, S. 78–107; ders.: Arbeit, S. 238–243.

34 Vgl. Buggeln: Bunker Valentin, S. 82.

35 Die Neugestaltung des Lagergeländes ist nicht Bestandteil der konkreten Umgestaltung des Denkkortes Bunker Valentin, da erstens weite Teile bereits auf niedersächsischem Gebiet liegen und zweitens zu einem noch immer genutzten Truppenübungsplatz gehören, der erst im Laufe des Jahres 2013 aufgegeben werden wird.

36 Vgl. Air Proving Ground Command: »Comparative Test of the Effectiveness of Large Bombs Against Reinforced Concrete Structures, Project Ruby, Eglin Field«, Florida 1946. (Download des Berichts unter: en.wikipedia.org/wiki/Valentin_submarine_pens, zuletzt abgerufen: August 2012).

37 Am deutlichsten wird diese Wahrnehmung an einem Aufkleber, der von den »Farger Ultras«, den Anhängern des örtlichen Fußballvereins, in Farge verteilt wird. Die Ultras gaben sich das Motto »Farge unzerstörbar« und illustrieren dies mit einer Skizze des Bunkers.

38 Garbe: Modernität, S. 2.

39 Vgl. Jahresergebnisse der Besucherzahlen der Museen und Zoos insgesamt ab 1994, www.bremerhaven.de/downloads/39/11397/Besucherzahlen.pdf. Das Technikmuseum wird auch auf der Internetplattform mitkind.de für Kinder ab 4 Jahren angepriesen, vgl. www.mitkind.de/ausflug-kinder/Bremerhaven-Technikmuseum-U-Boot-Wilhelm-Bauer-278b35, zuletzt aufgerufen am 14.02.2013.

Literaturverzeichnis

Air Proving Ground Command: Comparative Test of the Effectiveness of Large Bombs Against Reinforced Concrete Structures, Project Ruby, Eglin Field, Florida 1946.

Betscher, Silke: »Der Bunker und das Dorf.«, in: Marszolek, Inge und Marc Buggeln (Hrsg.): Bunker: Kriegsort, Zuflucht, Erinnerungsraum, Frankfurt/New York: Campus-Verlag 2008, S. 212–126.

Buggeln, Marc: Bunker Valentin. Marinerüstung, Zwangsarbeit, Erinnerung. Bremen: Edition Temmen 2010.

Ders.: Arbeit und Gewalt. Die Außenlager des KZ Neuengamme, Göttingen: Wallsteinverlag 2009.

Garbe, Detlef: »Modernität und Barbarei. Marinerüstung und Zwangsarbeit. Zur Profilierung des »Denkkortes« U-Boot-Bunker Bremen Farge in der deutschen Gedenkstätten-topographie.«, Beitrag zum 50. Bundesweiten Gedenkstättenseminars, Bremen, 11.-13.9.2008, in: Gedenkstättenrundbrief

(2009) Heft 148, S. 3–14.

Habel, Rainer W.: »Blumen für Farge«. Erinnerungswege zum Bremer U-Boot-Bunker.« In: Wenk, Silke (Hrsg.): Erinnerungsorte aus Beton. Bunker in Städten und Landschaften. Berlin: Chr. Links-Verlag 2001, S. 167–179.

Heyl, Matthias: »Forensische Bildung« am historischen Tat- und Bildungsort. Ein Plädoyer gegen das Erspüren von Geschichte«, in: Geißler, Christian und Bern Overwien (Hrsg.): Elemente einer zeitgemäßen politischen Bildung. Festschrift für Prof. Hans-Fred Rathenow zum 65. Geburtstag, Münster: Lit-Verlag 2010, S. 189–202.

Kania, Heiko: Kania, Heiko: »Neue Erkenntnisse über Opferzahlen und Zwangsarbeiterlager während des Baus des U-Boot-Werftbunkers ›Valentin‹«, in: Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte. Zeitschrift für die Regional- und Sozialgeschichte Bremens im 19. und 20. Jahrhundert, (2002) Heft 10, S. 7–31.

Knoch, Habbo: »Transitstationen der Gewalt, Bunker und Baracken als Räume absoluter Verfügbarkeit.« In: Marszolek, Inge und Marc Buggeln (Hrsg.): Bunker: Kriegsort, Zuflucht, Erinnerungsraum, Frankfurt/New York: Campus-Verlag 2008, S. 309–324.

Marszolek, Inge und Buggeln, Marc (Hrsg.): Bunker: Kriegsort, Zuflucht, Erinnerungsraum, Frankfurt/New York: Campus-Verlag 2008.

Marszolek, Inge, Buggeln, Marc: »Bunker – Orte, Erinnerungen und Fantasmen«, in: Dies. (Hrsg.): Bunker. Kriegsort, Zuflucht, Erinnerungsraum, Frankfurt/New York: Campus 2008, S. 9–28.

Nolting-Hauff, Wilhelm: IMIS. Chronik einer Verbannung. Bremen 1946.

Trouvé, Christel, Meyer, Marcus und Wetzels, Mirko: Gedenkstättenkonzeption für den Denkort U-Boot-Bunker Valentin, Bremen 2010.

Portefaix, Raimond: »Vernichtung durch Arbeit« – Das Außenkommando Bremen-Farge«, in: Ders., André Migdal und

Klaas Touber: Hortensien in Farge. Überleben im Bunker »Valentin«. Bremen: Donat-Verlag 1995, S. 21–116.

Rahn, Werner (Hrsg.): Kriegstagebuch der Seekriegsleitung 1939-1945, Bd. 42, Herford: Mittler 1988.



BERNHARD M. HOPPE

WORAN ERIN- NERN – WESSEN GEDENKEN?

Überlegungen zur Bedeutung Peene-
mündes in der Gedenkstättenlandschaft



Peenemünde und seine Geschichte lassen sich aus sehr vielen unterschiedlichen Blickwinkeln betrachten, vermitteln und bewerten, sei es aus subjektiver Motivation, sei es aus vorsätzlicher oder unbewusster Verengung der Perspektive. Darin unterscheidet sich Peenemünde zumindest nicht grundsätzlich von so gut wie allen Phänomenen dieser Welt.

AMBIVALENZ

Überlegungen zu Peenemünde aus der Perspektive der Opfer gewinnen aber ihre besondere Brisanz aus der Beobachtung, dass es zumindest in der Gedenkstättenlandschaft wohl selten eine derart weit verbreitete und als Werkzeug der Vertretung der eigenen Interessen derart unverblümt praktizierte Einseitigkeit des Blickwinkels gab, wie sie Peenemünde in den ersten Jahren nach 1990 beherrschte.

Zu den dreistesten diesbezüglichen Versuchen gehört die Idee des Bundesverbandes der Deutschen Luftfahrt-, Raumfahrt- und Ausrüstungsindustrie (BDLI), am 3. Oktober 1992 aus Anlass des 50. Jahrestages des ersten erfolgreichen Raketenstarts in Peenemünde »die Geburtsstunde der Raumfahrt« mit einem Festakt zu feiern. Dass sich »diese hervorragende wissenschaftliche und technische Pionierleistung (...), die den Menschen – nach anfänglich tragischer Nutzung der neuen Technik im Zweiten Weltkrieg – in das All und auf den Mond brachte sowie weitreichende zukünftige Nutzungspotentiale eröffnete«¹, von der Opferperspektive nicht trennen lässt, musste damals den Veranstaltern erst durch die öffentlichen Wortmeldungen internationaler Verbände der Opfer der Produktion und der Einschlüge, verantwortungsbewusster Historiker und Museumsleute und einer kritischen nationalen und internationalen Presse vor Augen geführt werden.

Der damit initiierte Lernprozess war aber erfolgreich und nachhaltig. Die Veranstaltung wurde zwar mehr aus Angst, denn aus Einsicht abgesagt, weil sie »(...) leider Gegenstand einer politischen Diskussion geworden (sei), die den wissenschaftlichen Fakten nicht gerecht wird, zumal die Entwicklung der deutschen Raketentechnologie bereits vor 1930 begonnen hat«, so die Pressemitteilung des Bundesverbandes der Deutschen Luftfahrt-, Raumfahrt- und Ausrüstungsindustrie e.V. vom 28. September 1992.² Seither kann aber niemand mehr

Peenemünde durch die Brille eines ausschließlichen und unkritischen Raketenenthusiasmus interpretieren. Zumindest kann dies nicht mehr Gegenstand eines ernsthaften Diskurses sein. Jenseits der institutionalisierten öffentlichen Auseinandersetzung ist die Vorstellung einer von jeder zeitgeschichtlichen Verstrickung scheinbar unbeeinflussten naturwissenschaftlichen Objektivität allerdings immer noch lebendig. Sie wird insbesondere immer noch von ehemaligen Mitarbeitern der Heeresversuchsanstalt und der Erprobungsstelle der Luftwaffe, ihren Nachkommen und den von ihnen inspirierten Vereinigungen offensiv vertreten. Weitaus bedenklicher als diese von durchsichtigen persönlichen Interessenlagen motivierten Positionen sind jedoch die in letzter Zeit auch von offizieller Seite wieder vehementer vorgetragenen Forderungen nach einer sogenannte »Aufwertung« und »Steigerung der Attraktivität« des historischen Ortes Peenemünde, die in der Hoffnung auf einen kurzfristigen wirtschaftlichen Erfolg implizit derselben Verkürzung der Peenemünder Geschichte das Wort reden.

Jeder verantwortungsbewusste Diskurs über Peenemünde ist spätestens seit 1992 geprägt vom Begriff der Ambivalenz und dem Bild von den Enden der Parabel, das aus dem deutschen Titel von Thomas Pynchons 1973 erschienenem Opus Magnum »Gravity's Rainbow« abgeleitet ist. Start und Einschlag, Täter- und Opferperspektive sind nicht voneinander zu trennen. Alles andere ist sowohl unhistorisch als auch unmoralisch, und jeder Versuch, die öffentliche Darstellung Peenemüdes auf eine dieser Perspektiven zu verkürzen, wird in seiner Unseriosität dem Ansehen der dafür Verantwortlichen in kurzer Zeit einen so großen Schaden zufügen, dass sich daraus nicht einmal ein kommerzieller Vorteil erzielen lassen wird.

Für die Verantwortlichen der Dauerausstellung von 2001 war der Aspekt der thematischen Ambivalenz zentral. Er ist deshalb nicht nur der rote Faden des Ausstellungskonzeptes, sondern wird auch bereits im Eingangsfoyer und noch einmal im

ersten Ausstellungsraum explizit visualisiert.

Diese Ambivalenz ist aber nicht nur der Rahmen und der Hintergrund jeder Diskussion zu Peenemünde. Die Erzählung von dieser Ambivalenz ist bereits selbst ein wichtiger Teil der Peenemünder Geschichte, weil Peenemünde dadurch ein Paradigma ist für alle technischen Leistungen, für die meisten wissenschaftlichen Fortschritte und für viele künstlerische Werke. An allen Orten und zu allen Zeiten ließen und lassen sich menschliches Denken und menschliches Schaffen in den Dienst nehmen.

Der 2012 verstorbene britische Sozial- und Wirtschaftshistoriker Eric Hobsbawm hat für die vergangenen gut 200 Jahre die inzwischen zum Standard gewordene Unterteilung in ein »langes 19. Jahrhundert« und ein »kurzes 20. Jahrhundert« von 1914 bis 1989 eingeführt. Dieses kurze 20. Jahrhundert identifizierte er als das »Zeitalter der Extreme.«³ Einerseits hat sich der wissenschaftliche Fortschritt noch nie so schnell entwickelt, andererseits haben die Jahrzehnte zwischen dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges und dem Ende des Kalten Krieges auch in einem bisher nicht gekannten Ausmaß totalitäre Regime hervorgebracht. An kaum einem anderen Ort werden diese Extreme so deutlich sichtbar und damit so anschaulich vermittelbar wie in Peenemünde. Diese Ambivalenz ist nicht die Belastung, die die Attraktivität Peenemündes angeblich einschränkt. Diese Ambivalenz ist das Pfund, mit dem Peenemünde im öffentlichen Diskurs und im Wettbewerb um die gesellschaftliche wie die individuelle Aufmerksamkeit wuchern kann.

Peenemünde zeigt, was passiert, wenn der technische Fortschritt ausschließlich von den Vorstellungen und Interessen einzelner Menschen oder einer Nation geprägt wird. Peenemünde kann damit mithelfen, Parameter zu entwickeln, mit deren Hilfe sich ein Konsens für die Bedingungen des Fort-

schritts gewinnen lässt. Gedenken wird dann keine Aneinanderreihung von Gedenktagen und Gedenkveranstaltungen mehr sein, sondern ein Labor, das aus dem Scheitern einer Gesellschaft lernt.

Von einem Verweis auf Kant abgesehen, wird der Besucher im Museum bisher mit diesen Fragen der Folgerungen aus der Peenemünder Geschichte für die Orientierung des Individuums und das Funktionieren einer demokratischen Gesellschaft allein gelassen. Ein dritter Ausstellungsabschnitt mit dem Arbeitstitel »Ethik der Technik« war schon vor zehn Jahren geplant, wurde aber bis heute nicht realisiert. Das Land Mecklenburg-Vorpommern wäre gut beraten, wenn es noch einmal prüfen würde, ob der für einen gläsernen Fahrstuhl vorgesehene fortgeschrittene sechsstelligen Betrag öffentlicher Fördergelder möglicherweise in dieses Projekt sinnvoller investiert wäre.

HISTORISCHER ORT

Peenemünde zieht sehr vielfältige und auch für einen historischen Ort des Nationalsozialismus eher untypische Besucherschichten an. Diese Chance sollte Peenemünde nutzen mit einer Ausstellungsdidaktik, die möglichst alle Menschen ansprechen und – von welcher Seite der Parabel die Interessen und die Vorbildung zunächst auch geprägt sind – für die Ambivalenz gewinnen kann. Das Ausstellungskonzept sollte deshalb gut zehn Jahre nach seiner Erarbeitung daraufhin befragt werden, ob es gerade angesichts der Heterogenität des Publikums noch genügend Zusammenhänge und Hintergründe vermitteln kann.

Beispielsweise darf nicht mehr als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, dass es sich besonders lohnt, die Tür zu einem Spind, der mit »Heinrich Lübke« beschriftet ist, zu öffnen. Ein Hinweis, dass dieser Peenemünder später das Amt des Bun-

despräsidenten ausgeübt hat, ist inzwischen unerlässlich.

Die Peenemünder Geschichte ist mit ihrer komplexen Komposition der gleichzeitigen Erinnerung an Unterdrückung und Ungerechtigkeit wie an technische Leistungen eine Geschichte, die sich im Gegensatz zu der vieler anderer historischer Orte des Nationalsozialismus eindrucksvoll erzählen lässt. Sie folgt dem aktuellen Kommunikationsmuster des storytelling und kann deshalb besonders nachhaltig für die Begründung historischen Bewusstseins und des Gefühls von Verantwortung wie für die Überwindung populärer Mythen genutzt werden.

Peenemünde ist damit ein Ort der Aufklärung im guten alten Kantschen Sinne, eine Gelegenheit, sich des eigenen Verstandes zu bedienen und damit eine Gelegenheit, die gängigen, demokratisch nicht legitimierten und trotzdem weitgehend konsensualen Interpretationen der Medien kritisch zu hinterfragen. Historische Orte sind Orte der eigenen ästhetischen Erfahrung, Orte der Wahrnehmung aus erster Hand gegen die medial vermittelte Rezeption, Plätze der individuellen Übung im Hören, im Sehen, im Fühlen und im Riechen.

Peenemünde ist außerdem auf gesellschaftlichen Feldern präsent und kann in Diskurse hineinwirken, die für die Gedenkstättenlandschaft ansonsten eher schwieriger zu erreichen sind. Die Erzählung von den Enden der Parabel – die selbst ein literarisches Zitat ist – war bereits in vielerlei Zusammenhängen Gegenstand von Arbeiten der Bildenden wie der Darstellenden Kunst, von Literatur und Musik. Diese Bezüge sollten intensiviert werden, weil sie mit ihren Mitteln dazu beitragen können, die Peenemünder Fragen zu diskutieren und aus unkonventionellen Blickwinkeln zu beleuchten. Noch wird der mediale Konsens von einer kaum hinterfragten Technikbegeisterung geprägt. Die Berichterstattung über die Landung auf dem Mars 2011 war dafür wieder eine deutliche Bestätigung. Aber das Bewusstsein für die Gefährlichkeit der unreflektierten Realisierung des technisch Machbaren wächst in der Gesellschaft.

Peenemünde sollte diese Diskussion mit anstoßen und prägen, indem es auf die Anlässe, die Bedingungen und die Folgen technischer Entwicklungen hinweist.

Der Forschungsstand zu Peenemünde hat sich in den letzten Jahren wesentlich weiterentwickelt. Die Bestimmung der Rakete als Kriegswaffe von Anfang an, die persönlichen Verstrickungen der Verantwortlichen in das nationalsozialistische Regime und der systematische Einsatz von KZ-Häftlingen und Zwangsarbeitern sind inzwischen umfassend erforscht und publiziert. Der 100. Geburtstag Wernher von Brauns im Jahre 2012 hat aber wieder einmal sehr deutlich gemacht, dass diese Forschungsergebnisse das in der Öffentlichkeit über Peenemünde und die Raketenentwicklung insgesamt vorherrschende Bild noch viel zu wenig erreicht haben.

Der Grund dafür liegt in der Segmentierung der für das historische Bewusstsein relevanten Prozesse der gesellschaftlichen Kommunikation. Die Literatur⁴ hat vier verschiedene Felder, auf denen sich die Auseinandersetzung mit der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft im Rahmen des kulturellen Gedächtnisses im Wesentlichen vollzieht, identifiziert: die politische und rechtliche Auseinandersetzung; die mehr emotionale öffentliche Erinnerungskultur mit Feiern, Gedenktagen, Gedenkstätten und Denkmälern; die ästhetische Vergegenwärtigung in den künstlerischen Medien und die wissenschaftliche Auseinandersetzung. Wissenschaftlicher Fortschritt wird sich erst dann in populären Meinungen widerspiegeln, wenn diese Arbeitsfelder besser miteinander vernetzt und die Fragen und Antworten, die von den jeweils anderen Bereichen vorgetragen werden, aufgegriffen und für die eigene Arbeit nutzbar gemacht werden. Gerade Peenemünde bietet aufgrund seiner großen thematischen Breite und seines zahlreichen Publikums die Chance, diese verschiedenen Stränge intensiver miteinander ins Gespräch zu bringen. In diesem Zusammenhang sollte auch überlegt werden, dem eher emotionalen Gedenken in

der Ausstellung einen größeren Raum einzuräumen. Dabei wäre einem Konzept, das diesen Aspekt unmittelbar in die Ausstellung integriert, der Vorzug zu geben gegenüber einem Gedenkort in der Denkmallandschaft, der beispielsweise mit dem Untergeschoss der Serienproduktionshalle zwar einen geeigneten historischen Ort nutzen könnte, durch die räumliche Trennung dem Anliegen einer engen Verbindung der beiden Felder der geschichtsdidaktischen Arbeit aber zuwiderlaufen würde.

Peenemünde sollte seine spezifischen Themen aber auch in die Gedenkstättenlandschaft hineinbringen, seine eigene Attraktivität und seine besonderen Zugangsmöglichkeiten anbieten auch für die Präsenz anderer Gedenkstätten und damit seinerseits von deren Spezifika profitieren. Die seit Jahren gut funktionierende Zusammenarbeit mit der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora steht dabei an der ersten Stelle der Kooperationen. Die Bezüge bestehen nicht nur zur Serienproduktion in Mittelbau-Dora, sondern auch zu Buchenwald: Die ersten 600 KZ-Häftlinge, mit denen die Produktion in Peenemünde begonnen wurde, kamen von dort. Brach liegt aber eine auch bereits vor mehr als zehn Jahren angestrebene Kooperation mit den Institutionen, die die historischen Bunkeranlagen bewahren und präsentieren, die unter menschenunwürdigen Bedingungen für den Einsatz der Raketen im Zweiten Weltkrieg errichtet wurden. Diese Vernetzung und eine engere Kooperation mit den Museen und Gedenkstätten an den weit verzweigten Produktionsstätten der V2 würden einerseits die Sichtbarkeit der Ambivalenz verstärken, andererseits aber auch die europäische Dimension der von Peenemünde ausgehenden Thematik noch deutlicher machen. Für die Peenemünder Bildungsarbeit ließe sich jedenfalls aus diesem Netzwerk sicher mehr Gewinn ziehen als aus der bisher favorisierten Verbrüderung mit Huntsville oder der merkwürdigen Vorstellung, dass Peenemünde, Baikonur und Cape Canaveral gemeinsam ein transnationales Weltkulturerbe bilden



Informations- und Diskussionsveranstaltung am 13.10.2013 anlässlich der Verschleppung von 600 KZ-Häftlingen von Peenemünde nach Mittelbau-Dora am 13.10.1943. An der Veranstaltung der Friedrich-Eberst-Stiftung und des Deutsch-Polnischen Kulturforums Odermündung nahmen 120 Personen teil, darunter Zeitzeugen und zahlreiche Jugendliche aus Deutschland und Polen. Hans Knopp

könnten. Wenn Peenemünde zum UNESCO Welterbe werden will, sollte es sich in den Kontext des Antrags von Buchenwald einordnen, das sich als »Zeugnis der nationalsozialistischen Verbrechen und der Geschichte des 20. Jahrhunderts« bewirbt.

Von besonderer Wichtigkeit ist für Peenemünde aufgrund seiner geografischen Lage die Kooperation mit dem Tourismus. Caspar David Friedrich und Peenemünde schließen einander so wenig aus wie ausgelassenes Strandleben und ernsthaftes Nachdenken über die Geschichte. Unsere Erlebnisgesellschaft ist an die schnellen Schnitte und an die »Patchwork-Textur«⁵ der Wahrnehmung gewöhnt, die Unübersichtlichkeit ist ein vielbeschworenes Charakteristikum unserer Gegenwart. Peenemünde sollte deshalb auch am touristischen Wettbewerb auf der Insel und darüber hinaus selbstbewusst teilnehmen.

Anmerkungen

- 1 Einladungskarte im Archiv des Historisch-Technischen Museums Peenemünde; zu den Vorgängen im Einzelnen vgl. Hoppe, Bernhard M.: »Peenemünde. Ein Beitrag zur deutschen Erinnerungskultur«, in: Erichsen, Johannes und Hoppe, Bernhard M. (Hrsg.): Peenemünde. Mythos und Geschichte der Rakete 1923–1989, Berlin: Nicolai 2004, S. 11–22.
- 2 Pressemitteilung des Bundesverbandes der Deutschen Luftfahrt-, Raumfahrt- und Ausrüstungsindustrie e.V. vom 28. September 1992 im Archiv des Historisch-Technischen Museums Peenemünde.
- 3 Hobsbawm, Eric J.: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München: Hanser 1995.
- 4 Reichel, Peter: Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur von 1945 bis heute, München: Beck 2001, S. 9f.
- 5 Crary, Jonathan: Aufmerksamkeit. Wahrnehmung und moderne Kultur, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002, S. 288.

Literaturverzeichnis

- Bourdieu, Pierre:** »Warnung vor dem Modell Tietmeyer. Europa darf sich den neoliberalen Theorien des Bundesbankpräsidenten nicht unterwerfen«, in: Die Zeit 45. (1996).
- Crary, Jonathan:** Aufmerksamkeit. Wahrnehmung und moderne Kultur, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002.
- Giordano, Ralph:** Die zweite Schuld oder von der Last, Deutscher zu sein, Hamburg: Rasch u. Röhring 1987.
- Hobsbawm, Eric J.:** Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München: Hanser 1995.
- Hoppe, Bernhard M.:** »Peenemünde. Ein Beitrag zur deutschen Erinnerungskultur«, in: Erichsen, Johannes und Bernhard M. Hoppe (Hrsg.): Peenemünde. Mythos und Geschichte der Rakete 1923–1989, Berlin: Nicolai 2004.
- Levy, Daniel und Sznajder, Natan:** Erinnerung im globalen Zeitalter. Der Holocaust, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001.
- Reichel, Peter:** Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur von 1945 bis heute, München: Beck 2001.



THOMAS LUTZ

PEENEMÜNDE IN INTERNATIONALER PERSPEKTIVE

Überlegungen zur inhaltlichen Ausrichtung des
Dokumentationszentrums Peenemünde



Peenemünde ist ein historisch bedeutender Ort für Europa. Die Waffen, die an diesem Ort von der Wehrmacht entwickelt und getestet wurden, trafen Ziele in weiter Entfernung vom Deutschen Reich. Sie waren so unpräzise, dass sie keineswegs für direkte militärische Ziele, sondern als Waffen zur Terrorisierung der Zivilbevölkerung in großen Ballungsgebieten genutzt wurden.

EUROPÄISCHE GESCHICHTE UND ERINNERUNGSKULTUR

Zudem wurde zur Herstellung der Waffen Zwangsarbeit in unterschiedlichen organisatorischen Zusammenhängen – zivile Zwangsarbeit, Kriegsgefangene, KZ-System – eingesetzt. Davon waren Menschen aus zahlreichen besetzten Ländern betroffen, von denen viele wegen der schlechten Arbeits- und Lebensbedingungen sowie gezielten Tötungen ums Leben kamen.

In der aktuellen Debatte um ein Geschichtsbild in Europa wird die Bedeutung dieser Geschichte nur am Rande wahrgenommen. Dabei gibt es verschiedene Themen, zu denen man auf dem Fundament der Aufklärung über das konkrete historische Geschehen in Peenemünde während der NS-Zeit wichtige Beiträge zu aktuellen Diskussionen leisten kann:

Im Selbstverständnis der historisch betroffenen Staaten werden Zwangsarbeit und Luftangriffe kaum in ein Verhältnis zueinander gesetzt. Beide Themen haben sehr verschiedene Einflüsse auf die bestehenden nationalen Geschichtsbilder. Es gilt als ersten Schritt, diese Unterschiedlichkeit zu verstehen und anzuerkennen. Der internationale Austausch kann darüber hinaus dazu beitragen, das eigene Geschichtsbild zu hinterfragen und vorhandene Mythen abzubauen. Hierfür gibt es im Zusammenhang mit Peenemünde an zahlreichen Orten Anknüpfungsmöglichkeiten.

Alleine die Kranzniederlegung im Rahmen der internationalen Tagung »Peenemünde aus Opferperspektive. Verantwortung von Wissenschaft und Gesellschaft. Neue Impulse für eine Erinnerungskultur an die verbrecherische Kriegsindustrie der Nationalsozialisten« vom 12.-13. Oktober 2012 an der Mahn- und Gedenkstätte Karlshagen, ist ein gutes Beispiel: Auf dem angrenzenden Friedhof sind 2 000 Opfer alliierter Bombardierungen beerdigt, von denen etwa zwei Drittel Einheimische



Gedenkveranstaltung für die KZ-Häftlinge in Peenemünde am 13. Oktober 2012 an der Mahn- und Gedenkstätte Karlshagen im Rahmen der Konferenz „Peenemünde aus Opferperspektive“ mit Bürgermeistern der Insel Usedom und Wollin. V.r.n.l.: Frank Adam, Lars Petersen, Eugeniusz Jasiewicz, Jochen Storrer, Günther Jikeli sen. Paul Pazdzior

und ein Drittel ausländische Zwangsarbeiter waren. Hinzu kommen noch umgebettete KZ-Häftlinge. Auch die Gedenk- anlage und -steine mit ihren Inschriften bieten selbst Anlässe, über die historisch komplexen Zusammenhänge und deren In- terpretationen im Laufe der Nachkriegsgeschichte nachzuden- ken und zu informieren.

In der aktuellen geschichtspolitischen Diskussion in Mittel- und Osteuropa ist vor allem das politisch verstandene Paradigma des »Totalitarismus« prägend. Mit der Gleichsetzung der Ver- folgung durch den Nationalsozialismus – vor allem im Zwei- ten Weltkrieg – und den Stalinismus wird suggeriert, dass alle anderen Staaten in Europa Opfer waren. Dabei waren viele europäische Staaten durchaus mit der Außenpolitik Deutsch- lands einverstanden. Unter anderen hatte Polen im Schatten des Münchener Abkommens Gebiete in der zerschlagenen Tschechoslowakei – das Teschener Land – besetzt.

Vor allem die beiden ideologischen Grundpfeiler des National-

sozialismus Antisemitismus und Antikommunismus («jüdisch-bolschewistisch») waren in den meisten während des Zweiten Weltkrieges eroberten Länder anschlussfähig. Auch wenn die Besetzung für viele Länder – in Umfang und Intensität sehr unterschiedlich – mit großen Verlusten und Schäden verbunden war, so wären die großen Massenverbrechen des Nazi-Regimes ohne die – durchaus sehr verschiedenen Formen – der Kollaboration nicht umsetzbar gewesen.

Diese Vielschichtigkeit der Geschichte wird in vielen Ländern verdrängt. Vor allem in den Mittel- und Osteuropäischen Nationen gibt es starke politische Strömungen, die im Rahmen der Entwicklung eines Geschichtsbildes in den neuen Ländern eine eigene Mythenbildung mit sich bringt. In diesen nationalistischen Ausführungen werden vor allem die eigenen Nationen als Opfer zweier Regime gesehen – zunächst des Nationalsozialismus, dann des Stalinismus –, ohne weder über die Unterschiede dieser Diktaturen aufzuklären noch das eigene Mittun, vor allem bei der Ermordung der europäischen Juden, zu reflektieren.

Gerade Peenemünde mit seiner Widersprüchlichkeit kann Anregungen geben, sich mit der Geschichte differenzierter und kontroverser zu befassen. Begriffe wie »Opfer«, »Täter« und »Mitläufer« können anhand konkreter historischer Situationen in ihrer Vielschichtigkeit verstanden werden.

Peenemünde kann anhand der eigenen Geschichte die Entwicklung der Darstellung von Opfern und Tätern in Gedenk- und Dokumentationsstätten seit der Befreiung vom NS-Regime problematisieren und neue Tendenzen weiterentwickeln.

Bis zum Ende des 20. Jahrhunderts war es das Hauptanliegen der Verfolgtenorganisationen, für die Anerkennung des Schicksals der verschiedenen Gruppen der Opfer des Nationalsozialismus gesellschaftlich zu streiten und der Menschen,

die ermordet wurden und gelitten haben, zu gedenken. Täter wurden pauschal als Verbrecher und als quasi aus einer anderen Welt stammende Unmenschen dargestellt. Eine Beschäftigung mit ihren Biografien und der Frage, wieso sie sich an diesen Staatsverbrechen beteiligt hatten, fand nicht statt. Durchaus nachvollziehbar haben Überlebende die Aufnahme von Informationen über die Täter – außer als Verbrecher in den Prozessen – in Gedenkstätten abgelehnt, da sie nicht bei einem Besuch in der Stätte ihres Leidens mit ihren Peinigern konfrontiert werden wollten.

Auf der anderen Seite wurden technische Entwicklungen, die im Zusammenhang mit der NS-Zeit standen und sowohl bei der Herstellung als auch der Anwendung viele Menschenleben forderten, unkritisch als Errungenschaften angesehen und deren Erfinder verehrt, ohne die historischen Zusammenhänge herzustellen.

Seit etwa eineinhalb Jahrzehnten hat sich diese Darstellungsweise geändert. Zum einen werden die verschiedenen Opfergruppen und deren Schicksal viel genauer und differenzierter dargestellt. Hierzu können zudem viel stärker Selbstzeugnisse (Untersuchungsberichte, Tagebücher, AV-Dokumentationen, Objekte) vor allem von Überlebenden eingesetzt werden. Zum anderen wird auch thematisiert, wer für die Verbrechen verantwortlich war. Die besondere Herangehensweise in Gedenk- und Dokumentationsstätten ist, dort die an den historischen Stätten Handelnden darzustellen. Damit wird die Geschichte konkret. Es werden für die individuellen Personen und ihre Funktionen Verantwortlichkeiten und Handlungsmöglichkeiten beleuchtet. Auf diese Weise wird anstatt einer mit moralischem Impetus geforderten, wenn auch notwendigen, Verurteilung der Täter aufgezeigt, wie sich Menschen in diesen konkreten Situationen verhielten und – mit nur wenigen Ausnahmen – das Verfolgungssystem mit ihrem alltäglichen Handeln unterstützten.

Diese Form der Darstellung bietet Peenemünde die Chance, die Geschichte in ihrer Differenziertheit umfassend darzustellen. Die Geschichtsdarstellung ermöglicht es, beide Seiten des NS-Systems zusammen zu sehen. Sowohl der Fortschritt als auch die historische Situation, in der diese erzielt und welche Verbrechen in diesem Zusammenhang begangen oder in Kauf genommen wurden, kann bei dieser »integrierten Geschichte« (in Anlehnung an Saul Friedländer) erörtert werden.

Je nach Kenntnisstand und Interesse wird es in Projekten mit Besuchsgruppen zu den jeweiligen Bedürfnissen entsprechenden Aktualisierungen kommen, etwa hinsichtlich der ethischen Verantwortung beim Erringen von technischem Fortschritt.

Die Geschichte der Zwangsarbeit in der NS-Zeit wird in den unterschiedlichen Ländern gegenwärtig verschieden bewertet. Vor allem, da die Überlebenden nach der Rückkehr in ihre Heimatländer häufig als Verräter angesehen und diskriminiert wurden, wird die NS-Zwangsarbeit bis heute in vielen Ländern nicht in ihrer Bedeutung anerkannt. Gerade die international vergleichende Debatte könnte dazu beitragen, die Besonderheiten der eigenen Rezeption der NS-Geschichte zu hinterfragen und zu überprüfen.

Peenemünde ist dank seiner geographischen Lage prädestiniert dafür, den deutsch-polnischen Dialog über die Bedeutung der Geschichte Peenemündes für die Gegenwart zu forcieren. Dabei könnten diese binationale Diskussion und Zusammenarbeit ein Beispiel für übergreifende Projekte werden, für die die hier gewonnenen Erfahrungen genutzt werden können.

Bis 1989 wurde in Deutschland – getrennt in Bundesrepublik und DDR – die NS-Vergangenheit sehr verschieden in das staatliche Selbstverständnis integriert. Nach der deutschen Einheit waren vor allem Menschen und Institutionen aus der DDR gezwungen, sich mit einer anderen Form der Aufarbei-

tung der NS-Zeit vertraut zu machen. Zumindest bei den über 35-Jährigen, die noch mit der Notwendigkeit konfrontiert waren, das zunächst Gelernte ab 1990 mit den neuen politischen Bewertungen der historischen Abläufe in Einklang zu bringen, war und ist dies eine besondere Herausforderung. Das Erfordernis, seine eigene Sozialisation so radikal zu hinterfragen, hat es in den westlichen Ländern nicht gegeben. Die im vereinten Deutschland bis heute gemachten Binnenerfahrungen mit den bestehenden zwei verschiedene Erinnerungskulturen können dazu genutzt werden, im Vergleich mit anderen Staaten und Gesellschaften Transformationsprozesse und deren Auswirkungen auf das Geschichtsbild – das immer von heute aus gedacht ist – zu thematisieren und (selbst-) kritisch zu hinterfragen. Ein Interesse an solchen Debatten ist weltweit in vielen Gesellschaften stark vorhanden, die nach dem Ende von Diktaturen oder Phasen von Verbrechen gegen die Menschheit eine neue staatliche Organisation etablieren wollen.



KURZBIOGRAFIEN

der Autorinnen und
Autoren



Prof. Dr. Rainer Eisfeld

war von 1974 bis 2006 Professor für Politikwissenschaft an der Universität Osnabrück. Im Jahr 2002 übernahm Dr. Eisfeld eine Gastprofessur an der University of California in Los Angeles. 2006 bis 2012 war er Mitglied des Executive Committee der International Political Science Association (IPSA). Bis heute gehört Dr. Eisfeld dem Kuratorium der Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora an.

Veröffentlichungen unter anderem: Streitbare Politikwissenschaft (2006); Mondsüchtig: Wernher von Braun und die Geburt der Raumfahrt aus dem Geist der Barbarei (2012); Ausgebürgert und doch angebräunt. Deutsche Politikwissenschaft 1920-1945 (2013).



Dr. Regine Heubaum

promovierte 2001 an der Humboldt-Universität zu Berlin und ist seit 2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin und Leiterin der Dokumentationsstelle der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora. Seit 2004 ist sie außerdem stellvertretende Leiterin der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora.

Veröffentlichungen unter anderem: Nordhausen im Nationalsozialismus. Ein historischer Wegweiser (2010); Gedenkbuch für die Toten des KZ Mittelbau-Dora (2010).



Prof. Dr. Bernhard M. Hoppe

ist seit 2005 Honorarprofessor für Ästhetik und Kommunikation im Fachbereich Soziale Arbeit an der Hochschule Mittweida und seit 2010 Dozent und Mitglied des Leitungsteams des Master-Fernstudiengangs „Management von Kultur- und Nonprofit-Organisationen“ am Distance and Independent Studies Center (DISC) der TU Kaiserslautern. Von 1994 bis 2008 war Dr. Hoppe Leiter des Referates »Museen, Gedenkstätten, Bibliotheken und Bildende Kunst« in der Abteilung Kultur des Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur des Landes



Mecklenburg-Vorpommern.

Veröffentlichung unter anderem: Peenemünde. Mythos und Geschichte der Rakete 1923–1989 (Hrsg. mit Johannes Erichsen) (2004).



Dr. Günther Jikeli jun.

promovierte 2011 am Zentrum für Antisemitismusforschung an der TU Berlin. Zur Zeit lehrt er als Gastwissenschaftler an der Indiana University, Bloomington. Dr. Jikeli ist International Fellow der Groupe Sociétés, Religions, Laïcités des CNRS in Paris und des Moses Mendelssohn Zentrums in Potsdam. Bis 2012 war er Berater zur Bekämpfung von Antisemitismus der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE).

Veröffentlichungen unter anderem: Antisemitismus und Diskriminierungswahrnehmungen junger Muslime in Europa (2012); Umstrittene Geschichte. Ansichten zum Holocaust unter Muslimen im internationalen Vergleich (Hrsg. mit Kim Robin Stoller und Joëlle Allouche-Benayoun) (2013).



Dr. Thomas Lutz

2009 promovierte er an der TU Berlin. Bereits seit 1984 baute Dr. Lutz das Gedenkstättenreferat bei der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. auf. Das Gedenkstättenreferat der Stiftung Topographie des Terrors leitet er seit 1993. Zudem ist Dr. Lutz Mitbegründer des International Council for Memorial Museums for Victims of Public Crimes als internationales Komitee des Weltmuseumsrates. 2007 war er Fellow am Center for Advanced Holocaust Studies.

Veröffentlichung unter anderem: Zwischen Vermittlungsanspruch und emotionaler Wahrnehmung. Die Gestaltung neuer Dauerausstellungen in Gedenkstätten für NS-Opfer in Deutschland und deren Bildungsanspruch (2009).

Dr. Marcus Meyer

Nach seiner Promotion 2009 an der Universität Hamburg wurde Dr. Meyer wissenschaftlicher Leiter des Denkkorts Bunker Valentin und damit Mitarbeiter der Landeszentrale für politische Bildung Bremen.

Veröffentlichungen unter anderem: Säkularisierung oder Konfessionalisierung? Freimauerei und Nationalprotestantismus in Bremen (2008); Bruder und Bürger. Freimaurerei und Bürgerlichkeit in Bremen (2010).

**Christian Mühldorfer-Vogt**

Nach seinem Studium der Geschichte, Soziologie und Pädagogik an der Universität Bielefeld sowie des Kulturmanagements an der Fernuniversität Hagen leitete er u. a. die Städtischen Museen Quedlinburg sowie das Historisch-Technische Informationszentrum Peenemünde. Darüber hinaus kuratierte Mühldorfer-Vogt zahlreiche Ausstellungen im Kontext »Drittes Reich«. Veröffentlichung unter anderem: »Der Betrieb kann mit Häftlingen durchgeführt werden.« Zwangsarbeit für die Kriegsrakete (Hrsg.) (2009).

**Dr. Tomasz Ślepowroński**

promovierte 2005 an der Stettiner Universität zur Geschichte der pommerschen Historiografie nach dem Zweiten Weltkrieg. Derzeit ist Dr. Ślepowroński Fellow am Pommerschen Landesmuseum in Greifswald und gestaltet die Ausstellung zur Geschichte Westpommerns von 1945 bis 2007.

Veröffentlichungen unter anderem: Polska i wschodnioniemiecka historiografia Pomorza Zachodniego (1945–1970) (2008); Na drodze do niemieckiej katastrofy: twórcy idei, sportowcy, uczeni, policjanci (Hrsg. mit Włodzimierz Stępiński (2012).





Fritz Spalink

studierte Betriebswirtschaft an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel sowie Pädagogik mit Schwerpunkt Historie an der Universität Flensburg. Seit 2006 ist er Vorsitzender der Historischen Gesellschaft zu Seebad Heringsdorf auf Usedom.

Veröffentlichung unter anderem: Geschichten und Geschichte rund um das Seebad Heringsdorf auf der Insel Usedom (2011).



Prof. Dr. Włodzimierz Stępiński

Von 1972 bis 1975 war er am Nationalmuseum in Szczecin-Stettin und anschließend bis 1992 am Historischen Institut der Polnischen Akademie der Wissenschaften tätig, seit 1992 ist Stępiński an der Universität Szczecin/Stettin Leiter des Lehrstuhls für Deutschlandkunde. 1995-1996 Gastprofessur an der EMAU Greifswald und 1998 Vorlesungsreihe an der Universität Rostock. Er ist Mitglied der Polnischen Historischen Gesellschaft, des Kaschubischen Instituts Gdańsk-Danzig, des Westinstituts Poznań/Posen, der Ernst-Moritz-Arndt-Gesellschaft in Gr. Schoritz/Rügen und Mitglied des Beirates des Jahrbuches *Studia Historica Slavo-Germanica*.

Veröffentlichungen u.a. *Na drodze do niemieckiej katastrofy: twórcy idei, sportowcy, uczeni, policjanci* (Hrsg. mit Tomasz Ślepowroński (2012).



Dr. Jens-Christian Wagner

Nach Abschluss seiner Promotion mit einer Studie über das KZ Mittelbau-Dora 1999 an der Universität Göttingen war er 2000 Gastwissenschaftler bei der Max-Planck-Gesellschaft-Präsidentenkommission »Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus«. Seit 2001 ist Dr. Wagner Leiter der KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora (Nordhausen).

Veröffentlichungen unter anderem: *Produktion des Todes. Das KZ Mittelbau-Dora* (2001); *Ellrich 1944/45. Konzentrationslager und Zwangsarbeit in einer deutschen Kleinstadt* (2009);

Zwangsarbeit. Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg. Begleitband zur Ausstellung (Hrsg. mit Volkhard Knigge und Rikola-Gunnar Lüttgenau) (2012); Wiederentdeckt. Zeugnisse aus dem Konzentrationslager Holzen. Begleitband zur Wanderausstellung (2013).

Mark Whitmore

Mark Whitmore ist seit 2003 Direktor der Sammlung und Forschung des Imperial War Museums in Großbritannien. Zuvor war Whitmore stellvertretender Direktor der Nationalsammlung der Australischen Kriegsgedenkstätte.

Veröffentlichung unter anderem: Mephisto, A7V Sturmpanzerwagen 506. A history of the sole surviving First World War German tank (1989).



Dr. Christl Wickert

Nach ihrer Promotion 1983 war sie unter anderem zehn Jahre als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der FU Berlin sowie an der TU Berlin tätig. Sie kuratierte die 2005 eröffnete erste Ausstellung zur KZ-SS in der Gedenkstätte Neuengamme. Heute ist Dr. Wickert unter anderem freie Mitarbeiterin der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten und der Gedenkstätte Neuengamme.

Veröffentlichungen unter anderem: Frauen gegen die Diktatur. Widerstand und Verfolgung im nationalsozialistischen Deutschland (1994); Das andere Deutschland im Widerstand gegen den Nationalsozialismus (Hrsg. mit Helga Grebing) (1994).



VERZEICHNIS DER HINTERGRUNDBILDER

Umschlag Vorderseite: Bild 1: Start einer A4-Rakete auf dem Prüfstand 7, HTM Peenemünde GmbH; Bild 2: Tischkarte für Albin Sawatzki, Peenemünder Ingenieur und Direktor der Planungsabteilung der Mittelbau GmbH, bei der Feier im Peenemünder Kasino am 16. Dezember 1944, HTM Peenemünde GmbH.

Umschlag Rückseite: Gedenkveranstaltung 13. Oktober 2013 nahe des Ortes der Fertigungshalle der V2 anlässlich des 70. Jahrestages der Verschleppung von 600 KZ-Häftlingen von Peenemünde nach Mittelbau-Dora.

S. 6/7, S. 32/33: Überreste der Fertigungshalle der V2, in der sich auch das KZ Karlshagen II befand, September 2013.

S. 8/9: Blick auf das Kraftwerk Peenemünde 2005, Marco Pahl.

S. 12/13: Eingangsbereich Historisch Technisches Museum, M. Pahl.

S. 18/19: Gedenkveranstaltung 13. Oktober 2013 nahe des Ortes der Fertigungshalle der V2 anlässlich des 70. Jahrestages der Verschleppung von 600 KZ-Häftlingen von Peenemünde nach Mittelbau-Dora, Paul Pazdzior.

S. 22/23: Dauerausstellung HTM, Marco Pahl.

S. 26/27: Baustelle des Kraftwerks Peenemünde um 1940, HTM Peenemünde GmbH.

S. 58/59: Peenemünde wahrscheinlich in den späten 1920er Jahren, HTM Peenemünde GmbH.

S. 82/83: Tischkarte für Albin Sawatzki, Peenemünder Ingenieur und Direktor in Mittelbau-Dora, bei der Feier im Peenemünder Kasino am 16. Dezember 1944, HTM Peenemünde GmbH.

S. 102/103: Eine Gruppe tschechischer Arbeiter in Peenemünde im Einsatz, wahrsch. um 1937, HTM Peenemünde GmbH.

S. 128/129: Die verheerenden Auswirkungen des V2-Einschlags am 4. Januar 1944 in Lambeth, London. © Lambeth Archives 00201.

S. 158/159: Auszug aus Cabała, Adam: Das Geheimnis des Tunnel Dora, 28.02.1958. KZ-Gedenkstätte Mittelbau-Dora, P1/Bd. 105.

S. 170/171: Stanisława Kobiałko, Zwangsarbeiterin der Waffen- und Munitionsfabrik Luebeck-Schlutup, Barackenlager (zweite von rechts), 1942, Staatsarchiv Stettin.

S. 208/209: Überreste der Hauptwache vor dem Gemeinschaftslager Ost und angrenzendem Konzentrationslager Karlshagen I, Panoramafoto September 2013.

S. 226/227: Dauerausstellung HTM, Marco Pahl.

S. 252/253: Dauerausstellung HTM, Marco Pahl.

S. 310/311: Denkort Bunker Valentin Südseite, © Harald Schwörer, photein.de.

S. 330/321: Kraftwerk Peenemunde 2005, Marco Pahl.

S. 342/343: Gedenkveranstaltung 13. Oktober 2013 nahe des Ortes der Fertigungshalle der „V2“ anlässlich des 70. Jahrestages der Verschleppung von 600 KZ-Häftlingen von Peenemünde nach Mittelbau-Dora, Hans Knopp.

S. 350/351: Konferenz „Peenemünde aus Opferperspektive“ der Friedrich-Eberst-Stiftung und des Deutsch-Polnischen Kulturforums Odermündung, 12./13. Oktober 2012. V.l.n.r.: Prof. Dr. Bernd Faulenbach, Prof. Dr. Bernhard Hoppe, Prof. Dr. Thomas Stamm-Kuhlmann, Eugeniusz Jasiewicz, Paul Pazdzior.



Mit dem Ort Peenemünde auf der Insel Usedom sind die Entwicklung der „V2“ und der Name Wernher von Braun verbunden. In Peenemünde wurden jedoch Tausende Kriegsgefangene, „Zivilarbeiter“ und KZ-Häftlinge zur Arbeit an der V2 in der Heeresversuchsanstalt und an der V1 in der Erprobungsstelle der Luftwaffe gezwungen. Dies wurde jahrzehntelang verschleiert durch Mythen, die an einer Überbetonung der technischen Leistungen unter Ausblendung der Verbrechen interessiert waren.

Die Peenemünder Versuchsanstalten waren sowohl ein Mikrokosmos nationalsozialistischer Gemeinschaftsbildung im Dienste des totalen Krieges, als auch Leidens- und Todesstätte zahlreicher Zwangsarbeiter. Peenemünde ist deshalb auch Gedenkort.

Die Autorinnen und Autoren des Bandes beleuchten detailreich die Geschichte Peenemündes jenseits der Technikgeschichte, Perspektiven der Opfer, verzerrte Wahrnehmungen in der langen Nachkriegszeit und den Umgang heute mit der Geschichte der Zwangsarbeit an diesem und anderen Täterorten.